This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

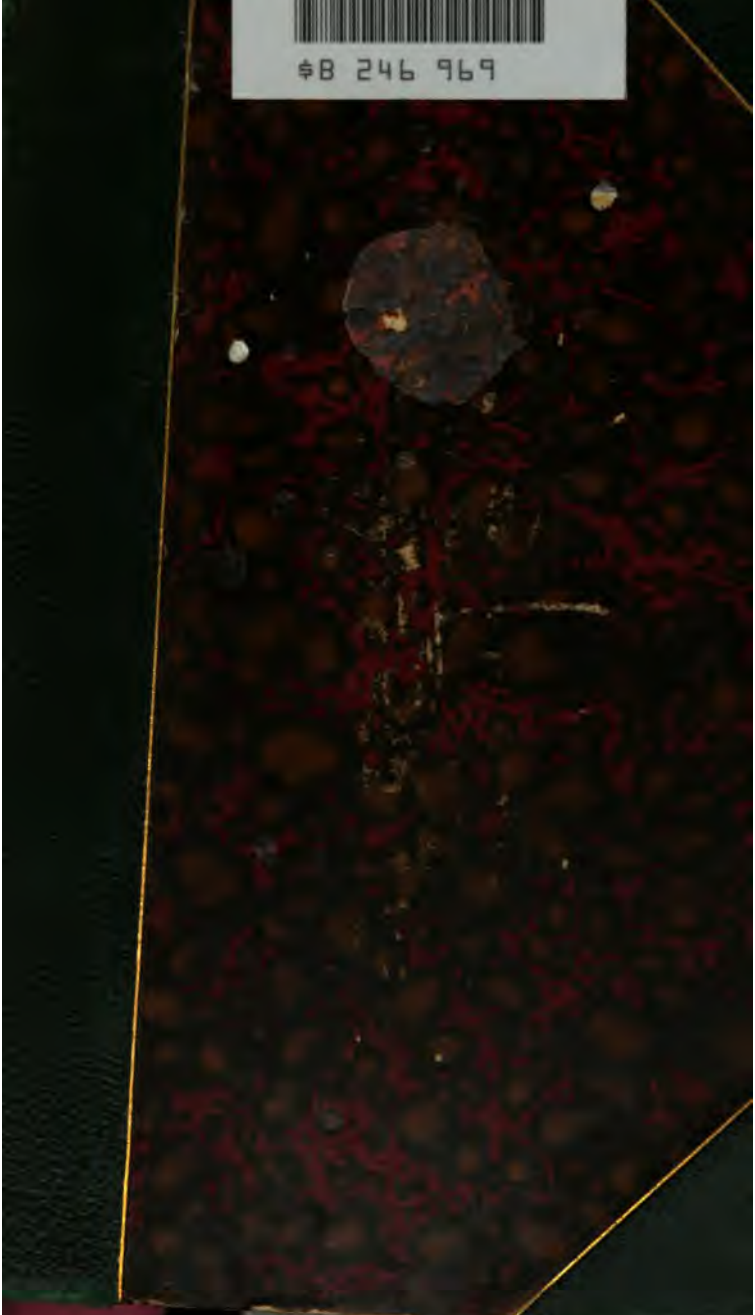
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


$B 246 969

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
GIFT OF
Ladies of Temple Emanu-El.
Received Dec. 1897.
Accession No. 68677 Class No.

9 EAST 16. STREET
NEW YORK

Seinem theuren Freunde
Adolph Ebert
in Treue und Liebe
d. Verf.

DAS

# LEBEN UND DIE LEHRE

DES

# MUHAMMED.

DARGESTELLT

VON

**LUDOLF KREHL.**

I. THEIL.

DAS LEBEN DES MUHAMMED.

LEIPZIG

**OTTO SCHULZE**

II. QUER-STRASSE II.

1884.

DAS

# LEBEN

DES

# MUHAMMED.

DARGESTELLT

VON

**LUDOLF KREHL.**

LEIPZIG
**OTTO SCHULZE**
II. QUER-STRASSE II.
1884.

BP75
K7

68677

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

mp

# VORWORT.

Das Leben und die Lehre des Muhammed sind seit den letzten Jahrzehnten ziemlich häufig Gegenstand sehr eingehender, auf quellenmässiger Forschung beruhender Untersuchungen gewesen, ohne dass dieselben zu einem vollkommenen Abschluss gekommen sind, und es wird voraussichtlich noch geraume Zeit dauern, bis dies überhaupt möglich sein wird.

Die Ansichten über den merkwürdigrn Mann, dessen ganzes Wirken der sittlichen und religiösen Hebung seines hochbegabten Volkes gewidmet war, sind bekanntlich sehr weit auseinander gegangen. Es scheint wirklich, als ob lange Zeit der Einfluss von Voltaire sich geltend gemacht hätte, welcher, obgleich seinem „Le fanatisme ou Mahomet le prophète" die für ihre Zeit tüchtigen und über Muhammed ganz anders urtheilenden Arbeiten von Boulainvilliers und Sale kurz vorhergegangen waren, in seiner Tragödie Muhammed als einen blutdürstigen, nur von Ehrgeiz geleiteten und betrügerischen, scheinheiligen Tyrannen, als einen, wie er selbst sich ausdrückt, „Tartuffe les armes à la main", schildert. Voltaire hat selbst gestanden, dass die ganze Intrigue, auf welcher die Handlung des Stückes beruht, von ihm erfunden und dass sie aus der ganz willkürlichen Combination von zwei Ereignissen hervorgegangen sei, welche in durchaus

keiner Verbindung mit einander gestanden haben. Obgleich man von diesem Geständniss Voltaire's, welches er bereits 1742 in einem Brief an Friedrich II. veröffentlichte, schon längst Kunde haben konnte, scheint sich doch sein abfälliges Urtheil über Muhammed ziemlich allgemein festgesetzt zu haben, und das um so leichter, als es mit dem kirchlichen Urtheil des Mittelalters im Wesentlichen übereinstimmte. Dieses kirchliche Urtheil hat bei Dante (Inferno 28, 30 ff.), welcher ihn nur als Unruhe- und Sectenstifter schildert, seinen poetischen Ausdruck gefunden.

Es gehört ja allerdings viel Geduld dazu, um sich durch alle die vielen Widersprüche, welche sich in dem Leben und in dem Charakter Muhammeds finden, hindurchzuarbeiten und den wirklichen Kern herauszufinden. Aber schliesslich wird man, glaube ich, an der Aufrichtigkeit Muhammed's kaum zweifeln können.

In gewisser Beziehung hat Thomas Carlyle Recht, wenn er in seinem Essay über Voltaire (Works Vol. IV, p. 128) einmal sagt: „Kein Charakter ward jemals eher richtig verstanden, als bis man ihn mit einem gewissen Gefühl nicht blos der Toleranz, sondern auch der Sympathie betrachtete. Wir müssen uns überzeugen, dass unser Feind nicht jenes hassenswerthe Wesen ist, als welches wir nur gar zu geneigt sind ihn darzustellen. Seine Laster und Schlechtigkeiten liegen vor seinen Gedanken in einer ganz anderen Verkettung, als vor den unseren und in einer Färbung, welche sie mildert, ja vielleicht sogar als Tugenden erscheinen lässt."

Ich bin bemüht gewesen, dieser „anderen Verkettung" sorgsam nachzugehen und habe gesucht unparteiisch zu sein, und ich muss dankbar bekennen, dass das Studium der grossen Werke der Traditionswissenschaft, wie des Buchârî und Muslim, welche unendlich viele sehr charakteristische Züge und Aeusserungen Muhammed's gut beglaubigt mittheilen, mich

hierbei sehr wesentlich unterstützt hat. Mag in diesen Ueberlieferungen auch gar Vieles tendenziös gefärbt sein, mag bei ihren Sammlern auch ganz entschieden die Sympathie für Muhammed vorgewaltet haben, eine Hauptquelle bleiben diese Werke trotz alledem und der Stifter des Islâm erscheint nach ihnen in einem anderen und zwar bei weitem besserem Lichte.

Dadurch wird der Islâm mit seinem sittlichen und religiösen Particularismus, der nur gar zu leicht zum Fanatismus führt, noch nicht zu einer besseren Religion, als er wirklich ist. Aber das wird man nicht verkennen können, dass mit ihm in der Entwickelung nicht nur der politischen Geschichte der Araber ein grosser Fortschritt und eine neue Zeit beginnt, sondern dass der Einfluss dieser Religion sich auch in der Entfaltung des ganzen geistigen Lebens des arabischen Volkes wie auch vieler anderer Völker des Orients in der tiefsten und fruchtbringendsten Weise geltend gemacht hat. Durch ihn ist das in sich zerklüftete, in kleinen fortwährenden blutigen Kriegen seine besten Kräfte vergeutende arabische Volk geeint worden und sein ganzes Denken und Fühlen hat eine andere, jedenfalls höhere Richtung genommen.

Das grosse Verdienst, der Gründer der arabischen Civilisation zu sein, wird also dem Muhammed Niemand absprechen können, ebensowenig wie das Verdienst, dass er sein Volk ganz unleugbar auf eine höhere Religionsstufe gestellt hat. Einem betrügerischen, scheinheiligen Schwärmer und nur vom Egoismus geleiteten ehrgeizigen Menschen wäre das sicher nicht gelungen. Die Macht, welche er errichtet, wäre sicher bald nach seinem Tode wieder in sich zusammengestürzt, wenn sie nicht auf eine höhere Idee, auf eine Lehre gegründet gewesen wäre, welche noch heute Millionen von Menschen geistig beschäftigt und in ihrer Art befriedigt, und an welche sich im Laufe der Jahrhunderte ein sehr weit ausgedehntes, zum Theil sehr ideenreiches

und von hoher geistiger Bildung zeugendes Schriftthum angeschlossen hat.

Will man den Islâm mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen, so muss man ihn erst genau kennen lernen, seine Tugenden wie seine Fehler. Es gilt zu ermitteln, welches die wahre Bedeutung dieser Religion, welches ihr specifischer Charakter und ihr Werth als Religion, welches der Charakter und der Werth ihres Einflusses auf ihre Bekenner gewesen und noch ist. Mit dem von vornherein feststehenden abfälligen Urtheil ist es nicht abgethan, ganz abgesehen davon, dass eine solche vorurtheilige Stellung zu der ganzen Frage weder der Pflicht der Unparteilichkeit noch den Forderungen der Wissenschaft entspricht, zu deren Bereiche die Religionswissenschaft unleugbar mit gehört.

Der Darstellung der Lehre Muhammed's soll der zweite Theil des Werkes gewidmet sein, den ich sobald als nur möglich veröffentlichen zu können hoffe.

Leipzig, d. 9. März 1884.

**Ludolf Krehl.**

## ERSTES KAPITEL.

## Von Muhammed's Geburt bis zu seiner ersten Verheirathung.

Muhammed, der Sohn des ʿAbd-allah, des Sohnes des ʿAbd-al-Muttalib (aus dem Geschlechte Hâschim) und der Âmina, der Tochter des Wahb aus dem Geschlechte Zuhra, wurde um das Jahr 570 n. Chr. in Mekka geboren. Die geschäftige Sage schmückt die Erzählung von seiner Geburt in der mannichfachsten Weise aus, und berichtet von wunderbaren dieselbe begleitenden Naturereignissen, gleichsam als habe auch die Natur an der Geburt dieses grössten Arabers unmittelbar Theil genommen. Ferner soll ein Jude in Jathrib (Medîna) am Morgen nach derselben seine Glaubensgenossen zusammengerufen und ihnen verkündigt haben: „Diese Nacht ist der Stern aufgegangen, unter welchem Ahmed geboren worden ist.“ Seiner Mutter Âmina soll vor der Geburt ihres Sohnes ein Geist erschienen sein, der ihr zugerufen habe: „Du bist mit dem Herrn dieses Volkes schwanger, sprich bei seiner Geburt: Ich stelle ihn unter den Schutz des Einzigen gegen die Bosheit jedes Neiders, und nenne ihn Muhammed.“ Ebenso wird erzählt, dass sie während ihrer Schwangerschaft ein Licht

geschaut habe, welches von ihr aus seine Strahlen verbreitet und bei dessen Schein man die Schlösser von Bussra in Syrien habe sehen können. Noch vor der Geburt des Sohnes starb der Vater ʿAbd-allah, der Sohn des ʿAbd-al-Muttalib. Aber der Grossvater des Knaben, ʿAbd-al-Muttalib, nahm sich desselben in treuester Weise an und sorgte für die ziemlich hülflose Mutter wie für das Kind. Er soll, wie berichtet wird, nachdem Âmina ihm erzählt, was sich während ihrer Schwangerschaft zugetragen, das Kind freudig auf den Arm genommen und zur Kaʿba getragen und dort Gott für diese Gabe gedankt, ihn dann der Mutter wieder zurückgebracht und nach einer Amme für ihn gesucht haben.

Auch die Berichte über die früheste Jugend Muhammed's sind mit einer Fülle wunderbarer Erzählungen ausgeschmückt, welche augenscheinlich bezwecken, darzuthun, dass die göttliche Sendung des Propheten schon von seiner ersten Kindheit an durch die sichtbaren Zeichen und Wunder bezeugt sei, welche einzelne Ereignisse seines Lebens begleiteten. Es wird Folgendes erzählt. Seine Mutter wollte, angeblich einer in Mekka gebräuchlichen Sitte entsprechend, das Kind, von dem sie selbst so Grosses erhoffte, auf das Land zu einer Amme geben, um es auf diese Weise den schädlichen Einflüssen der Stadtluft zu entziehen. An den Markttagen pflegten Beduinenfrauen von dem Land in die Stadt zu kommen, um dort sich als Ammen anzubieten und die ihnen als Säuglinge anvertrauten Kinder wieder mit auf das Land zu nehmen. Um die Zeit als Âmina für ihren Sohn nach einer Amme suchte, kam

in Begleitung anderer Stammesgenossinnen eine Beduinenfrau Namens Halîma (von dem Stamme Sa'd) nach Mekka, um sich nach einem Ziehkind umzuthun. Sie war arm. Ihr wurde, wie den anderen Frauen, Muhammed als Säugling angeboten, aber auch sie trug, wie ihre Gefährtinnen, Bedenken, das Kind, das keinen Vater mehr hatte, anzunehmen, weil sie fürchtete, dass weder von der Mutter noch von dem Grossvater viel Geld zu erwarten sei. Als aber alle Frauen Säuglinge gefunden hatten und nach Hause zurückkehren wollten, sagte sie zu ihrem Mann: „Bei Gott, ich gehe nicht gern ohne Säugling mit meinen Gefährtinnen zurück, ich will dies Waisenkind nehmen." Er erwiderte: „es wird dir nichts schaden, wenn du es nimmst, vielleicht wird Gott uns durch den Knaben Segen verleihen". Sie nahm ihn darauf mit sich, weil sie kein anderes Kind gefunden hatte. Als sie den Knaben an die Brust legte, fand er ihrer Aussage nach so viel Milch, dass er satt wurde, und auch ihr eignes Kind fand Nahrung genug, während sie bisher immer über Mangel an Milch hatte klagen müssen. Als ihr Mann nach der Kameelin sah, fand er auch diese mit strotzendem Euter. Kurz, sie überzeugten sich, dass mit dem Knaben der Segen in ihr Haus eingekehrt war. Sie machten sich dann auf den Weg und als sie zu ihrer Wohnung, im Gebiete der Banû Sa'd, „dem unfruchtbarsten aller Länder", gelangten, kam ihnen des Abends ihr Vieh gesättigt und mit Milch angefüllt entgegen, während andere Leute keinen Tropfen zu melken fanden. „So fanden wir", erzählt Halîma, „in Allem Gottes Segen und Ueberfluss, und

als zwei Jahre vorüber waren, entwöhnte ich Muhammed und er war so kräftig herangewachsen, wie kein anderer Knabe.“ Sie brachte ihn darauf zu seiner Mutter zurück, erbat sich aber von dieser, dass sie ihn noch länger bei ihr lasse, bis er stärker werde, und machte geltend, dass die schlechte Luft von Mekka ihm gar zu leicht schaden könne. Die Mutter Muhammed's erfüllte die Bitte und so kehrte denn Halîma von Neuem auf das Land mit ihm zurück.

Die Sage berichtet noch von einem anderen Wunder, das sich wenige Monate nach dieser Rückkehr des Knaben auf das Land zugetragen haben soll. Eines Tages, erzählt Halîma, als Muhammed mit unserem Sohne, seinem Milchbruder, hinter dem Hause bei dem Vieh war, kam dieser eilig zu uns gelaufen und erzählte, dass zwei weissgekleidete Männer den Muhammed ergriffen und zu Boden geworfen, ihm den Leib aufgeschnitten und darin etwas gesucht hätten. Als sie mit ihrem Mann eilends hinzugelaufen sei, hätten sie ihn ganz entstellt gefunden und ihn gefragt, was ihm begegnet sei. Er habe nun dasselbe erzählt, wie sein Bruder. Sie hätten ihn darauf zu ihrer Wohnung gebracht und ihr Mann, fürchtend, dass der Knabe von bösen Geistern besessen sei, habe gerathen, ihn so schnell als möglich zu seiner Mutter nach Mekka zurück zu bringen. Sie habe das gethan, und als sie mit Muhammed zu seiner Mutter gekommen sei, habe diese sie verwundert gefragt, warum sie jetzt auf einmal den Knaben zurückbringe, während sie doch noch vor Kurzem gebeten habe, denselben längere Zeit behalten zu dürfen. Sie habe ihr geantwortet: „ich fürchte, es

könnte ihm ein Unglück zustossen.“ Âmina habe darauf ihre Zweifel geäussert, dass dies der wahre Grund ihres jetzigen Verhaltens sei, und sie gebeten, ihr die volle Wahrheit zu sagen. Als Halîma ihr in Folge dessen Alles erzählt, habe die Mutter sie gefragt, ob sie wirklich für das Kind Böses vom Satan fürchte, und ihr auf ihre bejahende Antwort erwidert: „Nein bei Gott! der Satan hat keine Macht über ihn, denn mein Sohn wird einst zu hohem Ansehen gelangen.“ Sie habe darauf den Knaben wieder mit sich genommen und ihn zu den Ihrigen auf das Land zurück gebracht.

Ueber die eigenthümliche Begegnung Muhammed's mit den beiden Engeln, welche ihm die Brust geöffnet und etwas darin gesucht hätten, soll der Prophet später, darüber befragt, Folgendes ausgesagt haben*): Ich bin unter den Banû Sa'd Ibn Bekr gesäugt worden. Als ich mit einem meiner Brüder mich hinter unseren Zelten befand und Vieh hütete, da kamen weissgekleidete Männer zu uns, mit einer goldenen Tasse, die mit Schnee gefüllt war, sie ergriffen mich, spalteten meinen Leib, nahmen mein Herz heraus, spalteten es, nahmen einen dicken schwarzen Blutstropfen heraus, warfen ihn weg und wuschen darauf mein Herz und meine Brust mit dem Schnee und reinigten es. Darauf sagte der eine zu dem andern: „wiege ihn gegen zehn von seinem Volke“. Er that es und ich wog sie auf. Dann sagte er: „wiege ihn

*) Vgl. Ibn-Hishâm, Das Leben Muhammed's. Herausgegeben von F. Wüstenfeld. I, S. 106.

gegen hundert von seinem Volke", aber ich wog auch diese hundert auf, endlich sagte er: „wiege ihn gegen tausend von seinem Volke auf", und als ich auch diese aufwog, sagte er: „lass ihn, wenn du ihn gegen sein ganzes Volk wögest, würde er auch dieses aufwiegen."

Wie lange Muhammed noch bei seinen Pflegeältern auf dem Lande blieb, wissen wir nicht. Allen Spuren nach wurde er noch vor Ablauf seines sechsten Jahres zu seiner Mutter nach Mekka zurückgebracht, denn nach einer ziemlich glaubwürdigen Ueberlieferung nahm ihn seine nur von einer Sklavin, Namens Umm Aiman, begleitete Mutter Âmina, als er sechs Jahre alt war, mit nach Jathrib (Medîna), der Heimath seiner Urgrossmutter Salmá, der Mutter des ʿAbd-al-muttalib, seines Grossvaters. Des nur einen Monat dauernden Aufenthaltes bei seinen Verwandten in Medîna erinnerte sich Muhammed noch sieben und zwanzig Jahre später, als er wieder dorthin kam, auf das Lebhafteste und erzählte von den Jugendspielen, die er daselbst mit seinen Vettern gespielt, er erkannte die Localitäten genau wieder, die für ihn freilich ein ganz besonderes Interesse hatten, da sein Vater, den er nie gekannt, dort begraben war.*) Nach Verlauf eines Monates machte sich Âmina mit ihrem Sohn und ihrer Sklavin auf den Weg, um nach Mekka zurückzukehren. Sie kam

*) Nach dem Bericht bei Jâkût (Geogr. Wörterbuch I, S. 100) besuchte Âmina jedes Jahr das Grab ihres Mannes in Medîna.

aber nur bis al-Abwâ, wo sie starb und begraben wurde. Die Sklavin Umm Aiman brachte den nun doppelt verwaisten Knaben nach Mekka zu seinem väterlichen Grossvater, den achtzigjährigen ʿAbd-al-Muttalib, der ihn freudig bei sich aufnahm. Der Sage nach soll dieser schon vor der Geburt seines Enkels durch Prophezeiungen des himjârischen Fürsten, theils durch Gesichte, theils durch die wunderbaren Erzählungen seiner Schwiegertochter auf die zukünftige Grösse und Bedeutung desselben aufmerksam gemacht worden sein, jedenfalls liebte er ihn auf das Zärtlichste und bevorzugte ihn vor seinen eigenen Kindern. Der Knabe musste stets bei ihm sein. Wenn er ass, theilte er mit ihm, was er hatte, er liess ihn auf sein Bett sich setzen und sich von ihm den Rücken streicheln und, was der Knabe that, freute den alten glücklichen Grossvater. Schon nach Verlauf von zwei Jahren, als Muhammed acht Jahre alt war, starb ʿAbd-el-Muttalib, zwei und achtzig Jahre alt.

Nach dem Tode des Grossvaters kam der abermals verwaiste Knabe in das Haus des Bruders seines verstorbenen Vaters, des Abû Tâlib, welchem ihn ʿAbd-al-muttalib empfohlen hatte, weil der Vater des Muhammed ʿAbd-allah der Doppelbruder des Abû-Tâlib war, denn beider Mutter war Fâtima, die Tochter des ʿAmr bin ʿÂïds Abû Tâlib, obgleich er selbst sehr arm war und eine zahlreiche Familie hatte, nahm er sich doch mit der grössten Gewissenhaftigkeit und Liebe seines Neffen an, den er wie seinen eignen Sohn behandelte, niemals von sich

liess und auch, wenn er auf Reisen ging, mit sich nahm.

Auf einer oder zwei dieser Reisen mit seinem Oheim Abû Tâlib soll Muhammed auch nach Syrien gekommen sein, das eine Mal als zwölfjähriger Knabe, das andre Mal als junger Mann. Als sie einst, wird erzählt, nach Bussrá kamen, wurde die Karawane, bei der sich Beide befanden, von einem dort lebenden Eremiten, Namens Bahîrá bewirthet. Bahîrá glaubte in den Offenbarungsschriften, welche er besass und mit deren Erforschung er sich eifrig beschäftigt hatte, eine Weissagung gefunden zu haben, nach welcher der zukünftige Prophet der Araber in dieser Zeit dieses Weges kommen müsse. Täglich hatte er seine bevorstehende Ankunft erwartet. Da nähert sich die Karawane, er nimmt eine Wolke wahr, welche den Auserwählten Gottes beschattet und ihn überall begleitet, er sieht, dass Steine und Bäume ihn begrüssen. Muhammed setzt sich unter einen Baum, und es sprossen augenblicklich Blätter hervor, um ihm Schatten und Kühlung zu geben. Bahîrá ladet die ganze Karawane zum Essen ein, Muhammed aber als der Jüngste muss bei den Thieren zurückbleiben. Der Einsiedler bemerkt, dass die Wolke fehlt, und fragt, ob Alle zugegen wären. Als er hört, dass nur der Knabe zurückgelassen worden sei, wird auch dieser gerufen und kommt von der Wolke beschattet zu den Uebrigen. Nachdem der Einsiedler die Leute bewirthet, beschwört er den Knaben bei den (altarabischen) Gottheiten al-Lât uud al-ʿUzzá, ihm über sich Auskunft zu geben. Muhammed erschrickt über die Anrufung der

Götzen, die er hasst. Da beschwört ihn Bahîrá bei dem einigen Gott und Muhammed giebt ihm nun genaue Auskunft über sich, welche mit den Aussagen der in Bahîrá's Besitz befindlichen Offenbarungsschriften völlig übereinstimmt. Bahîrá untersucht Muhammed's Rücken und findet da das Siegel des Prophetenthums.*)

Nun ist Bahîrá von der Bestimmung Muhammed's zum Propheten der Araber vollständig überzeugt und räth dem Abû Tâlib auf das Dringendste, seinen Neffen vor den Nachstellungen der neidischen Juden zu schützen und ihn so bald als möglich nach Mekka zurückzubringen.

Muhammed brachte seine Jugend in den dürftigsten Verhältnissen zu. Das Vermögen, welches er von seinen Eltern geerbt hatte, war gering und wol bald aufgezehrt, so dass er genöthigt war, die niedrigsten Dienste zu verrichten und sich durch das Hüten von Ziegen und Schafen (was sonst nur von den geringsten Sklaven und den ärmsten Leuten gethan wurde), sein Brod zu erwerben. Ohne Zweifel spielt er in den Worten des Korân (93, 6 ff.): „Hat er (Gott) dich nicht als Waise gefunden und dir eine Zuflucht gewährt? Er hat dich umherirrend gefunden, und

---

*) Das sogenannte „Siegel des Prophetenthums" (châtam-al-nubuvva) war ein brauner mit Haaren bewachsener Fleck, in der Gestalt und Grösse des Knopfes eines Frauenschleiers, welcher sich zwischen den Schultern des Propheten fand (Vgl. Buchârî, al-Ssahîh, herausg. von L. Krehl, I, S. 61).

dich recht geleitet. Er hat dich arm gefunden, und dir Reichthum gegeben" auf diese Jugendverhältnisse an, wie er denn auch nach den Berichten der Tradition (Hadîth) später öfter dieser Hirtenthätigkeit erwähnte (Buchârî 37, 2).

Wie lange dieses Hirtenleben gedauert habe, wissen wir nicht. Die Angaben der arabischen Biographen Muhammed's sind theils zu unbestimmt, theils zu widersprechend, als dass man sich auf dieselben mit Sicherheit verlassen könnte. Als das Wahrscheinlichste kann man wol annehmen, dass Muhammed, nachdem er zum Jüngling herangewachsen war, sich an dem in Mekka blühenden Karawanenhandel betheiligte, gewiss nicht als selbständiger Unternehmer, sondern im Dienste seiner Verwandten, vielleicht sogar als Kameeltreiber. Es wird von verschiedenen Reisen erzählt, auf denen er theils nach Südarabien, theils in die östlicheren Gegenden kam, und die reichste Gelegenheit erhielt, Land und Leute kennen zu lernen.

Reisen ist eine feine Nahrung des Geistes. Für einen so offenen Kopf, wie Muhammed es doch ohne Zweifel war, musste es zu einem mächtigen und ihn tief beeinflussenden Bildungsmittel werden, das ihm viele reiche Erfahrungen und mannichfache Kenntnisse zuführte. Er wurde durch dasselbe in den Stand gesetzt, das Leben nach seinen verschiedensten Seiten kennen zu lernen, die religiösen Bedürfnisse seiner edel begabten, wenn auch rohen Landsleute zu erforschen, dieses Volkes von wilden, starken Gefühlen, aber auch von eiserner Gewalt, sie zu bändigen. Er musste, den engen und ihn mannichfach bedrückenden

Verhältnissen des städtischen Lebens entrückt, an innerer Kraft und Selbständigkeit gewinnen.

Für seine eindrucksfähige Natur lag aber nicht nur hierin, sondern auch in den doch ohne Zweifel mannichfachen Berührungen mit Bekennern anderer Religionen, mit Juden und Christen, eine Fülle von tiefer gehenden Anregungen. William Muir*) hat Recht, wenn er darauf aufmerksam macht, dass die Anschauung von den Trümmern einstiger Grösse und Pracht, wie sie Petra und Dsherash boten, in ihm den Gedanken an die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit und irdischer Macht erwecken mussten, und dass die poetischen Sagen, welche sich an diese und andere Ruinen knüpften, in der That geeignet waren, auf das jugendliche, für alles Wunderbare ohnedies offene und leicht erregbare Gemüth den tiefsten Eindruck zu machen. Wahrscheinlich zum ersten Male bot sich ihm in den von Juden und Christen bewohnten Orten der Anblick eines geordneten, mit einer Fülle von Ceremonien ausgestatteten Gottesdienstes, an dem eine wirklich andächtige Gemeinde Theil nahm; hier erblickte er alle die verschiedenen Symbole des tiefen Glaubens an einen einigen Gott, dessen Macht sogar manche seiner eigenen Volksgenossen überwältigt hatte, so dass sie nun zu ihm sich bekannten. Wie tief gesunken und veräusserlicht auch das Christenthum in Syrien und in Arabien zu jener Zeit gewesen sein mag, es stand dennoch hoch über dem groben und ideenlosen Götzendienst der Araber, dessen äussere

*) The life of Mahomet and history of Islâm. Vol. I, p. 33.

Gebräuche alles tieferen Inhaltes entbehrten und die Araber selbst nicht mehr befriedigten, so dass sie über ihre eignen Götter wegen ihrer Ohnmacht spotteten und ihrer Verachtung gegen dieselben ohne jegliche Scheu lauten und beredten Ausdruck gaben.

Der Semit ist ein Mensch des Glaubens. Es ist das ein Wesenszug an ihm und in ihm, der lange Zeit hindurch mehr oder weniger verschwinden kann, aber in allen Zeiträumen der Geschichte des Semitismus mit unwiderstehlicher Macht wieder hervorbricht. Muhammed, den man in jeder Beziehung einen echten Semiten nennen kann, war durch schwere Lebenserfahrungen hindurch gegangen. Sprosse eines edlen, angesehenen Geschlechtes, fand er sich früh verwaist, trotz aller Liebe, die ihn umgab, war er im Wesentlichen doch nur auf sich selbst und auf seine eigne Kraft angewiesen. Durch seine Armuth sah er sich genöthigt, die niedrigsten Dienste zu leisten, um sein Leben kümmerlich zu fristen. Eine so harte und bittere Lebensschule wird einen tiefer angelegten Menschen, wenn sie ihn nicht verbittert und dadurch seine innere Kraft lähmt, nur desto mehr innerlich kräftigen, sie wird ihn vertiefen und manche in ihm schlummernden Kräfte wach rufen, welche ohne diese Lebenserfahrungen vielleicht niemals sich entwickelt hätten.

## ZWEITES KAPITEL.

## Religiöse Zustände der Araber zur Zeit Muhammed's.

Ibn-Hishâm erzählt in seiner Lebensbeschreibung Muhammed's: Die Kuraishiten waren einstmals an einem ihrer Festtage um einen Götzen (wahrscheinlich el-ʿUzzá), den sie verehrten, versammelt. Sie brachten ihm Opfer dar und bewegten sich in feierlichen Processionen um das Götzenbild, wie dies alljährlich bei solchen Festen zu geschehen pflegte. Vier Männer aber hielten sich fern, Waraka bin-Naufal, ʿUbeid-Allah bin Dshahsh, ʿOthmân bin el Huwairith und Zaid bin ʿAmr. Einer sagte zum Anderen: Wahrlich ihr wisset, dass euer Volk nicht mehr den rechten Glauben hat. Man hat die Religion Abraham's gefälscht. Warum sollen wir einen Stein umkreisen, der nicht hört und nicht sieht, der weder zu nützen noch zu schaden im Stande ist? Suchet euch einen anderen Glauben aus, denn der eure taugt nichts." Sie zerstreuten sich darauf nach verschiedenen Ländern, um den wahren Glauben Abraham's zu suchen.

Waraka war in Folge seiner vielfachen Verbindungen mit Juden und Christen, mit welchen er beständig Umgang gepflogen hatte, seinen Landsleuten an Umfang der Bildung in jeder Beziehung weit überlegen und überragte sie beträchtlich an Energie und Consequenz des Denkens. Er hatte oft von den Juden, mit denen er gesprochen, die Ueberzeugung

aussprechen gehört, dass ein Gottgesandter auf Erden erscheinen und den alten, getrübten Glauben in seiner Reinheit wieder herstellen werde. Angeblich hatten sich viele Christen ihm gegenüber in ganz demselben Sinne ausgesprochen. Seiner festen Ueberzeugung nach musste dieser neue Prophet aus seinem Volke, dem der Araber, hervorgehen. Waraka, welcher der Sage nach sich endlich zum Christenthum bekehrte, soll mit Eifer das Alte Testament gelesen und einen Theil der Evangelien in das Arabische übersetzt haben.

ʿOthmân bin el Huwairith war ein Vetter des Waraka. Er hatte mit Ruhm in den Kämpfen seiner Landsleute gefochten und stand wegen seiner Tapferkeit in hohem Ansehen bei seinen Zeitgenossen. Aber er war eine zu tief angelegte Natur, um sich an diesem vergänglichen Ruhme genügen zu lassen und in den ideenlosen Glaubensansichten der Araber Befriedigung zu finden. So ging auch er auf Reisen, um die wahre Religion zu suchen, und auch er soll zum Christenthum übergegangen sein.

ʿUbeid-allah, der in Mekka Grundeigenthum besass, war nur von mütterlicher Seite her mit den Kuraischiten verwandt, aber auch er stand in hohem Ansehen bei seinen Landsleuten. Seine Nachforschungen nach der wahren Religion blieben zu seinem tiefsten Kummer resultatlos. Er kam zu keiner festen Glaubensüberzeugung und erst, als Muhammed als Prophet auftrat, glaubte er in der Lehre desselben die wahre, von ihm vergeblich gesuchte Religion zu finden. So bekannte er sich sogleich zum Islâm, verliess ihn aber später wieder und ging zum Christenthum über.

Was endlich den vierten dieser Männer, den Zaid bin ʿAmr anlangt, den leiblichen Vetter des späteren, allerdings viel jüngeren Chalîfen ʿOmar, dessen Vater al-Chattâb mit Zaid fast gleichalterig war, so wollte auch er sich auf Reisen begeben, um nach der wahren Religion zu forschen. Allein über der Ausführung dieser Absicht schwebte ein eigener Unstern. Sein väterlicher Oheim al-Chattâb, ein hartnäckiger Anhänger des polytheistischen Glaubens, erfuhr von seinen Reiseplänen, deren Zwecke er vollständig misbilligte, und gab sich alle Mühe, deren Ausführung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu vereiteln. So oft Zaid Anstalten machte, sich auf die Reise vorzubereiten, suchte er ihn an der Abreise zu verhindern. Dies gelang ihm immer wieder und Zaid sah sich gezwungen, in Mekka zu bleiben. Aber die Sehnsucht nach dem Suchen und Finden der wahren Religion hatte zu tief in ihm Wurzel geschlagen, als dass sie sich hätte unterdrücken lassen. Täglich begab er sich, so wird erzählt, zur Kaʿba und bat Gott um Erleuchtung. Mit dem Rücken an die Mauer des Heiligthums gelehnt, widmete er sich religiösen Betrachtungen, und immer wieder soll er ausgerufen haben: „Herr, wenn ich wüsste, wie man dir dienen und dich anbeten soll, so würde ich deinem Willen gehorchen, aber ich weiss es nicht.“ Er konnte sich weder mit dem Glauben der Juden, noch mit dem der Christen befreunden, und suchte nun auf dem Wege des Denkens den Glauben, der nach seiner Ansicht der des Abraham gewesen war, zu finden. Er bildete sich ein eigenes Glaubenssystem, dessen Grundprincip

der Glaube an die Einheit Gottes war. Mit Energie bekämpfte er die Vielgötterei und eiferte gegen sittliche Gebrechen, wie z. B. gegen die bei den ärmeren Arabern so häufige Sitte, junge Mädchen lebendig zu begraben, um auf diese Weise der Sorge für ihre Ernährung und Erziehung überhoben zu sein. Muthig trat er gegen den in Mekka herrschenden Aberglauben und Unglauben auf, und es kann kaum einem Zweifel unterworfen sein, dass sein entschiedenes Auftreten auf Andere einen tiefen Eindruck machte, wenigstens liesse es sich sonst nicht erklären, warum al-Chattâb es für nöthig befunden hätte, seinen Neffen aus Mekka zu entfernen und auf den Berg Hirâ zu führen, wo er ihn durch eine Schaar von jungen Leuten streng bewachen liess, um jeden Fluchtversuch des gefangen Gehaltenen zu vereiteln. Allein diesem gelang es doch, trotz aller Vorsicht seiner Feinde, aus der Haft zu entkommen und zu fliehen. Er reiste ab, erzählt Ibn-Hishâm, um den Glauben Abraham's zu suchen, und befragte Mönche und Rabbiner. Er durchreiste Mesopotamien, kam nach Mossul, besuchte Syrien, bis er nach Meifa'a, in der Provinz Balkâ, kam, wo er einen Mönch fand, den man für einen der gelehrtesten Christen seiner Zeit hielt. Er frug ihn nach der wahren Religion, dem Glauben Abraham's. Der Mönch erwiderte: „Du suchst eine Religion, welche dich jetzt Niemand lehren kann, aber die Zeit ist nahe, in welcher ein Prophet in dem Lande, aus welchem du kommst, auftreten wird, den Gott mit dem wahren Glauben Abrahams sendet, schliesse dich ihm an, er wird jetzt aufstehen. Dies ist die Zeit."

(Zaid hatte sowohl das Christenthum, wie das Judenthum kennen gelernt, aber keines von beiden hatte ihn befriedigt.) Als der Mönch ihm dies gesagt hatte, reiste er nach seiner Heimath ab, allein noch bevor er Mekka wieder erreichte, wurde er im Norden von Hidshâz von einer Bande der Lachmiten überfallen, ausgeraubt und getödet.

Wie sehr auch die Berichte über die Lebensschicksale dieser vier merkwürdigen Männer durch spätere Zuthaten ausgeschmückt sein mögen, der eine Allen gemeinsame Zug ist ohne Zweifel wirklich geschichtlich, nämlich die Sehnsucht nach etwas Neuem, Besserem auf dem Gebiete des religiösen Glaubens, die sichere und gewisse Hoffnung, dass ein Mann erstehen werde, der im Stande sei, diesen trostlosen und verrotteten Zuständen ein Ende zu machen, dessen Predigt die Kraft haben werde, das in sich zerklüftete Volk zu neuem sittlichen Leben zu begeistern. An die Möglichkeit einer politischen Einigung desselben dachte man wol kaum.

Man sagt mit Recht, dass alle grossen Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen. Was heisst das anderes, als dass sie im Voraus sich ankündigen, dass besonders begabte und feinsinnigere Männer ihr baldiges Eintreten mit einer gewissen Sicherheit voraussehen, weil sie, mit den Zeichen der Zeit näher bekannt, auf dieselben mit feinerem Sinne achtend, ihre deutliche Stimme mit feinerem Ohre vernehmend, mit freierem Blick sich über die hemmenden Schranken der Gegenwart erheben, sich von der Nothwendigkeit einer Veränderung der für sie gegenwärtigen Zustände klar

und deutlich überzeugen und ihren innersten Gedanken Ausdruck geben? Es ist solchen feineren und innerlich freien Geistern zu allen Zeiten etwas Prophetisches eigenthümlich gewesen. Weil sie ihre Gegenwart mit freiem Blicke beobachteten, welcher durch keine beengenden und die geistige Sehkraft schwächenden Parteistandpunkte und Parteibestrebungen gehemmt war, vermochten sie auch auf die Zukunft zu schliessen, denn wie alles Vergangene in der Gegenwart noch ist, so ist auch in ihr schon die Zukunft. Die tiefere Sehkraft eines solchen Blickes dringt durch die Scheingegenwart zur Erkenntniss der wahren Gegenwart und ihres Gehaltes, d. h. zur Erkenntniss der in ihr verborgen liegenden Keime der scheinbar dunklen Zukunft hindurch, und da in dieser wahren Gegenwart die Zeitbewegung sowohl rückwärts wie vorwärts ruht, so ruht in ihr auch die Geschichte und gründet sich auf sie. Solche tiefere Geister treten meist nicht vordringlich auf die Oberfläche des gewöhnlichen, lauten Lebens, auf der sich die oberflächliche Alltäglichkeit mit einer gewissen Behaglichkeit breit zu machen pflegt, sondern sie ziehen sich mit Vorliebe in die Stille zurück, weil das laute Geräusch der mit Ungestüm sich in den Vordergrund drängenden Mittelmässigkeit sie stört und ihnen tief unsympathisch ist.

Etwas Aehnliches scheint bei diesen vier Männern der Fall gewesen zu sein. Sie ziehen sich vor den lauten Aeusserungen der Götzenverehrung zurück, weil sie in diesem Dienste nicht mehr die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse finden können. Ein tief innerlicher Drang zieht sie mit fast unwiderstehlicher

Macht zu einem reinen, höheren religiösen Bewusstsein hin, von dem sie wahrscheinlich haben reden hören als von etwas, das ihre Väter einst besessen, das aber der Gegenwart verloren gegangen ist, welche mit dieser götzendienerischen und rein äusserlichen Verehrung des Höchsten sich begnügt, für welche aber doch dieses Höchste völlig in den Hintergrund tritt. Bei ihren Zeitgenossen wird der Gedanke an eine einstige Fortdauer der Seele von dem sie so ganz und allein beherrschenden Gedanken an die Freuden des Augenblickes und an die Anforderungen des täglichen Lebens vollständig absorbirt.

Diese vier Männer stehen scheinbar vereinsamt da, und doch leben dieselben Gedanken und dieselben Gefühle von der Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit der sie umgebenden Verhältnisse allen Spuren nach in vielen ihrer Zeitgenossen, welche sich dieser Mängel vielleicht mehr oder weniger klar und deutlich bewusst sind. Aber die neue Zeit bereitet sich vor und die neue Idee bricht sich Bahn, mit unwiderstehlicher Gewalt erst einzelne tiefer Denkende ergreifend, um nach und nach sich zur alleinherrschenden zu machen, wenn nur erst der Mann sich gefunden hat, welcher im Stande ist, für sie mit rücksichtsloser Gewalt als Repräsentant einer neuen besseren Zeit einzutreten.

Das Gesetz der Beharrlichkeit ist sehr tief im Menschen begründet. Trotz aller Unruhe, die in ihm liegt, beharrt er allenthalben mit einer unglaublichen Zähigkeit bei alten Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, wie widersinnig dieselben auch oft sein

mögen, und es bedarf nicht selten grosser und tief gehender Erschütterungen, um mit dieser ganz brüchig gewordenen Vergangenheit aufzuräumen und ein Neues an ihre Stelle zu setzen. Der Grund von diesem conservativen Zuge liegt zum Theil in dem Einfluss, welchen die Eindrücke der Jugendzeit auf jeden Menschen ausüben. Mit einer unleugbaren, wenn auch mitunter gewiss falsch verstandenen Pietät hält er dieselben fest, weil er sie von den Eltern ererbt hat, deren Andenken für ihn ein Gegenstand der Verehrung ist. Das Alte wird dann in seinen Augen zu etwas Heiligem und Unantastbarem und es sind oft nicht die Schlechtesten und Unbedeutendsten, welche mit solcher Treue an dem Altererbten fest halten und vermöge ihrer ganzen Charaktereigenthümlichkeit nicht im Stande sind, sich mit dem Fortschritt zu befreunden und etwas, was sich noch nicht bewährt hat, unbesehen mit dem Alten, von den ehrwürdigen Vätern Ererbten zu vertauschen. Oft aber auch hemmt eine gewisse Bequemlichkeit und Trägheit den nothwendigen Fortschritt. Was von dem Gebiete des täglichen Lebens gilt, das gilt auch von dem religiösen Leben. Die Geschichte der Religionen bietet hierfür ganz eclatante Beweise. Heilige Ceremonien, an welche ursprünglich tiefe Ideen sich knüpfen, bleiben oft Jahrhunderte lang als leere Formen in Gebrauch, auch nachdem dieser Ideengehalt, nachdem alles Leben und alle Heiligkeit schon längst aus ihnen entschwunden ist. Gerade diese Erscheinung tritt uns bei den Arabern entgegen. Wir wissen über den Ursprung ihrer Religionsentwickelung leider nur sehr

wenig, können aber aus den wenigen uns übrig gebliebenen Spuren schliessen, dass das Ursprüngliche der Sterndienst war, eine Umsetzung des alten Lichtdienstes, welcher den in der sichtbaren Erscheinung des Himmels symbolisirten Mächten der Höhe galt und Symbol und Idee leicht mit einander vermischte und der Idee des Lichtes das Bild substituirte und das letztere für die unmittelbare Wirklichkeit der Idee nahm. So erblickte der Mensch in den Gestirnen, denen er eine Einwirkung auf sein eignes Schicksal zuschreiben zu müssen glaubte, Götter und Lenker seiner Geschicke. Die Verehrung, welche er ihnen zollte, galt nicht nur den beiden grossen Gestirnen, der Sonne und dem Mond, sondern auch den Planeten, als den einflussreichsten und an Macht wirksamsten Gestirnen. Alles irdische Leben, sowol das des Menschen, wie das der denselben umgebenden Natur, wurde nach der Meinung der Araber von dem Einfluss dieser Gestirne beherrscht und bestimmt. Auf diese Weise bekam diese Religion einen kosmisch-fatalistischen Charakter, es trat schliesslich eine Vermischung der Astralverehrung mit der Verehrung der Elemente ein.

So lange die Araber im Wesentlichen nur Nomaden waren und fester Wohnsitze entbehrten, mochte dieser Götterdienst nur von den einfachsten Gebräuchen begleitet sein. Mit der Erbauung der Städte änderte sich ohne Zweifel auch in dieser Beziehung sehr vieles. Man fing an Tempel zu errichten, und da nun einmal der Religiöse immer das Bewusstsein hat, dass er mit einer höheren Macht verbunden ist, und

da er das Bedürfniss in sich trägt, nicht nur in dieser Verbindung zu bleiben, sondern auch derselben einen deutlichen Ausdruck zu geben, so erklärt es sich, wie die so mannichfachen religiösen Ceremonien entstehen können. Je weniger die geistigen Fähigkeiten des Menschen ausgebildet sind, desto mächtiger ist in ihm die Sinnlichkeit, und desto mehr wird er also dafür sorgen, dass auch die religiösen Ceremonien in die Sinne fallen, mit desto lauterer Stimme wird da gebetet, mit desto grösserem Aufwand von äusserem Glanz werden die Opfer des Dankes, wie der Versöhnung dargebracht. Aber desto näher liegt auch die Gefahr, dass das eigentlich übersinnliche Element dieses Gottesdienstes hinter dem sinnlichen immer mehr zurücktritt, bis endlich das geistige Leben und die Heiligkeit ganz entschwindet und das leere Schaugepränge, die blosse, inhaltlos gewordene Form bleibt.

Dies war in Arabien der Fall. Sicher war jener Sterndienst ursprünglich etwas rein Geistiges gewesen, man hatte jene leuchtenden Gestirne für die Offenbarungstätten der Gottheit, nicht für diese selbst gehalten. Man hatte danach gestrebt, dieselben als die Vermittler mit der Gottheit sich durch Gebet und Opfer geneigt zu machen. Aber die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit wurde durch grobe, äusserliche Ceremonien verdunkelt und herabgewürdigt. Man errichtete ihnen Tempel und schuf sich Bilder (der rohesten Art) und betete die Symbole als die Gottheit selbst an.

So entstand nach und nach jener vielgestaltige Götzendienst, den wir bei den Arabern finden. Wir

wissen nur wenig über die eigentliche Bedeutung und Machtsphäre der verschiedenen Götzen und über die Gebräuche, von denen ihre Verehrung begleitet war. Es ist uns eine grössere Anzahl von Namen überliefert und wir wissen zum Theil, von welchen Stämmen die einzelnen Gottheiten verehrt wurden. Aber ein klares deutliches Bild dieses religiösen Lebens fehlt uns. Nur so viel ist gewiss, dass die Ideen, welche sich an die einzelnen Gottheiten ursprünglich geknüpft haben mochten, längst in Vergessenheit gerathen waren — es fehlte ja ein Priesterthum, welches doch immer im Stande ist, für eine gewisse Continuität der religiösen Erkenntniss zu sorgen und die Gebräuche auf einer gewissen Höhe zu halten. So kam es, dass das Ganze doch mehr einem groben und ideenlosen Fetischismus glich, welcher in keiner Weise im Stande war, das religiöse Bedürfniss — Religion ist Erlösungsbedürfniss — eines hochbegabten Volkes auch nur irgendwie zu befriedigen. So tief waren die Araber nicht gesunken, dass ihr Geist an derartigen Dingen sich hätte genügen lassen können. Es war also geradezu eine innere Nothwendigkeit, dass derartigen religiösen Zuständen abgeholfen werden musste, wenn das Volk nicht moralisch und intellectuell verkommen sollte, und man kann fest überzeugt sein, dass in tieferen Geistern sich ein religiöses Bedürfniss und die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit dieser gottesdienstlichen Verhältnisse regte. Götter, welche bedeutungslos geworden sind, und denen das Leben und die Heiligkeit entwichen ist, verlieren nun einmal ihre Attractionskraft und das Verhältniss, welches sie

früher mit den sie verehrenden Menschen verknüpft hat, stirbt ab und sie selbst werden zu wesenlosen Schatten, und wenn ihre Verehrung trotz alle dem noch beibehalten wird, so erklärt sich dies lediglich nur aus dem vorher erwähnten Gesetze der Beharrlichkeit.

In Arabien war der Götzendienst zum inhaltslosen Schein, somit also zur Lüge geworden. Wenn das irgendwo geschieht, werden sich immer Menschen finden, welche sich gegen den lügnerischen Schein empören und etwas Positives, einen Inhalt an seine Stelle zu setzen sich bemühen. Ein solcher Mensch war eben Muhammed.

Der erwähnte Polytheismus war übrigens durchaus nicht die einzige Religion in Arabien. Schon seit relativ früherer Zeit hatte sich in verschiedenen Gegenden des weiten Landes das Judenthum festgesetzt. Namentlich zu der Zeit als Palaestina römische Provinz geworden war, mochten zahlreiche jüdische Auswanderungen nach Arabien erfolgt sein. Die einwandernden Juden trafen hier auf eine ihnen ethnographisch auf das Engste verwandte Bevölkerung, welche die emsigen und durch eine ganz unleugbare Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit sich hervorthuenden neuen Einwanderer willkommen hiess und ihnen nichts in den Weg legte, wenn sie sich in einzelnen Städten ansiedeln wollten. Diese Juden waren zum Theil wol auch nicht ohne Mittel, jedenfalls verstanden sie es, durch ungemein grosse Sparsamkeit und durch eine unermüdliche Betriebsamkeit sich schnell solche zu erwerben. Sparsamkeit war nie eine hervorragende Tugend der Araber gewesen, wenigstens nicht der von

Ort zu Ort wandernden, mehr am Kriegsgetümmel und an Abenteuern als an stiller Arbeit ihre Lust findenden Haudegen, welche in den Tag hineinlebten und oft in finanzielle Bedrängnisse kamen, aus denen ihnen die nie um Geld verlegenen ansässigen Juden gern heraushalfen. So gewannen diese schnell in dem fremden Lande Boden. Dazu kam, dass die Juden gute Arbeiter, namentlich gute Goldarbeiter und Waffenschmiede waren. Goldschimmer aber und blinkende Waffen entsprachen so recht dem Geschmack des leichtlebigen Nomadenvolkes, und auf diese Weise fanden beide Theile ihre Rechnung.

Ihren monotheistischen Glauben hielten die Juden mit bewundernswerther Treue fest. Durch nichts liessen sie sich darin beirren. Ihre Psalmengesänge und ihre Thorarollen wanderten mit ihnen durch die Wüsten und ihre alten ehrwürdigen Religionsgebräuche wurden mit eiserner Consequenz auch unter den störendsten Verhältnissen befolgt. So waren diese Leute die Repraesentanten der festesten und unabänderlichen religiösen und socialen Gesetzlichkeit, wie Felsen dastehend mitten unter der leichtbeweglichen zum Theil sehr liederlichen einheimischen Bevölkerung, welche, weil religiös eines festen Haltes entbehrend, auch social des Haltes entbehrte. Derartigen Leuten imponirt allemal, so unsympathisch sie ihnen eigentlich auch ist, jene Charakterfestigkeit und Selbstzucht, welche durch strengeres, man könnte sagen puritanisches Festhalten an religiöser Ordnung gegeben ist, und so erklärt es sich, dass die Juden, so unangenehm dieselben auch den Arabern im Grunde waren, im Laufe

der Zeit einen sehr grossen Einfluss und sehr grosse Macht in Arabien gewannen. Dieser Einfluss beruhte also durchaus nicht blos auf den grossen Reichthümern, welche den Juden zu Gebote standen, sondern gewiss vornehmlich auch auf jenen moralischen Eigenschaften, durch welche die Juden sich vor den Arabern auszeichneten und welche jenen nach den verschiedensten Seiten hin eine grosse Superiorität verliehen.

Es ist gewiss nicht daran zu zweifeln, dass auch nicht gerade wenige Araber selbst zum Judenthum übergingen, und zwar sicher Manche aus tieferer religiöser Ueberzeugung, wenn gleich solche Uebertritte nur in solchen Orten vorfielen, wo die Juden einmal angesiedelt waren, also in Medîna, Chaibar, in Taima und anderwärts. Mekka blieb frei von jüdischen Ansiedelungen, aber in Südarabien behauptete das Judenthum ganz sicher im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine dominirende Stellung, bis es durch das von Abessinien her eindringende Christenthum verdrängt wurde.

Auch das Christenthum war schon längere Zeit von Norden und später auch von Süden, von Abessinien her in Arabien eingedrungen. Man hatte daselbst in den Oasen und in einzelnen Städten Bisthümer, Kirchen und Klöster errichtet und, wie es scheint, ganz ungestört christlichen Gottesdienst halten dürfen. Aber dogmatische Streitigkeiten der spitzfindigsten und unfruchtbarsten Art störten die Einheit des Bekenntnisses und gewährten ein sehr unerfreuliches Bild der inneren Zerrüttung, das nicht geeignet war, auf Andersdenkende irgend welche grössere At-

tractionskraft auszuüben. Dazu kam, dass das Leben der Geistlichen und der Mönche nicht allenthalben den Ansprüchen entsprach, welche man billiger Weise an dieselben machen konnte. In Folge davon war der Einfluss des Christenthums geringer und schwächer, als er hätte sein können und als man nach der Bedeutung des byzantinischen Reiches, das ja als schützende Macht immer hinter den Christen stand, wol hätte erwarten dürfen. Grössere und tiefere Bildung scheinen die arabischen Christen nirgends besessen zu haben. Die Bekehrungen eingeborener Araber waren sehr sporadischer Natur, wenngleich einzelne hervorragende und einflussreiche Männer, wie z. B. der König von Hîra, Noʿmân Abu Kâbûs, sich zum Christenthum bekehrten und demselben mit Wärme und Treue anhingen und gewiss auch in ihren nächsten Umgebungen dasselbe weiter verbreiteten. Aber in der Regel ging dieser Einfluss über die nächsten Kreise nicht hinaus.

Unter allen Umständen lag in dem Nebeneinanderbestehen des Christenthums, des Judenthums und des Polytheismus in Arabien ein bedeutsames Moment, welches denkendere Köpfe zu Vergleichungen auffordern und dem Entstehen einer neuen Religion Vorschub leisten konnte. Das Gefühl des Bedürfnisses nach einer solchen war wiederholt erwacht, aber doch vielleicht durch das starke arabische Nationalgefühl immer wieder zum Schweigen gebracht worden. Christenthum und Judenthum waren auf fremdem Boden erwachsen und darum für den sehr patriotischen, mit grosser Zähigkeit an dem von den Vätern Ererbten

hängenden Araber etwas Fremdes, ihm nicht Adäquates. Es widersprach seinem nicht zu bändigenden Nationalstolz — und dieses nationale Element ist ein für die arabische Religionsentwickelung nicht zu unterschätzendes Moment — etwas von aussen Gekommenes auf- und anzunehmen. Man hätte die Verehrung der Ka'ba, dieses alten Nationalheiligthumes, aufgeben müssen, wenn man das Christenthum oder Judenthum hätte annehmen wollen. Das war etwas Undenkbares. Eine neue Religion musste, wenn sie Erfolg haben wollte, nothwendig an diese alten heilig gewordenen Gewohnheiten anknüpfen und sie mit in sich aufnehmen. Ein solcher das ganze Volksleben seit Jahrhunderten bestimmender Cultus, welcher im Tiefsten des Volksbewusstseins wurzelt, lässt sich nicht so leicht beseitigen und zerstören. Dieser Cultus war das stärkste Band, um das Bewusstsein der Gemeinschaft der Araber zu unterhalten und darum hielt man an ihm so unglaublich fest, weil er eben zugleich etwas durchaus Volksthümliches, etwas echt Arabisches war.

---

## DRITTES KAPITEL.

## Muhammed's Verheirathung mit Chadîdsha.

Muhammed stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Trotz der bitteren Armuth, welche ihn genöthigt hatte, durch immerhin niedrige Dienste sich seinen Lebensunterhalt kümmerlich zu verdienen, stand er

doch in einem gewissen Ansehen bei seinen näheren Bekannten und genoss den Ruf eines intelligenten, ehrlichen, ernsten Mannes von Treue und Wahrhaftigkeit und von guten Sitten.

In ziemlich entfernter Verwandtschaft zu ihm stand eine reiche, gleichfalls zu dem Stamme Kuraish gehörende Kaufmannswittwe Chadîdsha, die Tochter des Chuwailid, welche, den freilich ziemlich unsicheren Nachrichten nach, bereits zweimal verheirathet gewesen war, das erste Mal mit ʿAtîk bin ʿÂïds, das zweite Mal mit Abû Hâla bin Mâlik bin Zurâra. Es wird erzählt, man habe sie wegen ihrer edlen Gesinnungen die „Reine" (al tâhira) genannt, sie sei sehr gebildet gewesen, habe sogar lesen gelernt und mit ihrem Vetter Waraka Einiges vom Evangelium gelesen. Ohne Zweifel überragte sie ihre Landsmänninen weit an Bildung. Sie leitete die weitläufigen und ausgedehnten Handelsgeschäfte ihres Hauses ganz selbständig, disponirte selbst über ihr grosses Vermögen, dessen Verwaltung sie mit grosser Lebensklugheit und Geschäftsgewandtheit vorstand. Ihre Karawanen besuchten die Märkte von Syrien ebensowohl wie von Südarabien. Aus ihren zwei Ehen hatte sie drei Kinder, doch weiss man nicht, was aus ihnen geworden ist. Die zahlreichen, zum Theil in die kleinsten und unbedeutendsten Details aus des Propheten Leben eingehenden Quellen zur Biographie Muhammed's erwähnen nichts von diesen Kindern der Chadîdsha, die, wenn sie die Verheirathung ihrer Mutter mit Muhammed überhaupt erlebt hätten, doch in ein bestimmtes Verhältniss zu demselben getreten

sein müssten, möge dies nun ein freundliches oder ein feindliches gewesen sein.

Chadîdsha mochte von Muhammed's Treue, Wahrhaftigkeit und guten Sitten gehört haben. Sie sandte zu ihm und bot ihm an, in ihren Dienst zu treten. Er sollte nach ihrem Wunsche eine in der nächsten Zeit nach Syrien abgehende Handelskarawane begleiten, um dort mit ihrem Gute Handel zu treiben, und sie versprach, ihm mehr Antheil am Gewinn zu geben als Anderen. Muhammed ging willig auf den Vorschlag ein und reiste mit ihren Waaren in Begleitung eines ihrer Diener Namens Maisara nach Syrien ab. Auch diese Reise schmückt die Sage mit allerlei wunderbaren Erlebnissen und Erzählungen aus. Als, so wird erzählt, Muhammed sich unter den Schatten eines Baumes, in der Nähe der Zelle eines christlichen Einsiedlers niedergelassen hatte, frug dieser den Maisara, wer der Mann unter dem Baume sei. Maisara antwortete: „Es ist einer vom Stamme Kuraish, ein Bewohner des heiligen Gebietes von Mekka. Da sagte der Einsiedler: Unter diesem Baume hat sich nie ein Anderer als ein Prophet niedergelassen." Ein anderes Mal sollen dem Muhammed, als er während der Mittagshitze auf seinem Kameele ritt, zwei Engel beschattet haben, und auch das materielle Resultat der von Muhammed geleiteten Handelsgeschäfte soll ein so ganz besonders von Glück und Segen begünstigtes gewesen sein, dass Chadîdsha das ihm überlassene Capital verdoppelt wieder in die Hände bekam. Maisara habe ihr dann von all den wunderbaren Erlebnissen erzählt, welche sein Erstaunen er-

regt hatten, und so habe sich ihre Liebe und Achtung für Muhammed so gesteigert, dass sie, die fast Vierzigjährige, sich bewogen fand, ihrem weitläufigen, etwa fünfzehn Jahre jüngeren Vetter ihre Hand anzubieten. Sie habe, so wird berichtet, entweder ihre Sklavin Nafîsa oder ihren Diener Maisara nach ihm geschickt, und als er zu ihr gekommen, ihm gesagt: „Mein Vetter, ich liebe dich wegen deiner Verwandtschaft mit mir, wegen deines Ansehens unter deinem Volke, wegen deiner Treue, wegen der Schönheit deiner Sitten und wegen der Wahrhaftigkeit deiner Rede".*) Zuletzt habe sie sich ihm als Gattin angetragen. Chadîdsha, so erzählt Ibn-Hishâm weiter, war damals die angesehenste Frau des Stammes Kuraish, sowol wegen ihrer edeln und vornehmen Abstammung, als auch wegen ihres Reichthumes, so dass ein Jeder aus ihrem Volke lüstern nach ihr war.

Muhammed ging auf den Vorschlag ein. Es liegt durchaus kein stichhaltiger Grund vor, welcher nöthigte anzunehmen, dass nur gemeinere Motive des Egoismus oder der sinnlichen Lust den einen oder den anderen Theil oder beide zum Eingehen des Ehebündnisses bewogen hätten. Von Muhammed wenigstens wissen wir, dass er bis an das Ende seines Lebens auch noch nachdem Chadîdsha schon lange gestorben war, nur mit der grössten Dankbarkeit, der höchsten Achtung, um nicht zu sagen Bewunderung, und aufrichtigsten Liebe und Anhänglichkeit von der-

*) Vgl. Ibn-Hishâm, Leben Muhammed's, herausgegeben von Wüstenfeld I, S. 120.

selben gesprochen*) und sie seinen späteren Frauen immer wieder als ein nachzuahmendes Muster hingestellt und gerühmt und dadurch wiederholt deren hellste Eifersucht erregt hat. Von Chadîdsha aber andererseits wird uns berichtet, dass sie ihrem Manne immer eine treue, kluge Beratherin und fast mütterliche Freundin gewesen ist, welche an seiner geistigen Entwickelung den wärmsten Antheil nahm, und die Fortschritte derselben mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte, dass sie es war, welche zuerst an sein Prophetenthum glaubte.

Der Schliessung des Ehebündnisses stellte sich aber ein Hinderniss entgegen. Es wird von einigen Biographen (man weiss aber nicht recht, auf welche Quelle die Nachricht zurückgeht) berichtet, Chadîdsha's Vater Chuwailid sei gegen die Verbindung seiner reichen Tochter mit dem armen Muhammed gewesen und die Braut habe erst, nachdem sie ihn trunken gemacht, seine Einwilligung erwirkt, und, während er seinen Rausch ausgeschlafen, sei die Trauung vollzogen worden. Er habe dann, auf das Heftigste erzürnt, gegen die vollendete Thatsache Ein-

---

*) Buchârî III, S. 13. (Buch 63, c. 20) berichtet ausdrücklich, dass er sie die „beste der Frauen" (unter den Arabern) genannt und mit Marjam (Maria) auf gleiche Stufe gestellt habe. So fassen die Commentatoren des Buchârî (zu der angeführten Stelle) die Worte Muhammeds: „die beste der Frauen ist Maria, und die beste der Frauen ist Chadîdsha", und behaupten der Sinn sei: beide waren die besten Frauen ihrer Zeit und ihres Volkes.

spruch erheben wollen, sein Zorn sei aber durch die Seinigen besänftigt worden.

Dass Chuwailid die Verheirathung seiner vie begehrten Tochter mit einem so armen Manne zuerst nicht gern gesehen, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, aber deshalb braucht die Tochter doch noch nicht gleich zu dem drastischen Mittel gegriffen zu haben, von dem da berichtet wird. Nach anderen Berichten wurde Chuwailid's Widerstand auf anständigere Weise und durch vornehmere Mittel besiegt. Muhammed hatte immer noch ganz angesehene Verwandte, welche für ihn eintreten konnten und für welche diese Heirath ihres Vetters oder Neffen ein willkommenes Ereigniss sein musste, das ihrer Familie nur zum Vortheile und Ruhme gereichte.

Mag es sich nun mit diesem Einspruch des Vaters verhalten haben, wie es will, die Ehe wurde im Jahre 595 geschlossen und war eine ausnehmend glückliche und trotz der vorgerückten Jahre der Braut an Kindern reiche. Chadîdsha gebar ihm, während ihrer fünfundzwanzigjährigen Ehe, drei Söhne, nämlich al-Kâsim (nach diesem wurde Muhammed nach arabischer Sitte Abû'l-Kâsim, der Vater des Kâsim, genannt), al-Tâhir und ʿAbd-manâf (oder auch al-Tajjib genannt), und vier Töchter: Zainab, Rukajja, Umm-Kulthûm und Fâtima. Die Söhne müssen schon sehr frühzeitig gestorben sein, noch ehe Muhammed als Prophet auftrat, während alle Töchter dies Ereigniss erlebten und mit dem Propheten von Mekka nach Medîna flohen. Zainab verheirathete sich mit ihrem Vetter, dem reichen Kaufmann Abûl-

ʿÂssi bin Rabîʿ aus der angesehenen Familie ʿAbd-Shams, dessen Mutter Hâla eine Schwester der Chadîdsha gewesen sein soll. Ihr Mann bekannte sich erst ziemlich spät zum Islâm, dessen Gegner er früher gewesen war. Rukajja heirathete den späteren Chalifen ʿOthmân, der nach ihrem (im J. 625 erfolgten) Tode ihre Schwester Umm-Kulthûm zur Frau nahm. Von Fâtima (geboren im Jahr 605) allein hat Muhammed Nachkommen hinterlassen. Sie verheirathete sich, wahrscheinlich im Jahr 624, etwa neunzehn Jahre alt, mit ihrem Vetter, dem späteren Chalifen, ʿAlî bin Abî Tâlib, dem sie zwei Söhne Hasan und Husain und zwei Töchter Zainab und Umm-Kulthûm gebar. Sie starb, siebenundzwanzig Jahre alt, wenige Monate nach ihrem Vater.

Muhammed's sociale Stellung wurde in Folge seiner Verheirathung mit Chadîdsha eine völlig andere. Seine vornehme Abkunft half ihm ohne Zweifel über manche Schwierigkeiten hinweg, welche für ihn in der Erinnerung an die unmittelbar vorhergegangenen Jahre seines Lebens, an seine niedrige Stellung im Dienste Anderer, an seine Abhängigkeit liegen mussten. Er kam wieder in die socialen Kreise, in welche er seiner Abkunft nach gehörte. Bei einem Volke, welches so grosses Gewicht auf die Geburt und auf die Stammregister legt, in dessen Augen adlige Abkunft zum grössten Ruhme gereicht und wirkliche Vorrechte verleiht, musste der einem edlen Geschlechte entsprossene Muhammed selbst in den kaufmännischen Kreisen der handeltreibenden Bevölkerung Mekka's, und in den Kreisen der Geldaristokratie eine hervor-

ragendere Stellung sich schnell zu erwerben und sich zu sichern im Stande sein. Er zählte unter seinen Ahnen Männer, welche sich um das Gemeinwesen seiner Vaterstadt, um das Centralheiligthum des ganzen grossen Volkes die grössten Verdienste erworben hatten, deren Namen mit dem Gedächtniss an die wichtigsten und folgereichsten Ereignisse der Geschichte Mekka's unauflöslich verbunden war. Ihm selbst hatte man den ehrenden Beinamen al-Amîn (der Zuverlässige) beigelegt, und für die, welche ausser dem Sinn für edle Abkunft doch auch den Sinn für tüchtige Persönlichkeit besassen, welche nicht daran Anstoss nahmen, dass ein Mann solcher Abkunft, statt sich als Schmarotzer an die Sohlen eines Reichen zu heften und in faulem Müssiggang dahin zu leben, lieber in ehrenhafter, wenn vielleicht auch niedriger, Arbeit sich seinen Lebensunterhalt verdiente, konnte in der Vergangenheit des jungen talentvollen Mannes kein Grund zur niederen Werthschätzung desselben liegen.

So errang sich der junge Muhammed bald eine geachtete Stellung unter seinen Landsleuten; für die Einen war er der Mann einer reichen, angesehenen Frau, für die Anderen der Sprosse des edelsten Geschlechtes, und für noch Andere der Mann der harten, aber ehrlichen und tüchtigen Arbeit. Er setzte das kaufmännische Geschäft seiner Frau fort, wie es scheint, nicht mit sonderlichem Glück. Es fehlte ihm dazu wol zu sehr der kaufmännische Geist. Man hat wol behauptet, dass die kluge Chadîdsha, in der man nichts weiter hat sehen wollen, als eine schlaue, ältliche, sinn-

lich lüsterne Frau, die den hübschen, aber armen jungen Mann in ihre Netze gelockt habe, weil sie in ihn verliebt gewesen sei, ihn in ihre Geschäfte kaum habe hineinreden lassen. Sie sollte das Scepter im Hause geführt, allein geherrscht und ihn nur auf eine Art von Taschengeld gesetzt haben. Die arabischen Berichterstatter wissen davon nichts, wenigstens erzählen sie nichts davon. Es würde das auch wenig zum Charakter Muhammed's stimmen, der trotz seines ganz unleugbaren Hanges zu stillem, beschaulichem Nachdenken, doch gewiss Mann genug war, um sich gegen ein derartiges Bevormundungssystem zu wehren und seine Selbständigkeit zu behaupten.

Trotz des Rückganges des grossen Geschäftes stand Muhammed doch in grossem Ansehen. Man erfährt nicht sehr viel über ihn während der ersten zehn Jahre seiner Ehe. Dass er sich an den mancherlei damals in Mekka aufkommenden Bestrebungen für Hebung des sittlichen Lebens, für die Sicherheit der vielen in der Stadt verkehrenden Fremden betheiligte, steht wol ausser Zweifel. Es war gerade kurz nach der Zeit der Schliessung seiner Ehe wiederholt vorgekommen, dass Fremde, welche keinen Verwandten in der Stadt hatten und deshalb sich nicht unter den Schutz eines solchen stellen konnten, beraubt wurden und ausser Stande waren, sich gegen die ihnen angethane Gewaltthat Recht zu verschaffen. Es waren dieses Zustände, welche das Rechtsgefühl der Bessergesinnten empören mussten und welche überdies sehr leicht den Ruf der Stadt empfindlich gefährden konnten. War doch unter den Benachtheiligten ein bekannter Dichter Abû'l-Tama-

hân Hanzhala gewesen, welcher seinem Unmuth gegen die mekkanischen Zustände in einem heftigen satyrischen Gedicht gegen die Kuraishiten Luft machte, das sich schnell unter den Arabern verbreitete. Gegen die Satyre der Dichter war man aber äusserst empfindlich. Um derartige Gefahren abzuwehren, um den Mängeln der doch nur für die einfachsten gesellschaftlichen Verhältnisse zureichenden Stammesverfassung abzuhelfen, bildete sich auf Veranlassung des damaligen Scheichs der Kuraishiten, des ʿAbd allâh bin Dshudʿân, eine Vereinigung von Mitgliedern der angesehensten Familien der Stadt, Hilf al-Fudhûl (Bund der Fudhûl) genannt, welche sich durch einen feierlichen Eid verpflichteten, Jedem (sei er Einheimischer oder Fremder, Freier oder Sklave), welchem in Mekka Unrecht geschähe, Schutz und Beistand angedeihen zu lassen und ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Muhammed wurde Mitglied des Bundes, an dessen Bestrebungen er sich lebhaft betheiligte. Als er schon auf dem Gipfel seiner Macht stand, sagte er, nach der Ueberlieferung der ʿÂïsha: „Ich gehöre zu denen, welche bei ʿAbd-allâh bin Dshudʿân den Eid mit geleistet haben. Auch wenn heute noch Jemand sich auf das Bündniss der Fudhûl berufen und auf meinen Schutz Anspruch machen sollte, würde ich sofort seinem Rufe folgen und ihm Hilfe leisten. Ich möchte um keinen Preis den Verpflichtungen, die ich damals eingegangen bin, untreu werden."

Man sieht, es regte sich damals mächtig in Mekka. Es brach sich die klare Einsicht in die Unhaltbarkeit der politischen und der religiösen Zustände der

Zeit Bahn und es erwachte in den Besseren des Volkes das Bestreben, selbst mit anzugreifen, um den allenthalben sich kund thuenden Uebelständen abzuhelfen. Der Bund der Fudhûl hat sich lange erhalten und lange sein wohlthätiges Wirken geübt. Man weiss nicht recht, ob dieser Bund ein Geheimbund war oder nicht. Es wäre nicht zu verwundern, wenn er ein solcher gewesen wäre, denn die grosse Mehrheit der Bevölkerung war zu rohen Gewaltthaten und wüstem Leben geneigt. Das Gold, welches von allen Seiten nach Mekka, das einen grossen Handel betrieb, zusammenströmte, hatte einen grossen Luxus erzeugt und in den Bewohnern der Stadt eine materielle Gesinnung und ein genusssüchtiges Treiben wachgerufen und genährt, welches alles höhere geistige Leben zu ersticken drohte und zugleich eine starke Verweichlichung herbeiführte. Der ritterliche Sinn des allen Unbilden des Wanderlebens ausgesetzten Beduinen hatte sich nur in wenigen edleren Männern forterhalten. Alles strebte nach Vermehrung der Einkünfte und das Centralheiligthum des Volkes, zu dem doch vielleicht mancher noch mit reineren und besseren religiösen Gefühlen gewandert kam, wurde nur als eine Goldgrube angesehen, deren Erträgnisse den Mekkanern allein zu Gute kamen.

In ein solches Leben und Treiben sah sich Muhammed gestellt. Als Inhaber eines grossen Handelsgeschäftes war er im Stande, alle Seiten und Schichten dieses Lebens auf das Genaueste kennen zu lernen. Der an harte Arbeit und Dienstbarkeit durch jahrelange Uebung Gewöhnte, der sich während seines ganzen

Lebens den Sinn für Einfachheit bewahrte, konnte solchem Treiben nur mit dem Gefühle der tiefsten Antipathie gegenüber stehen. Die Verlockungen seiner unmittelbaren Umgebung hatten für ihn, das sieht man sehr deutlich, keinen Reiz. Zu seinen hervorragendsten Eigenschaften gehörte die altarabische Tugend der Freigebigkeit, die er sein ganzes Leben hindurch übte, und eine grosse Mildherzigkeit für die Armen, welche bei dem Egoismus der Reichen in den traurigsten Verhältnissen sich befanden und wol oft zur Selbsthilfe ihre Zuflucht nehmen oder Anderen bei ihren Gewaltthaten an Fremden als willkommene und leicht zu habende Werkzeuge und Helfershelfer dienen mussten. Allenthalben traf sein Blick auf Zustände der grössten sittlichen Fäulniss. Die Religion war, aller höheren Ideen bar und ledig, zu einem ganz gedankenlosen, rein mechanischen Ceremoniendienst geworden, die roheste Lebensauffassung hatte alle Schichten der Gesellschaft ergriffen, Alles strebte nach Gold und sinnlichen Genüssen der gröbsten Art.

Muhammed, wahrscheinlich im Laufe der Zeit wieder ärmer geworden, zog sich, über dieses Treiben empört, immer mehr und mehr von ihm zurück. Trotz dieses Gegensatzes, in dem er zu seinen Landsleuten stand, genoss er, wie gesagt, bei ihnen doch ein gewisses Ansehen, weil er als ein durchaus biederer und gerechter Mann bei ihnen bekannt war. Sittlicher Ernst und sittliche Strenge nöthigt zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen eine gewisse Achtung ab und selbst die Leichtlebigsten sehen sich innerlich genöthigt, vor einem Manne solcher Art, wenn auch oft gegen ihren

Willen, sich zu beugen. Unwillkürlich imponirt ihnen diese sittliche Grösse. Der Mensch ist einmal so geartet, dass er zu denen grösseres und tieferes Vertrauen fasst, die ihm nicht schmeicheln und um sein Wohlgefallen nicht buhlen, sondern ruhig und innerlich sicher ihren eignen Weg gehen.

Muhammed wurde trotz seiner Isolirtheit von seinen Landsleuten öfter als Schiedsrichter bei streitigen Fällen angerufen und sein Wahrspruch geachtet und befolgt. Auch in einer die Mekkaner sehr bewegenden Angelegenheit entschied er einen Streit, dies Mal allerdings wol mehr in Folge eines günstigen Zufalles.*)

Im Jahr 605 n. Chr., als Muhammed ungefähr fünfunddreissig Jahre alt war, beschlossen die Kuraishiten das Centralheiligthum der Araber, die Ka'ba in Mekka wieder aufzubauen. Wahrscheinlich hatte ein Brand das Gebäude bereits vor längerer Zeit zerstört. Die Kuraishiten hatten es nothdürftig wieder zu renoviren gesucht, aber die alte Höhe der Mauern desselben nicht wieder hergestellt. Das Dach war niedriger und Diebe hatten die Mauern zu übersteigen vermocht und den im Innern des Heiligthumes aufbewahrten Tempelschatz geraubt. Zwar hatte man denselben sehr bald im Hause eines freigelassenen Sklaven Namens Duwaik, dem zur Strafe die rechte Hand abgehauen wurde, wieder gefunden, aber man überzeugte sich, dass das Verbrechen sehr leicht wieder-

*) Vgl. Kutb al dîn's Geschichte von Mekka, herausgegeben von Wüstenfeld, S. 49 ff. Al-Azrakî's Geschichte und Beschreibung der Stadt Mekka, herausgegeben von Wüstenfeld, S. 104 f.

holt werden könne und dass das Dach in der früheren Höhe wieder hergestellt werden müsse. Allein der Zustand der Mauern war so schlecht, dass man sie niederreissen und das ganze Gebäude von Grund aus neu aufzubauen sich gezwungen sah.

Der Gedanke an die Vernichtung des alten ehrwürdigen Hauses beunruhigte die Gewissen auf das Aeusserste. Man fürchtete, durch eine derartige Verletzung des Heiligthums den Zorn des Himmels herbeizuführen. Mittlerweile war ein byzantinisches Schiff im rothen Meere in der Nähe von Dshidda gestrandet. Die Kuraishiten liessen die Blanken desselben sammeln und nach Mekka bringen, zugleich mit einem geschickten byzantinischen Zimmermann Namens Bâkûm, der sich wol auf dem Schiff befunden hatte. Man erblickte in diesen glücklichen Ereignissen eine günstige Fügung des Geschickes. „Gewiss," sagte man sich, „billigt der Himmel unser Vorhaben, indem er uns taugliches Bauholz und einen geschickten Baumeister sendet." Man beschloss also, ohne Zögern mit der Arbeit zu beginnen. Alle Familien von Mekka sollten ihr bestimmtes Theil zu den Kosten des Baues beitragen. Aber als der Moment, an das Niederreissen der Mauern gehen zu müssen, gekommen war, entstanden dieselben Gewissensbisse und Bedenken, und die Ausführung des Baues drohte gänzlich zu stocken. Da griff ein angesehener Mann vom Stamme Machzûm, Walîd bin Mughîra, entschlossen zum Beil, erhob es gegen die Mauer und rief: „Gott, erzürne dich nicht! Wir handeln nur in frommer Absicht" und schlug heftig in die Mauer. Noch trugen die

Kuraishiten Bedenken, seinem Beispiele zu folgen. Warten wir bis morgen, riefen sie, um zu sehen, ob nicht den Walîd ein Unglück trifft als Strafe für seine Tollkühnheit." Die Befürchtung traf nicht ein und Walîd machte sich am nächsten Morgen mit erneutem Eifer an das Werk. Da ermannten sich die Kuraishiten und griffen eifrig mit an und in kurzer Zeit waren die Mauern bis auf die Grundmauern zerstört. Man wollte eigentlich auch diese wieder neu herstellen, aber man stiess hier auf so feste, künstlich behauene Steine mit wunderbarem Gefüge, von erstaunlicher Festigkeit, dass man bei ihnen mit den weiteren Demolirungsarbeiten einhielt, weil man sie für die ehrwürdigen und heiligen Ueberreste aus der Zeit Abrahams, des angeblichen Erbauers der Kaʿba hielt. So liess man sie völlig unberührt.

Schnell erhob sich der neue Bau. Alles beeiferte sich das Werk zu fördern, das den Wünschen der Erbauer entsprach, und mit der grössten Einmüthigkeit suchten die Einen die Anderen zu unterstützen. Nur als man mit dem Neubau bis zu der Mauerhöhe kam, in welcher der schwarze Stein früher in die Wand eingefügt gewesen war, entstand unter den verschiedenen Zweigen der Kuraishiten ein Streit darüber, wem die Ehre zufallen solle, den Stein in die ihm bestimmte Stelle einzufügen. Man erhitzte sich bei diesem Streit dermassen, dass man zu den Waffen griff. Der Zweig der Banû ʿAbd-al-dâr und der der Banû ʿAdî bin Kaʿb machten gemeinschaftliche Sache gegen die anderen Kuraishiten, sie tauchten ihre Hände in eine Schüssel voll Blut und gaben sich eidlich das

Versprechen ihre Rechte bis zum Aeussersten zu verfolgen und, dafern nöthig, für sie ihr Leben zu opfern.

Mehrere Tage ruhte das Werk, es drohte in der Stadt ein Kampf der Parteien auszubrechen. Indess machte man noch einen letzten Versuch, den Streit gütlich beizulegen. Man berief eine Versammlung, in welcher eine Versöhnung herbeigeführt werden sollte. Schon war eine grosse Anzahl der Betheiligten in dem Bethof vor der Ka'ba versammelt und unter ihnen befanden sich die einflussreichsten Männer, da schlug Abû-Umajja bin al-Mughîra vor, man solle den Schiedsspruch demjenigen anvertrauen, welcher zunächst in die Versammlung eintreten werde. Der Vorschlag fand allgemeine Billigung und gespannt wendeten sich die Blicke nach dem Thor, durch welches der Erwartete eintreten musste. Da erscheint Muhammed und tritt ein: „Es ist al-Amîn (der Zuverlässige)", ruft man von allen Seiten, „er soll entscheiden." Muhammed lässt einen Mantel auf der Erde ausbreiten, legt den Stein vorsichtig darauf, und bezeichnet vier der durch ihre Abstammung hervorragendsten Männer, welche verschiedenen Familien angehörten, dass sie die vier Ecken des Mantels in die Hand nehmen und so den Stein aufheben. Darauf nimmt er selbst den Stein und legt ihn in die für ihn bestimmte Stelle der Mauer. Nun fuhr man mit der Arbeit am Baue fort und nachdem das Dach darauf gesetzt war, bedeckte man dasselbe nach alter Sitte mit der, al-Kiswa genannten, kostbaren Decke.

Man hat die Wahrheit und Aechtheit dieser Erzählung hier und da bezweifelt, weil der Wiederauf-

bau der Kaʿba in der Zeit der frühesten Jugend Muhammed's vor sich gegangen sei. Allein das dürfte doch bei dem vielfachen sich Widersprechen der Quellen eben schwer nachzuweisen sein. Dass man in späterer Zeit die doch ganz schlichte Erzählung mit allerlei wunderbaren Zuthaten verbrämt und ausgeschmückt hat, ist noch kein Beweis gegen die Aechtheit des geschichtlichen Hintergrundes, der hier deutlich vorliegt. Ausserdem scheint auch die Erzählung zu gut bezeugt zu sein, als dass man sie nicht in der Hauptsache für wahr halten könnte.

Auch sie spricht, trotzdem dass der Zufall hier den Muhammed begünstigt und ihn in gewisser Beziehung in den Vordergrund der Begebenheit gestellt hat, dafür, dass er in grosser Achtung stand.

Man hört nun in den auf dieses Ereigniss folgenden fünf Jahren nichts weiter von Muhammed, als dass er je länger, desto mehr die Einsamkeit und das stille Nachdenken liebte. Er zog sich ganze Tage theils allein, theils mit seiner treuen Lebensgefährtin Chadîdsha in eine Höhle des Berges Hirâ, drei Meilen von Mekka, zurück. Auch sein Grossvater ʿAbd-al-muttalib hatte dies zu thun geliebt, um still für sich zu beten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass hier in der Einsamkeit der Wüste, entfernt von dem unruhigen Treiben der Stadt, in ihm Gedanken reiften, welche seine neue Predigt von der Einheit Gottes vorbereiteten. Schon oft mochte er sich mit Waraka über religiöse Fragen unterhalten haben, was bei dem nahen Verwandtschaftsverhältniss, in welchem dieser zu Chadîdsha stand, und bei dem lebhaften

Interesse, welches Beide für solche Fragen hatten, im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Waraka war bei Muhammed's Verheirathung gegenwärtig gewesen, er hatte sogar allen Spuren nach eine Vermittlerrolle dabei übernommen, ihn zog Chadîdsha in vielen Fragen zu Rathe, weil sie zu ihm das unerschütterlichste Vertrauen hatte. Er stand mit dieser wie mit ihrem Manne in beständiger Verbindung. Er nahm an den Vorfällen im Hause und in der Familie regsten Antheil und so konnte die geistige Veränderung, welche mit Muhammed vorging, ihm nicht verborgen bleiben. Was dieser vom Christenthume kannte, verdankte er gewiss hauptsächlich dem Umgang mit Waraka, der selbst zum Christenthume hinneigte.

Bedenkt man nun ferner, dass auch andere Männer seiner Verwandtschaft, wie ʿOthmân bin Huwairith und Zaid bin ʿAmr zu dem Bunde gehörten, welcher beschlossen hatte, dem Dienste der Götzen zu entsagen und die Religion Abrahams zu suchen, so begreift man, dass Muhammed, der von frühester Jugend an religiös angeregt war, für diese auf eine Aenderung der religiösen Verhältnisse hinzielenden Bestrebungen sich selbst interessiren musste.

---

## VIERTES KAPITEL.

### Die ersten Offenbarungen.

Ohne allen Zweifel befand sich Muhammed, als er sich von der Welt und ihrem Treiben in die Höhle

des Berges Hirâ zurückzog, in einer tief melancholischen Stimmung, in einer Stimmung, welche wesentlich verschieden war von der, welche Antonio bei Shakespeare so treffend schildert, wenn er sagt:

„Fürwahr, ich weiss nicht, was mich traurig macht:
Ich bin es satt; ihr sagt, das seid ihr auch,
Doch wie ich dran kam, wie mir's angeweht,
Von was für Stoff es ist, woraus erzeugt,
Das soll ich erst erfahren."

Muhammed's Leben war bisher ein schweigsames, man möchte sagen in sich gekehrtes, gewesen. Aber in seinem ungestümen Innern wogte ein Meer von tiefen Gedanken, welche nach einem ihrer Natur adäquaten Ausdruck drängten. Die Bildung, welche er sich erworben hatte, stand mit dieser Gedankenfülle in gar zu grossem Misverhältniss und von allen Seiten sah er sich gehemmt. So entstand in ihm diese seine Kräfte aufreibende und zugleich seine Nerven in die grösste Spannung versetzende Stimmung, welche jene tiefe, ihn lange beherrschende Melancholie erzeugte, von welcher uns seine Biographen ausführlich erzählen. Nach und nach kam er zu dem deutlichen Bewusstsein dessen, was die Ursache seiner ihn immer mehr bedrückenden Unzufriedenheit mit der ihn umgebenden Welt und der Opposition gegen dieselbe war, zu welcher er sich durch die Vorgänge seiner ganzen geistigen Entwickelung gedrängt sah. Er befand sich eben ausser Stande, dem Inhalt seiner innersten Gedankenwelt einen adäquaten Ausdruck zu geben und ihn zu realisiren, weil er die Mittel zu diesem Zweck nicht kannte. So bemächtigte sich

seiner die tiefste Schwermuth und in Folge davon trat bei ihm zugleich eine tiefe Neigung zu dem ein, was man nicht unrichtig „Weltverneinung“ genannt hat.

Muhammed war, trotz aller Weichheit seines Gemüthes, ein Mann von seltener Energie und Festigkeit des Willens. Was er sich einmal vorgenommen hatte, führte er unter allen Umständen aus. Seine tiefe und ungestüme Leidenschaftlichkeit wusste er in der Regel vollkommen zu beherrschen und nur das starke Anschwellen seiner Stirnader und der feurige, die Menschen oft in Schrecken und Verwirrung setzende Glanz seiner ausdrucksvollen Augen zeugten trotz der äusserlichen Ruhe von der heftigen inneren Erregung. Werden nun derartige energische Naturen von einer Idee im Tiefsten ihres Grundes erregt, so können Zeiten gleichsam einer höheren Unfreiheit des Geistes eintreten, wo dieser selbst von einer grossen göttlichen Idee erfasst, gewissermassen das Wirken für sich und nach gewählten Zwecken aufgiebt und nicht mehr von selbstgewählten, sondern von gegebenen Zwecken, mehr oder weniger unbewusst fortgetrieben wird. Plato sagt einmal*): „Um wie viel vollkommener und ehrenvoller nun das Wahrsagen ist als das Weissagen, sowohl dem Namen nach als der Sache nach, um so viel vortrefflicher ist auch nach dem Zeugniss der Alten ein göttlicher Wahnsinn, als eine bloss menschliche Verständigkeit.“ Ein solcher göttlicher Wahnsinn im Sinne Plato's (völlig verschieden

*) Phaedrus S. 244.

von dem auf rein körperlichen Ursachen oder pathologischen Erscheinungen beruhenden krankhaften Irrsinn) kann aber leicht dann entstehen, wenn in dem Geiste des Menschen das Walten einer höheren Idee sich geltend macht und wenn sie derart in ihm zur Alleinherrschaft gelangt, dass er nicht mehr im Stande ist, sich ihrer Einwirkung und dieser Herrschaft zu entziehen. Es entstehen dann leicht sensitive Anomalieen, sogenannte Hallucinationen. Griesinger*) sagt von diesen: „Unter Hallucinationen versteht man subjective Sinnesbilder, welche aber nach aussen projicirt werden und dadurch scheinbare Objectivität und Realität bekommen." Sie sind verschieden von den Illusionen, worunter man falsche Deutung äusserer Objecte versteht. „Es ist eine Hallucination, wenn ich menschliche Gestalten sehe, während in der That kein Mensch in der Nähe ist, oder eine Stimme höre, wo nicht gesprochen wurde; es ist eine Illusion, wenn ich eine glänzende Wolke, die eben am Himmel ist, für einen feurigen Wagen halte, oder wenn ich in einem Unbekannten, der in mein Zimmer tritt, einen alten Freund zu erblicken glaube. Den Hallucinationen entspricht gar nichts Aeusseres, sie sind falsche Empfindungen; die Illusionen sind falsche Urtheile, falsche Auslegungen eines peripherisch Empfundenen. Die Hallucinationen sind wirkliche Empfindungen, keine Einbildungen; der Kranke sieht, hört, riecht dabei wirklich, er glaubt nicht bloss zu sehen oder zu hören, und will

*) Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, 2. Ausg. S. 85 ff. Vgl. E. Kraepelin, Compendium der Psychiatrie (Leipzig, 1883) S. 72 ff.

man das Sinnendelirium mit Vernunftgründen bekämpfen, so erhält man gewöhnlich Antworten, wie sie Leuret von einem seiner Kranken bekam (vgl. Fragments psychologiques p. 203): „Ich höre Stimmen, weil — ich sie höre; wie sie entstehen, weiss ich nicht, aber sie sind für mich ebenso deutlich, wie Ihre eigene Stimme; soll ich an die Wirklichkeit Ihrer Reden glauben, so müssen Sie mich auch an die Wirklichkeit jener Reden glauben lassen, denn beide sind für mich in gleicher Weise fühlbar.“ So haben für das Urtheil des Hallucinanten seine subjectiven Sinnesanschauungen gewöhnlich dieselbe Realität, wie die objectiv von der Aussenwelt dargebotenen, und eben in diesem Umstande liegt zum grossen Theile die Wichtigkeit dieser Phänomene. Wir sind gewohnt unseren Sinnen zu trauen und das für das Wahrste zu halten, was wir selbst sehen oder tasten. Ein solcher Hallucinant tritt in eine neue Welt ein, weil das Material seines Vorstellens geändert wird, und er ist nicht im Stande, diese Welt seiner eignen Gebilde von der objectiven Wirklichkeit, nach der sich sonst sein Denken und Handeln gewohnheitsmässig richtet, zu unterscheiden: er muss diesen Gebilden folgen, weil sie für ihn sinnliche Ueberzeugungskraft haben.

Unstreitig wurde auch Muhammed in Folge stärkster Nervenaufregung in jener Zeit von solchen Hallucinationen befallen, er sah Gesichte, denen er Realität zuschrieb, er erblickte deutlich Engelsgestalten, er hörte, was sie ihm sagten, und hielt ihre Aussprüche für göttliche Gebote, die er befolgen müsse. Seine nächsten Umgebungen bestätigten ihn in dieser

Auffassung, indem sie in ihm den Gottgesandten zu erkennen glaubten, der bestimmt sei, den Arabern, diesem auserwählten Volke, den ihm unmittelbar geoffenbarten göttlichen Willen zu verkündigen.

Wir erhalten von den arabischen Biographen über die Offenbarungen, welche dem Muhammed zu Theil wurden, ziemlich ausführliche Schilderungen.

Am einfachsten erzählt Buchârî (I, 1.) nach der Ueberlieferung der ʿÂïsha in folgender Weise: „Al-Hârith bin Hishâm fragte den Muhammed, wie die Offenbarung ihm zukomme. Muhammed antwortete: Bald kommt sie zu mir wie Glöckchenklang, und dies ist für mich das am schwersten zu Ertragende. Dann hört der Klang auf, nachdem ich (das, was ich von ihm, dem Engel, gehört habe) gesammelt (d. h. mir fest in das Gedächtniss eingeprägt) habe. Bald zeigt sich mir der Engel in Gestalt eines Mannes und redet mich an, und ich behalte im Gedächtniss, was er sagt.“ ʿÂïsha fügte hinzu: „Ich habe gesehen, wie auf den Propheten die Offenbarung an einem sehr kalten Tage herabkam. Als sie beendigt war, träufelte seine Stirne von Schweiss.“

Ueber die ersten Offenbarungen, welche dem Muhammed zu Theil wurden, berichtet dieselbe ʿÂïsha bei Buchârî (I, S. 5) Folgendes: „Die ersten Offenbarungen, die ihm zukamen, waren Gesichte im Schlaf, die wie das Licht der Morgenröthe zu ihm kamen. Das Alleinsein wurde ihm da lieb und er zog sich in die Einsamkeit der Höhle des Berges Hirâ zurück, um in ihr einige Tage sich frommen Betrachtungen zu widmen, ehe er zu seiner Familie zurückkehrte.

Er versah sich zu dem Zwecke vorher mit Nahrungsmitteln und kam dann zu Chadîdsha zurück. Da kam ihm die Offenbarung zu, als er in der Höhle von Hirâ sich aufhielt. Es kam zu ihm der Engel (Gabriel) und sprach zu ihm: Lies! Er antwortete: Ich kann nicht lesen. Da erfasste ihn der Engel und presste ihn in der heftigsten Weise und liess ihn wieder los und sagte: Lies! Das wiederholte er noch zwei Mal und es erfolgte dieselbe Antwort. Als der Engel ihn das dritte Mal gedrückt hatte, sagte er: Lies: „Im Namen deines Herrn, welcher erschaffen hat (d. h. des Schöpfers). Er hat erschaffen den Menschen aus einem Blutklumpen. Lies: und dein Herr ist der edelste.“*) Muhammed kam darauf mit zitterndem Herzen zu Chadîdsha und rief ihr zu: „Hüllt mich ein, hüllt mich ein!“ Dies geschah und die Erregung des Schreckens und der Furcht verliess ihn. Darauf erzählte er seiner Frau, was mit ihm geschehen war und sagte ihr, er habe für sich selbst gefürchtet. Chadîdsha erwiderte ihm: Gott wird dir keinen Kummer bereiten, du wirst die Bande der Verwandtschaft fester knüpfen und die Last ertragen und (den Menschen) geben, was sie nicht besitzen, den Gast bewirthen und Hilfe leisten gegen die wirklichen Unfälle.“

Chadîdsha brachte darauf den Muhammed zu ihrem Vetter Waraka bin Naufal, welcher zum Christenthum neigte oder vielleicht sogar zu ihm übergegangen und damals ein hochbejahrter, blinder Greis war. Als diesem nun Muhammed erzählt hatte, was

*) Korân, Sûr. 96, v. 1—3.

ihm zugestossen war und was er gesehen hatte, da rief er aus: „Dies ist der Nâmûs, den Gott zu Moses herabgesendet hat. Ach wäre ich doch noch jung bei seiner Verkündigung, ach wenn ich doch lebte, wenn dein Volk dich vertreiben wird.“ Da fragte ihn Muhammed: Wird man mich vertreiben? Waraka antwortete: „Ja, niemals hat ein Mann eine solche Botschaft gebracht, wie die deinige ist, ohne angefeindet zu werden. Wenn ich den Tag deines Auftretens als Prophet erlebe, werde ich dir kräftig helfen.“

Es trat nun eine Pause in den Offenbarungen ein, und erst nach geraumer Zeit erschien dem Muhammed derselbe Engel, den er im Hirâ gesehen hatte. Er erzählte selbst darüber: „Ich ging und hörte eine Stimme vom Himmel. Da erhob ich meinen Blick und sah den Engel zwischen Himmel und Erde sitzend. Ich erschrak heftig davor und kehrte schnell zu meinen Leuten zurück, und rief: wickelt mich ein, wickelt mich ein. Da offenbarte mir Gott die Worte: O du, der sich einhüllt, stehe auf und warne. Preise deinen Herrn. Reinige dein Gewand. Meide die Unreinigkeit (der Götzenbilder.“*) Von da an mehrten sich die Offenbarungen und folgten schnell aufeinander.

Diese ältesten Berichte sind im Ganzen höchst einfach. Wir lesen da nichts von den späteren Ausschmückungen, dass Muhammed der Schaum vor den Mund getreten sei, dass er gebrüllt habe „wie ein junges Kameel“, und was dergleichen mehr ist, alles Schilderungen, welche mit denjenigen Erscheinungen

*) Sur. 74, v. 1—5.

vollkommen übereinstimmen, welche bei Leuten beobachtet werden, die Anfälle der schlimmsten und hochgradigsten Epilepsie erleiden. Allein zwischen solchen epileptischen Anfällen und den Zufällen, von welchen hier die Rede ist, ist doch ein sehr bedeutender Unterschied. Der Epileptiker weiss erfahrungsmässig, nachdem der gewöhnlich die grösste Schwäche und Zerschlagenheit in seinem Gefolge habende Anfall vorüber ist, nichts mehr von dem, was sich mit ihm ereignet hat; er ist entweder unvermögend, sich darauf zu besinnen, oder wenn er ein dunkles Bewusstsein davon hat, so trägt er Scheu sich darüber auszusprechen, wie überhaupt sein ganzes Wesen leicht etwas Scheues bekommt. Der berühmte französische Arzt Portal sagt in seinen Beobachtungen über die Natur und Behandlung der Epilepsie: Die Kranken bleiben gewöhnlich, vorzüglich wenn die Anfälle sehr heftig waren, noch längere oder kürzere Zeit nachher erschüttert und stumpf, blicken um sich, erheben sich mit der Miene der Ueberraschung und Schaam und wanken auf ihren Beinen; manche dagegen scheinen nicht die geringste Müdigkeit zu verspüren und gehen frei und mit Schnelligkeit davon. Sie gähnen viel, als wenn sie aus einem tiefen Schlafe erwacht wären und haben keine Erinnerung an das, was während der Anfälle mit ihnen vorgefallen ist, ja nach sehr heftigen Anfällen verschwindet auch wohl das ganze Gedächtniss und man hat mehrmals beobachtet, dass es von dem ersten Anfalle an gänzlich verloren gegangen war. Esquirol versichert: Keiner dieser Kranken hat die Erinnerung seines vergangenen Zu-

standes, wie sicher keiner auch eine Empfindung desselben gehabt hat.

Bei Muhammed aber war das anders. Er wusste genau zu erzählen, was er erlebt; die Worte, die er gehört, waren seinem Gedächtniss ebenso gegenwärtig, wie die Gestalten, welche er gesehen. Wenn die somatischen Erscheinungen, die sich nach den eigenthümlichen Anfällen, welche er erlitt, einstellten, (also z. B. die Fieberfrostanfälle, welche ihn zu der Bitte, ihn zuzudecken, nöthigten, ferner die Mattigkeit, welche ihn befiel,) ganz sicher Zeichen einer sehr starken und tiefgehenden Nervenerschütterung zu sein scheinen, so berechtigen sie doch augenscheinlich durchaus noch nicht zu der zuerst von byzantinischen Schriftstellern wie z. B. Theophanes Confessor u. A. unter die Leute gebrachten Angabe, dass Muhammed Epileptiker gewesen sei.

Wenn noch aus der späteren Lebenszeit Muhammed's ausdrücklich erwähnt wird, dass der Ausdruck seiner glühenden, ernsten Augen ein so bedeutender und so energischer gewesen sei, dass er auf seine Umgebungen den tiefsten Eindruck gemacht habe, dass er stets im Stande gewesen sei, sich vollständig zu beherrschen, so stimmt dies wirklich in keiner Weise mit den Beschreibungen zusammen, welche erfahrene Aerzte von den Folgen der Epilepsie auf die Kranken machen. Als die gewöhnlichste, fast ausnahmslos eintretende Folge dieser Krankheit wird immer angegeben, dass die Gesichtszüge gröber werden, dass die Epileptiker ganz habituell in ihrem Blick etwas Umherschweifendes, Unsicheres bekommen, dass bei

ihnen die geistige und sittliche Energie aufhört, dass die körperlichen Kräfte schwinden.*)

Muhammed war augenscheinlich über die gewaltigen Traumgebilde oder Visionen im höchsten Grade erschrocken. Er glaubte, von einem bösen Geist (Dshinn) besessen zu sein. Chadîdsha tröstete ihn und sprach ihm gegenüber das feste Vertrauen aus, dass Gott ihn nicht zu Schaden bringen werde, aber augenscheinlich wusste auch sie nicht recht, wie sie das eigenthümliche Ereigniss erklären solle. In ihrer Verlegenheit wendet sie sich an ihren Vetter Waraka und erst dieser giebt Beiden die gewünschte Aufklärung. Er behauptet, dass in diesen Gesichten das Eingreifen der göttlichen, aber keiner dämonischen Macht sichtbar, dass Muhammed der erwählte Prophet seines Volkes sei. Wie es mit Waraka's Christenthum sich eigentlich verhielt, wissen wir nicht. Sehr tief kann seine Kenntniss desselben wol kaum gewesen sein, aber es wäre möglich, anzunehmen, dass er die Stelle im Evangelium des Johannes (14, 26) von der bevorstehenden Sendung des Trösters (Paraklet) auf Muhammed bezog und ihn für den erwarteten Tröster hielt.

Es ist ganz unleugbar in Muhammed etwas von Prophetenthum, etwas von jener nur den semitischen Völkern und unter diesen eigentlich nur den Hebräern eigenthümlichen Erscheinung, es ist in ihm etwas von dem Sichversenken des menschlichen Geistes in den göttlichen, etwas von jener höheren Lebendigkeit und

*) Vergl. Niemeyer, Fel. v., Lehrbuch d. speciellen Pathologie u. Therapie. (10. Aufl.) II, S. 423 ff.

inneren Thätigkeit, vermöge deren ein Mensch von dem Gedanken an Gott, an seine Allmacht, an seine Herrlichkeit so tief ergriffen wird, dass er seine eigenen Vorstellungen von Gott für Gedanken Gottes, die ihm geoffenbart worden sind, hält, denen gegenüber sein eignes Denken und Fühlen vollständig entweder wirklich in den Hintergrund tritt oder in den Hintergrund zu treten scheint. Da überwältigt ihn nun leicht, wie Ewald (die Propheten des A. Bundes I, 5) ganz treffend diesen geistigen Process schildert, eine göttliche Wahrheit oder Vorstellung, welche er sieht wie eine klare Gestalt, wie ein Gesicht vor seinem Geiste schwebend: „sie nimmt ihn so ganz ein, dass er als Mensch davor verschwindet, dass er allein die göttliche Stimme zu hören glaubt und nicht sich mehr hört und fühlt, sondern die laute und klare Stimme eines anderen, der höher steht als er.“ Diese höhere Macht erfasst ihn so, dass er sich ihrer Herrschaft nicht mehr entziehen kann, und es entsteht in ihm die Vorstellung, dass er ihrem Rufe und ihrem Gebote folgen müsse, dass ihm eine Sendung oder Botschaft von seinem Gott geworden sei. Bei Muhammed war diese Vorstellung noch eine unbewusste, er fürchtete sogar, dass die Macht, unter deren Herrschaft er sich befinde, eine unreine, dämonische sei — während doch der ganz monotheistische Gedanke von dem Herrn, welcher der Schöpfer sei, sich schon völlig klar und deutlich ausgesprochen findet. Da gesellt sich nun zu der inneren Stimme die von aussen kommende, der Ausspruch des Waraka, des von ihm so hoch verehrten, ja vielleicht für be-

sonders erleuchtet gehaltenen Mannes hinzu, der ihn tröstet, erhebt und so seine Zweifel zerstreut. Er kommt zu der Ueberzeugung, dass er mit Gott, mit dem Herrn, dem Schöpfer in unmittelbarer Verbindung steht, die Visionen treten ihm nun so klar entgegen, dass er überzeugt ist, er habe es mit wirklich objectiven Thatsachen zu thun. Es ist an der Aufrichtigkeit dieser Ueberzeugung gewiss nicht zu zweifeln. Aufrichtigkeit, eine tiefe, grosse, echte Aufrichtigkeit ist die allererste bezeichnende Eigenschaft aller irgendwie bedeutenden und hervorragenden Menschen. Weil wir uns von der Ueberzeugung, dass derartige Erscheinungen und Gesichte oder Offenbarungen objective Thatsachen seien, befreit zu haben glauben, lassen wir uns leicht verleiten, solche begeisterte Seher entweder für Betrüger oder für leicht Betrügbare und Betrogene zu halten. Wir bedenken aber entweder gar nicht, oder doch zu wenig, dass mit der Verschiedenheit der Völker und der Zeiten wie der Bildungsstufen, auf welcher die Menschen stehen, nothwendig auch eine Verschiedenheit der Anlagen verbunden ist. Je einfacher die Verhältnisse sind, in welchen der Mensch lebt, desto grösser ist auch seine Fähigkeit, ohne alle selbstische Nebengedanken einer Idee sein Inneres zu erschliessen, sich ihr rückhaltlos hinzugeben und von ihr völlig beherrschen zu lassen. So war es bei den Propheten des Alten Testamentes der Fall und es wäre eine vollständige Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, in welchen sie lebten, wollte man behaupten, dass dieses Prophetenthum nicht auf aufrichtiger Ueberzeugung seiner Träger beruhte.

Hat nun aber ein solcher gottbegeisteter, von einer neuen Idee erfüllter, von ihr über seine Zeitgenossen gleichsam emporgetragener Mann eine höhere Wahrheit erkannt und hat diese in ihm die Herrschaft erlangt, so findet er auch nicht eher Ruhe, als bis er dem göttlichen Rufe, welcher ihm geworden ist, folgt. Er soll und kann seiner Ueberzeugung nach diese höhere Wahrheit nicht als sein ausschliessliches Eigenthum betrachten. Er soll der höheren Stimme auch bei Anderen Gehör verschaffen, er soll in der ihm gewordenen Offenbarung nicht ein ihm und seiner Person zugestandenes Vorrecht, sondern eine Pflicht, und zwar den Auftrag erblicken, dieselbe Anderen zu verkünden. Indem er dies thut, handelt er also nicht für sich, sondern auf höheren Befehl. Er sucht damit nicht das Seine, hat damit nicht seinen Vortheil im Auge, nein im Gegentheil, er wird sich bald dessen klar bewusst werden, dass er sich damit in einen starken Gegensatz gegen seine Zeitgenossen stellt und sich vor der Hand noch unberechenbaren Gefahren aussetzt. So erweckt diese innere Macht der aufrichtigen Ueberzeugung zugleich seine sittliche Thatkraft, die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden, um auch die Widerstrebenden zu seiner Idee zu bekehren, sie auf die Höhe seines Glaubens zu bringen.

Ganz analogen Erscheinungen begegnet man in der Entwickelungs- und Bildungsgeschichte derjenigen, welche man als bahnbrechende Genies in der Weltgeschichte anzusehen sich gewöhnt hat. Die fruchtbringenden Gedanken, deren Träger sie ge-

wesen und mit denen sie in der Regel ihren Zeitgenossen weit voraus sind, sind in den bei weitem meisten Fällen durchaus nicht das Resultat einer langen Vorarbeit, sondern sie sind oft ganz plötzlich in ihrem Geiste aufgetaucht, ohne dass dieselben mit ihren bisherigen Gedankengängen nothwendig in einem unmittelbaren Zusammenhange gestanden zu haben brauchen und man hat in ihnen mit vollstem Rechte Offenbarungsmomente erkennen zu dürfen geglaubt.

Betrachtet man nun zunächst die wenigen Worte der ersten Offenbarungen, so begegnet man zwei religiösen Gedanken fundamentalster Art, welche im schroffsten Gegensatz gegen die Religion der Araber mit ihrem doch scheinbar sehr gedanken- und inhaltslosen Polytheismus stehen. Niemand wagte Auskunft über das Verhältniss dieser vielen Götter zu den Menschen einerseits, noch andrerseits über das Verhältniss der Menschen zu diesen Göttern zu geben. Dass man zum Mindesten das dunkle Bewusstsein der beständigen Abhängigkeit des Menschen von einer höheren Macht hatte, geht daraus hervor, dass man ihnen als den Repräsentanten dieser Macht Verehrung erwies in den von den Vätern ererbten Formen des Götzendienstes. Schon in der Idee der Vielheit der Götter lag nothwendig zugleich die Idee der Beschränktheit der Macht jedes einzelnen, ihre Macht konnte keine absolute, sondern nur eine relative sein. Diese Religion war aber nicht im Stande, eine Antwort auf die Fragen zu geben, welche sich jedem denkenden Menschen ganz unabweisbar aufdrängen, woher bin ich, zu welchem Zwecke bin

ich da, hat mein Leben überhaupt einen Zweck und ein Ziel?

Da eröffnen sich nun auf einmal dem Muhammed die zwei grundlegenden religiösen Gedanken: Gott ist der Herr und Gott ist der Schöpfer, der Schöpfer der Menschen. Mit der Erfassung und Nutzbarmachung dieser beiden Gedanken ist der Grund zu einer wirklich monotheistischen Religion gelegt, welche in den strictesten Gegensatz gegen die unklaren Vorstellungen des Heidenthumes von dem Verhältniss zwischen Gott und Welt tritt. Die bestimmteste Unterscheidung zwischen Gott und Welt wird hier, wie im Alten Testament, gleich zu Anfang gelehrt.*)

Niemand wird behaupten können, dass dieser Gedanke ein neuer sei. Aber er war neu bei Muhammed, bei welchem er aus dem tiefsten religiösen Bedürfniss hervorging. Mit dem Aussprechen dieses Gedankens ist ein grosser reformatorischer Schritt gethan, der ohne allen Zweifel ein Zurückgreifen auf ein Altes war, aber doch die weittragende Bedeutung hatte, dass er in dem Volke nach und nach ein Zurücktreten vom Dienste der Elemente, der Kräfte des physischen Kosmos und der Welt bewirkte und dasselbe zum Monotheismus führte. Mit diesem Gedanken war die von den Besseren und ernster Denkenden der Zeitgenossen Muhammed's gesuchte Religion Abraham's auf einmal gefunden.

Es wird eine Anzahl von Offenbarungen angeführt,

*) Dasselbe finden wir im Alten Testament, worauf G. Baur in seiner Geschichte der alttestamentlichen Weissagung I, S. 13 aufmerksam macht.

welche kurze Zeit nach der ersten dem Muhammed zu Theil wurden, so sollen ihm z. B. im unmittelbaren Anschluss an die bereits mitgetheilten Worte: Lies, im Namen deines Herrn, welcher erschaffen hat u. s. w. die folgenden Korânworte (Sur. 96, 4, 5) geoffenbart worden sein: „Lies, bei deinem Herrn, dem edelsten, welcher gelehrt hat durch die Feder, und gelehrt hat den Menschen, was er nicht gewusst hat.“ Es enthalten diese Worte eine nach dem Gedankengange Muhammed's ganz nothwendige Consequenz, welche sich aus dem Glauben an einen Gott, welcher Alles erschaffen, auch den Menschen erschaffen hat, nothwendig ergiebt: nämlich den Gedanken, dass der geschaffene Mensch über seinen Schöpfer nichts weiss oder wenigstens nicht genug weiss, und dass er erst von diesem durch die Offenbarung belehrt werden muss.

Wenn dann ferner hinzugefügt wird, dass die im Korân (Sûre 74) enthaltenen Worte: „O du, der du dich eingewickelt hast, stehe auf und ermahne, und preise deinen Herrn, reinige dein Gewand und meide die Unreinigkeit (der Götzen), gieb nicht in der Hoffnung, noch mehr zu erhalten (d. h. aus eigennützigen Absichten, um dir Vortheile zu verschaffen), sondern warte geduldig (oder trage geduldig die Unbilden welche dir von denen, welche die Götter verehren, drohen)“ — so liegt darin für ihn offenbar die Aufforderung, die ihm zu Theil gewordene Wahrheit auch den Anderen zu verkündigen, selbst auf die Gefahr hin, für dieselbe, dafern nöthig, zu leiden.

So finden sich denn schon in diesen wenigen Worten

die Keime, aus denen der ganze Islâm entspringt: das Dogma von der Einheit Gottes, des Herrn, des Schöpfers, das Dogma, dass der Mensch von Gott geschaffen ist, der an Muhammed ergehende Befehl und Auftrag, zu mahnen und zu predigen, natürlich nichts anderes zu predigen, als was den Inhalt der Offenbarungen bildet, und sich geduldig in den (allmächtigen) Willen des einen Gottes zu ergeben.

---

## FÜNFTES KAPITEL.

### Muhammeds Auftreten als Prophet. Erste Auswanderung nach Abessinien. Bekehrung des ʿOthmân und des Hamza. Zweite Auswanderung nach Abessinien. Bekehrung einer Anzahl Medînenser. Eidesleistung von ʿAkaba und Wahl der zwölf Nakîb.

Die erste Person, welche an die Wahrheit der Lehre Muhammed's glaubte, war eine Frau: Chadîdsha. Ihr folgten wol nur die nächsten Angehörigen Muhammed's, seine Töchter, sein noch ganz jugendlicher Pflegesohn ʿAlî, sein Sklave Zaid und sein treuer Freund (der spätere Chalîf) Abû Bekr, welcher wegen seiner Ehrlichkeit, wegen seiner Klugheit und Einsicht bei allen seinen Zeitgenossen im grössten Ansehen stand, und dessen Treue und Ergebenheit für die neue Lehre in der That in den Augen Vieler eine sichere Bürgschaft für die Lauterkeit des Muhammed gewesen ist.

Durch Abû Bekr wurde der spätere Chalîf ʿOthmân gewonnen, und ausser diesen werden als die ersten Mitglieder der kleinen Gemeinde noch ʿAbd-al-rahmân bin ʿAuf, Saʿd bin Abî Wakkâss, ein Vetter des Muhammed, Talha und, der Neffe der Chadîdsha, Zubair sowie Arkam genannt, in dessen Haus sie ihre ersten Zusammenkünfte hielten. Die meisten davon hatte Abû Bekr für die neue Lehre gewonnen und zu Muhammed geführt, mit dem sie das Gebet verrichteten. Sie entschlossen sich zu dem Schritte wol nicht ohne mancherlei Bedenken. Muhammed soll selbst gesagt haben: „Ich habe Niemand zum Islâm aufgerufen, der nicht zuerst Bedenken, Ueberlegen und Widerrede hatte, ausser Abû Bekr, dieser hatte nichts einzuwenden und kein Bedenken.“ Andere, selbst solche, welche zu den nächsten Verwandten des Muhammed gehörten, wie z. B. sein Oheim Abû Lahab*) nahmen die neue Lehre nur mit Hohn und Spott auf, und erklärten ihren Verkündiger für einen Narren, und liessen ihn, so lange die kleine Gemeinde, zu der hauptsächlich Leute der niedersten Stände gehörten, sich ganz ruhig verhielt, gewähren, ohne ihm eine heftigere Opposition entgegenzustellen oder ihn und seine Anhänger zu verfolgen.

Den sichersten Ueberlieferungen nach betrug die Zahl seiner Anhänger in den ersten Jahren seines Prophetenthumes nicht mehr als vierzig. Sie verrichteten,

---

*) Gegen ihn ist die 111. Sûre gerichtet: Verderben sollen die Hände des Abû Lahab, verderben! Nichts hilft ihm sein Reichthum, nichts sein Vermögen u. s. w.

dem Beispiele ihres Meisters folgend, die Gebete an der Kaʿba, wie dieselben von Alters her verrichtet zu werden pflegten. Muhammed, welcher selbst in Mekka geboren war, hat wol nie an der Heiligkeit des Centralheiligthumes der Araber und an der Heiligkeit des Gebietes derselben gezweifelt. Er war sicher von der Richtigkeit des von den Vätern ererbten Glaubens überzeugt, dass dies alles von Abraham herrühre und verrichtete darum mit doppelter Andacht, wie seine Landsleute, den solennen Umgang um die Kaʿba und die verschiedenen Gebräuche der Pilgerfahrt. Den Götzendienst und seine Gräuel hielt er für ein im Laufe der Zeiten zu dem ursprünglichen Kern hinzugekommenes schädliches Beiwerk.

Aber in der Stille ihrer heimlichen Zusammenkünfte verrichtete die kleine Gemeinde die ihr von Muhammed gelehrten Gebete, welche wol zunächst sämmtlich aus den kurzen Sprüchen bestanden, die ihm seiner Meinung nach von dem Engel Gabriel offenbart worden waren. Sie enthielten sämmtlich die Grundzüge des Glaubens an den einen Gott, den Herrn, der Alles beherrscht, und in dessen Hand, als der des Schöpfers das Schicksal der Menschen ruht, ferner des Glaubens an den ihm gewordenen Auftrag, diese Lehre von dem Einen den Menschen zu predigen, an die Nothwendigkeit und Pflicht, sich selbst von den Gräueln des Götzendienstes rein zu erhalten. Dass diesem Herrn Verehrung gebühre, dass sein Wohlgefallen nur durch inniges gläubiges Gebet*) und sittlichen Lebenswandel, durch

*) Der Befehl dazu war durch die wahrscheinlich in diese Zeit fallende Offenbarung Sûr. 73, 1 ff. gegeben, welche

treue Erfüllung seiner Gebote erlangt werden könne, waren leicht sich ergebende Consequenzen. Muhammed drang vor Allem auf die ununterbrochene Ausübung des Gebetes und soll sich hierin so übernommen haben, dass er ganz schwach wurde und längere Zeit wirklich leidend war, und dass bei ihm Zustände der tiefsten Niedergeschlagenheit mit denen der höchsten Erregung in rascher Aufeinanderfolge wechselten.

Stillstand ist Rückgang. Entweder musste die Zahl derer, welche dem Muhammed und seiner neuen Lehre Glauben schenkten, wachsen oder es lag die Gefahr sehr nahe, dass das Ganze wieder absterben könne. War Muhammed von der Wahrheit der ihm gewordenen Offenbarungen im Tiefsten seines Innern überzeugt, erschien ihm der Befehl als Warner, d. h. als Prediger der neuen Wahrheit aufzutreten, wirklich als ein göttlicher, so musste er ihm unbedingt folgen. Die göttliche Stimme hatte ihm zugerufen: sei geduldig (issbir)! Sollte das bedeuten, dass er geduldig zu warten habe mit der Verkündigung, oder sollte der Zuruf ihm sagen, dass er, wenn die Zeit des Kampfes kommen würde, geduldig ausharren müsse? Der Befehl (Sûr. 74, 2): kum fa andsir (stehe auf und predige!) war deutlich genug. Muhammed musste trotz aller Zaghaftigkeit, die ihm damals eigen war, alle Bedenken, welche sich seinem öffentlichen Auftreten entgegenstellen mochten, muthig zu überwinden suchen. Der religiöse Glaube ist eine zarte Pflanze, und innerliche Na-

---

die Verdienstlichkeit des Gebetes zur Zeit der Nacht ganz besonders betonte.

turen sind gewöhnlich zart besaitet. Jeder Berührung mit der Aussenwelt widerstreben sie so lange wie möglich. Wenn eine neue mächtige Idee sie ergreift, so dauert es oft geraume Zeit, bis diese intensiv so wirkt, dass sie in dem Geist, dessen sie sich bemächtigt, wirklich tiefe Wurzeln geschlagen hat. Ist dies jedoch der Fall, dann bekommen so geartete Naturen auch eine innere Kraft und Widerstandsfähigkeit, dass sie oft mehr wie augenscheinlich sehr energische geeignet sind, ihrem Gedankeninhalt einen adäquaten Ausdruck zu geben und, wenn nöthig, mit ungeahnter Energie für ihre Idee einzutreten. Wer die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes und der gewaltigen Revolutionen die sich in ihr vollzogen haben, kennt, weiss, dass dieselben oft durch scheinbar sehr ängstliche und schüchterne Männer herbeigeführt worden sind. Selbstgefällige Dreistigkeit ist gewöhnlich nicht das Zeichen eines feineren und innerlichen Geistes, auch durchaus nicht immer das Zeichen ausdauernder, innerer Kraft.

Wir wissen von Muhammed, dass er nur mit innerem Widerstreben daran ging, auch weiteren Kreisen seine neue Lehre zu verkündigen. Ibn-Hishâm*) erzählt: Dann gebot ihm Gott mit seiner Offenbarung hervorzutreten, die Leute damit bekannt zu machen und sie zum Islâm aufzufordern. Drei Jahre lang hatte er den ihm von Gott zugegangenen Befehl verheimlicht und verborgen gehalten, bis er von Gott den Auftrag erhielt, ihn bekannt zu machen. Da befahl ihm Gott: „Tritt hervor mit dem was dir aufgetragen ist und

*) Leben Muhammed's, herausg. von Wüstenfeld. I, S. 166.

wende dich ab von den Götzendienern“ (Sûr. 15, 94) und weiter: „Dies verkündige auch deinen nächsten Verwandten und neige deine Flügel über die, welche dir folgen. Sage ihnen, wenn sie dir kein Gehör schenken: ich bin nicht mehr verantwortlich für eure Thaten, und vertraue auf den Erhabenen, den Allbarmherzigen, der dich sieht, wenn du stehst oder dich bewegst unter denen, die ihn anbeten, denn er hört und er weiss Alles.“ (Sûr. 26, 214 ff.)

Als nun einst die Anhänger Muhammed's, wie sie zu thun gewohnt waren, eine heimliche Zusammenkunft in Mekka hielten, erschienen mehrere Götzendiener, welche sie in ihren Andachtsübungen störten und durch ihre Beleidigungen zum Kampfe herausforderten. Da schlug einer der treuesten Gefährten Muhammed's Sa'd bin Abî Wakkâss einen Götzendiener mit dem Kinnbackenknochen eines Esels und verwundete ihn. Dies war (so wird mit einer gewissen Emphase berichtet) das erste Blut, welches um des Islâms willen vergossen wurde.

Noch immer zögerte Muhammed, den ihm gewordenen Befehl auszuführen. Er fürchtete augenscheinlich den Miserfolg bei seinen Landsleuten, den Spott und den Hass der Ungläubigen. Gegen nichts ist der Araber empfindlicher, als gegen den Hohn und den Spott, der sein Ehrgefühl reizt. Aber endlich besiegte er die fast unüberwindliche Scheu, gewiss einerseits von seinem eignen Gewissen getrieben, andrerseits vielleicht angespornt von einigen Eifrigeren unter seinen Anhängern, und bestieg nach einer freilich durchaus nicht gut verbürgten Ueberlieferung den

Hügel Ssafá, wohin er seine Verwandten gerufen hatte.*) Er setzte ihnen mit wenigen eindringlichen Worten den Inhalt der ihm bis dahin gewordenen Offenbarungen auseinander, beschwor sie so eindringlich, wie nur möglich, dem Götzendienst zu entsagen, sich zu dem Einen Gott zu bekennen, und bedrohte sie schliesslich mit den Strafen der Hölle, wenn sie seiner Predigt nicht folgen wollten.

Er fragte seine Verwandten: Würdet ihr mir glauben, wenn ich euch sagte, dass auf der anderen Seite des Berges eine Armee sei? Sie antworteten: Ja, denn wir setzen keinen Verdacht in deine Wahrhaftigkeit, da du noch niemals eine Lüge gesagt hast. Darauf fuhr er fort: Ich komme zu euch als Prediger und als Verkündiger schwerer Strafe. O, ihr Banû ʿAbd-al-Muttalib, o Banû ʿAbd-Manâf u. s. w., Gott hat mir befohlen, meine nächsten Verwandten zu ermahnen. Ich kann euch nichts nützen, weder in dieser Welt, noch bin ich im Stande, euch für das nächste Leben ein Versprechen zu geben, wenn ihr nicht saget: Es giebt keinen Gott ausser Allâh."**) Abû Lahab, Muhammed's Oheim rief ihm zu: Verderben über dich! Nur dazu hast du uns versammelt?

Der Erfolg dieser ersten Predigt war ein ganz ungeahnt schlechter. Nicht nur dass Niemand seinem Rufe folgte, sondern Spott und Hohn waren die Antwort, welche er hören musste. Indess Muhammed liess

---

*) S. Buchârî III, S. 304.

**) Vgl. Sprenger, Das Leben und die Lehre des Muhammed. Bd. I, S. 526.

sich dadurch nicht irre machen. Zu wiederholten Malen versammelte er seine Verwandten, allein immer wieder begegnete er derselben Nichtachtung seiner Ermahnungen, sich zu dem Glauben an den Einen Gott, Allâh, zu bekehren. Abû Lahab setzte seine Spottreden fort und forderte seine Partei auf, Muhammed zu ergreifen und gefangen zu halten, damit er nicht weiter Zwietracht unter seine Stammesgenossen säen könnte. Diese Gegenpartei war ohne Zweifel eine sehr starke und mächtige. Man weiss nicht, ob eine wirkliche Anhänglichkeit an ihre von den Vätern ererbte Religion oder ob andere Beweggründe es waren, welche sie abhielt, dem Rufe Muhammeds zu folgen; ob sie vielleicht, was das Wahrscheinlichste ist, fürchteten, dass, wenn man das Prophetenthum allgemein anerkennen wollte, die aristokratische Herrschaft der Kuraischiten in Mekka ihr Ende erreichen und ihnen dadurch eine Menge sehr bedeutender Vortheile entgehen werde. Jedenfalls erblickten sie in dem Auftreten des Propheten eine grosse Gefahr, die sie mit allen Mitteln abzuwenden suchen müssten. Der Spott ist allezeit eine mächtige Waffe bei den Arabern gewesen, in diesem Falle erwies sie sich als stumpf und ohnmächtig. Muhammed hatte keine neuen Anhänger gewonnen, aber die alten waren ihm auch treu geblieben. Eine Sache, für die der Mensch leidet, gewinnt für ihn alle Mal neue Anziehungskraft und befestigt ihn in der Treue und Anhänglichkeit für sie und in dem Vertrauen auf ihre Rechtmässigkeit und Wahrheit. Insofern stand Muhammed's Sache jetzt besser, als sie vorher gestanden hatte.

Die Gegner konnten ihm mit Gründen nicht beikommen. So mussten sie, da auch Drohungen nicht verschlugen, andere Mittel in Bewegung setzen, um der Weiterverbeitung der neuen Predigt zu steuern. Sie wendeten sich an den alten, ehrwürdigen Onkel Muhammed's, an Abû Tâlib, und baten ihn, seinen Neffen zum Schweigen zu bewegen. Abû Tâlib machte einen vergeblichen Versuch; er stellte dem Muhammed vor, in eine wie schwierige Lage er ihn versetze und dass er unvermögend sei, ihn ferner zu schützen. Dieser erwiderte ihm*): „Bei Gott, wenn sie die Sonne zu meiner Rechten und den Mond zu meiner Linken setzten und von mir forderten, dass ich meine Sache aufgebe, bis Gott sie offenbar mache, oder dass ich unterginge, so würde ich sie doch nicht aufgeben." Darauf weinte er und erhob sich. Als er aber weggehen wollte, rief ihn Abû Tâlib zurück und sagte ihm: „geh und rede was du willst, ich werde dich, bei Gott, aus keinem Grunde jemals ausliefern."

Abû Tâlib hielt getreulich sein Versprechen, aber die Kuraishiten ruhten nicht. Sie boten ihm sogar einen talentvollen Jüngling ʿUmâra bin al Walîd für Muhammed an und machten ihm den Vorschlag, ihnen statt desselben den Muhammed auszuliefern, der die Jugend bethört habe und sie zu dem Abfall vom Glauben der Väter verführe, damit sie ihn töden könnten. Abû Tâlib erwiderte ihnen: Bei Gott, ihr muthet mir etwas Unwürdiges zu. Ihr wollt mir euren

*) Vgl. Ibn-Hishâm, a. a. O. I, S. 168.

UNIVE
C

Sohn geben, dass ich ihn ernähre, und ich soll euch meinen Sohn geben, dass ihr ihn tödet. Bei Gott, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden".

Abû Tâlib (welcher damals schon in höherem Lebensalter stand) sah bald ein, dass er trotz seines unbestrittenen Ansehens nicht im Stande sein werde, seinen Neffen zu schützen, wendete sich an die übrigen Söhne Hâschim's und al Muttalib's und bat sie, ihm ihren Schutz angedeihen zu lassen, wozu sich dieselben, mit einziger Ausnahme des Abû Lahab, bereit erklärten. Unter diesen Umständen hielten die Kuraishiten für gerathener, von offnen Angriffen vor der Hand abzustehen, aber die geheimeren Angriffe wurden ununterbrochen fortgesetzt. Muhammed selbst soll wiederholt in Lebensgefahr gewesen und einmal soll es nahe daran gewesen sein, dass er in der Nähe der Ka'ba erwürgt wurde. Abû Bakr soll ihn mit eigner Lebensgefahr gerettet haben.

Konnte Muhammed sich auch durch eine gewisse Vorsicht derartigen Angriffen unter Umständen entziehen, dem Hohn und Spott, der ihn auf allen seinen Schritten begleitete, konnte er nicht entgehen. Wenn es ihm mit seiner Sache Ernst war, musste ihm diese Lage der Dinge, wie viele Schwierigkeiten ihm dieselbe auch bereitete, doch erwünscht sein. Wäre er fortwährend der kühlen Indifferenz und Theilnahmlosigkeit, die ihm in Anfang entgegentrat, begegnet, so hätte er für seine Sache und das Gelingen derselben fürchten müssen. So aber hatte er eine Bewegung in die Geister gebracht, welche zwar bitteren Kampf, aber doch möglicher Weise auch einen wirk-

lichen Sieg in Aussicht stellte. Seine eigne Persönlichkeit konnte ja unmöglich der Grund sein, aus welchem eine so heftige Opposition entstand. Seine Verwandten hatten ihm so oft die unzweideutigsten Beweise ihrer Hochachtung gegeben, sie hatten ihm Ehrenämter anvertraut, sie hatten ihm den ehrenvollen Beinamen al-Amîn gegeben, und was dergleichen Zeichen der öffentlichen Gunst mehr waren. Andererseits wieder war seine sociale Stellung doch nicht eine so mächtige und einflussreiche, dass man ihn deshalb hätte fürchten müssen. Unter seinen Verwandten gab es bei weitem reichere und mächtigere Persönlichkeiten, welche die äussere Macht in Händen hatten, und für welche die Opposition eines Mannes wie Muhammed doch nichts so Gefährliches war, dass sie sich sofort in dieser Weise hätten erhitzen müssen, wie sie es wirklich thaten.

Dazu kam, dass der Anhang Muhammeds aus Leuten von zum Theil sehr niedriger Herkunft oder von sehr unbedeutender socialer Stellung bestand, die keinen grösseren Einfluss auf die starke und mächtige Geschlechtsaristokratie von Mekka auszuüben im Stande waren, die man in keiner Weise zu fürchten Veranlassung hatte.

Nein, der Grund für die Heftigkeit der Opposition musste ein innerer sein, er musste in der Lehre selbst liegen, welche einen sehr wunden Punkt in dem religiösen und socialen Leben der Bevölkerung traf. Die geistigen Fragen berühren die Menschen am tiefsten und nachhaltigsten. Rohe Gewalt ist am unvermögendsten, sie zu unterdrücken, und ausser Stande, sie zu lösen. Die

Gegner Muhammed's ahnten, dass die letzte Stunde ihrer Götter herannahte. Nur so lässt sich ihre ganz masslose Hitze erklären, die sie zu den widersinnigsten Mitteln greifen und nicht zu der kühlen Erwägung kommen liess, dass die Stärke ihrer Opposition ganz nothwendig auf der anderen Seite eine ebenso starke Reaction hervorrufen müsse. War es bei Abû Tâlib wirklich Mitleid für seinen Neffen, oder war es die angeborene vornehme, kühle Ruhe, die ihm seine ganze Haltung dictirte und ihn von unüberlegten, heftigen Schritten zurückhielt? War er so welterfahren und klug, dass er wusste, dass durch das Verfahren seiner Stammesgenossen das Gelingen der Sache Muhammed's nur befördert werden könne, dass aber das Verhüten aller Gewaltmassregeln vielleicht doch im Stande sei, die beginnende Bewegung zu hemmen und nach und nach ihr Versiechen herbeizuführen?

Abû Tâlib hat sich, wie es scheint, niemals zu Muhammed's Lehre bekannt, denn die Angabe, dass er ganz kurz vor seinem im Jahre 619 erfolgten Tode zum Islâm übergetreten sei, beruht auf ganz schwachem Grunde.

Die Bewegung in Mekka wuchs zusehends. Es nahte die Zeit der Pilgerfahrt und die Feinde Muhammed's fürchteten, dass die zur Ka'ba herbeieilenden Fremden von derselben hören könnten und am Ende gar von derselben ergriffen würden. Ibn-Hishâm*) theilt eine die ganze damalige Sachlage im höchsten Grade charakterisirende Erzählung mit, indem er Fol-

*) A. a. O. I, S. 171.

gendes berichtet: Es versammelten sich eine Anzahl Kuraishiten bei einem ihrer Aeltesten, dem Walîd bin al-Mughîra, und sagten zu ihm: „die Festtage nahen heran und es werden die arabischen Karawanen hierher kommen. Sie haben von der Sache eures Genossen schon Kunde erhalten. Fasset in Bezug auf ihn einen gemeinschaftlichen Beschluss, damit nicht etwa Einer den Anderen Lügen strafe. „Sprich du, Vater des ʿAbd Schams. Wir wollen deiner Ansicht zustimmen! Er antwortete aber: Sprechet ihr, ich will euch anhören.“ Da schlugen sie vor, sie wollten ihn einen Wahrsager (Kâhin) nennen. Er antwortete: „Nein, bei Gott, er ist kein Wahrsager.“ „Wir haben ja Wahrsager gesehen, er murmelt nicht und macht nicht Verse wie sie.“ Nun sagten sie, so wollen wir ihn für einen Besessenen (madshnûn) ausgeben.“ Walîd erwiderte jedoch: „Er ist kein Besessener; sein Zustand ist nicht, als wäre er dem Ersticken nahe, oder als zitterte er und flüsterte wie diese.“ Da sagten sie: „Nun dann wollen wir sagen, er sei ein Dichter.“ „Nein, sagte Walîd, er ist kein Dichter. Wir kennen ja die Verskunst mit ihren verschiedenen Versarten, aber seine Worte sind keine Gedichte.“ Nun dann wollen wir sagen, er sei ein Zauberer (sâhir). Da erwiderte er, er ist aber kein Zauberer; wir haben Zauberer und ihre Kunst gesehen, er lispelt nicht wie sie, und macht keine Knoten wie sie.“ Nun, was sollen wir denn aber dann sagen? Walîd antwortete: „Seine Rede ist süss, ihre Wurzel ist eine dattelreiche Palme und ihre Zweige sind honigsüsse Früchte.“ Ihr dürft davon nichts sagen, ohne dass

man bald erführe, dass es falsch sei. Der Wahrheit kommt ihr doch am nächsten, wenn ihr sagt: „Ein Zauberer ist aufgetreten mit einer Predigt, welche Zwietracht stiftet zwischen dem Mann und seinem Vater und seinem Bruder und seiner Gattin und seinem Geschlechte.“ Darauf trennten sie sich und als die Festzeit kam, setzten sie sich an die Strasse, auf welcher die Leute vorüberkamen, warnten diese vor Muhammed und erzählten ihnen, wie es sich eigentlich mit ihm verhalte.“*)

Walîd bin al-Mughîra war einer der reichsten, wenn nicht der reichste und mächtigste unter den Gegnern und wirklichen Feinden Muhammed's. Es ist von ihm mit Recht gesagt worden, dass etwas Ritterliches in seinem Charakter gewesen und dass er mehr bestrebt gewesen sei, durch Stärkung seiner eignen Macht, durch Heranziehen talentvoller Leute zu seiner Partei der durch Muhammed vertretenen

---

*) Dass bei dieser Gelegenheit, wie dies Ibn-Hishâm a. a. O. berichtet, die nach den Angaben der Korâncommentatoren auf Walîd sich beziehenden Korânverse (Sûr. 74, 11—16): „Lass mich allein mit dem, welchen ich einzig erschaffen habe. Ich habe ihm grosse Reichthümer und Söhne gegeben, welche nicht nöthig haben in die Fremde zu gehen. Ich habe ihm das Leben bequem gemacht, dennoch begehrt er mehr Segen. Aber er soll ihn nicht haben, denn er ist ein Widersacher unserer Offenbarungen“ geoffenbart worden seien, ist wol sehr zu bezweifeln. Sprenger hat sicher Recht, wenn er a. a. O. II, 112 sagt, dass diese Verse auf ihn den Eindruck machen, als wäre der darin sich aussprechende Groll Muhammed's gegen Walîd aus gescheiterten Unterhandlungen mit dem letzteren zu erklären.

Sache Abbruch zu thun, als durch Eingreifen in die persönlichen Rechte des Letzteren und seiner Anhänger diese zu schädigen.*) Wenn die eben mitgetheilte Erzählung wahr ist, so war seiner Entscheidung das Urtheil über die neue Lehre und ihren Prediger ganz überlassen. Er hat von dieser ihm in die Hand gelegten Macht keinen Misbrauch gemacht, sondern sich eigentlich so vorsichtig und klug wie möglich ausgedrückt, jedenfalls war ihm gemeine Verläumdung so zuwider, dass er zu diesem Mittel nicht griff, weil er dies unter seiner Würde hielt.

Mag dem sein, wie ihm wolle, aus Allem geht deutlich hervor, dass die Bewegung wuchs, dass die Flamme unter der Asche glimmte und dass man anfing, wirklich Sorge zu hegen, dass man es für gerathen hielt, Vorkehrungen zu treffen, damit die nach Mekka kommenden Fremden nicht etwa von der Neuerung angesteckt würden.

Mittlerweile aber versuchte man alle Mittel, um die Freunde Muhammed's diesem wieder abwendig zu machen. Versprechungen, Drohungen, Verfolgungen, Neckereien aller Art, nichts scheute man, um zum Ziele zu gelangen, das man um so leichter erreichen zu können hoffte, je unbedeutender scheinbar der Anhang des verhassten Mannes war, der eine ungeahnte Zähigkeit und Festigkeit in der Verfolgung seiner ihm unendlich heiligen Sache, die für ihn wirklich Gewissenssache war, zeigte. Mit der ihm drohenden Gefahr wuchs sein Muth und seine Thatkraft. Das

*) S. Sprenger a. a. O. II, S. 111.

Band, welches den Propheten mit seiner jungen Gemeinde verknüpfte, wurde von Tag zu Tag fester und stärker. Die sittliche Macht der Ueberzeugungstreue wirkte ungeahnte Kräfte des Charakters und des religiösen Enthusiasmus, denen gegenüber die Werkzeuge und Waffen eines mehr oder weniger ideenlosen Egoismus auf die Länge doch nichts auszurichten vermochten.

Man mag über die Lehre Muhammed's urtheilen, wie man will, gegen die vollständige Formlosigkeit und Zuchtlosigkeit der Vergangenheit bildet sie einen ganz ungemein grossen Fortschritt. Die Durchführung seiner Absichten entsprach zugleich einem tiefgefühlten Bedürfniss, denn in einem mehr oder minder grossen Theile der Bevölkerung war man sich der Nothwendigkeit einer Aenderung des Bestehenden voll und klar bewusst. Die Macht der Ideen und der öffentlichen Meinung musste auch hier sich geltend machen und war um so leichter im Stande, dies zu thun, als ihr keine ebenbürtige geistige Macht entgegenstand. Die Anhänger des Alten waren doch meist sehr ungebildet. Sie vermochten nicht, sich über den Standpunkt zu erheben, auch bei den Gegnern nur egoistische Interessen und Beweggründe und auf irdische Vortheile abzweckende Gedanken vorauszusetzen, und wie sehr sie auch sich bemühten, den Urheber der Bewegung in den Augen der Anderen herabzusetzen, ihn als einen Lügner oder als einen von bösen Geistern Besessenen hinzustellen — auf die Länge konnte sich diese Art des Kampfes nicht als die zum Siege führende bewähren, denn die An-

hänger des Gegners wurden nicht überzeugt und diejenigen, welche vor der Hand noch zweifelten und unentschieden waren, wurden doch stutzig und begierig gemacht, die Sache näher zu prüfen. Die innere Sicherheit und innere Ruhe und Festigkeit, welche die Freunde Muhammed's in dem Glauben an den Einen Gott schon gefunden hatten, wurde durch das Martyrium, dem sie jeden Tag ausgesetzt waren, nur noch mehr in ihnen befestigt, und erzeugte in ihnen eine Charakterfestigkeit, welche nicht verfehlte, den Gegnern ganz unwillkürlich (wenn auch wider ihren Willen) eine gewisse Achtung abzunöthigen.

Die Aristokraten, wie Walîd bin al Mughîra hatten in vieler Beziehung Recht, wenn sie die Angelegenheit anders behandelt wissen wollten und wenn sie dieses stürmische und grobe Dreinschlagen oder die Anwendung so gemeiner Hebel wie Lüge und Verläumdung für ganz ungeeignete Mittel hielten, die Bewegung zu beseitigen. Sie schädigten so wenigstens ihr eigenes Ansehen nicht und hielten sich gewissermassen intact. Sie wussten aus ihrer eigenen feineren und reiferen Lebenserfahrung, dass kühle Ruhe und strenge Selbstbeherrschung mehr imponirt, als unüberlegte Hitze, welche leicht über das Ziel hinausschiesst und zum Begehen von gefährlichen und schädlichen Formfehlern verleitet, die oft nicht wieder gut zu machen sind. Sie glaubten der auf dem tiefsten Glauben basirenden Ruhe und inneren Festigkeit ihre durch Lebenserfahrung und in ihrer Art aristokratische Lebensführung gewonnene, doch im Grunde mehr oder weniger negative, Ruhe als

etwas Gleichberechtigtes und Gleichartiges entgegenstellen zu können, vergassen aber, bei ihrer Berechnung den Ueberschuss von keineswegs geringwerthigem Gedankengehalt, welcher sich auf der Seite des Gegners befand, mit in Anschlag zu bringen.

Indessen nur Wenige verstanden sich zu dieser kühleren Behandlung der ganzen, die Bewohner der Stadt immer tiefer in Aufregung setzenden, Angelegenheit. Dieselbe entsprach entweder ihrer Ansicht davon nicht, oder sie widerstrebte ihrem heftigeren Temperament. Schnell und durchgreifend handeln, das war ihr Losungswort. So wurde die Lage der Anhänger Muhammed's von Tag zu Tag gefährlicher, und am schlimmsten kamen dabei die Leute geringerer Herkunft und geringeren Standes weg, welche in ihren Familien keinen genügenden Rückhalt fanden, sondern schutzlos sich den Insulten des fanatisirten mekkanischen Pöbels tagtäglich ausgesetzt sahen. Muhammed, an welchen sie sich wendeten, konnte ihnen keinen andern Rath geben, als den, sich durch Auswanderung den immer unerträglicher werdenden Verfolgungen zu entziehen. Er rieth ihnen, sich nach dem in kürzerer Zeit zu erreichenden Abessinien zu flüchten, wo ein christlicher Fürst regiere, der kein Unrecht dulde. Dort sollten sie bleiben, bis Gott ihnen Allen Hilfe und Beistand senden werde. Eine kleine Schaar, elf Männer und vier Frauen, unter diesen der spätere Chalîf Othmân mit seiner Frau Rukajja, der Tochter Muhammed's, folgten dem ihnen gegebenen Rath und wanderten, im fünften Jahre nach der ersten Offenbarung, und zwar im Monat

Radshab, an das Meer, wo gerade zwei abessinische Schiffe vor Anker lagen, welche sie, den Berichten nach, für vier Dînare nach Abessinien überführten. Nach und nach kamen noch andere mekkanische Auswanderer hinzu, welche mit ihren Landsleuten sich zu einer kleinen Colonie vereinigten, die ungestört unter dem Scepter des christlichen Negûs*) von Abessinien lebte.

Lange Zeit hatte allerdings der Aufenthalt dieser Anhänger Muhammed's, wenigstens des grösseren Theiles derselben, in Abessinien nicht gedauert. Schon nach wenigen, etwa drei, Monaten hörten sie im Monat Shawwâl des Jahres 616, dass Muhammed sich mit den Kuraishiten in Mekka ausgesöhnt habe und dass die Rückkehr in das Vaterland für sie ganz gefahrlos sei. Die Mehrzahl entschloss sich schnell, zurückzukehren. Indessen als sie in die Nähe der Stadt kamen, erfuhren sie, dass das ihnen zugekommene Gerücht falsch sei.

Es ist möglich, dass man auf Seite der Gegner der neuen Lehre wirklich einmal daran dachte, da Muhammed sich weder durch Hohn und Spott, noch durch Drohungen einschüchtern liess, es mit Verhandlungen zu versuchen. Allein etwas Näheres weiss man darüber doch nicht, denn recht unwahrscheinlich ist die Nachricht,**) dass man ihm wirklich den Vorschlag gemacht habe: Bete unsere Götzen

---

*) Die Araber nennen ihn al-Nadshâshî, was dem aethiopischen Wort Naggâsî, d. h. Fürst, Regent, entspricht.

**) S. Ibn-Hishâm a. a. O. S. 239.

an, dann wollen wir deinen Gott anbeten, so dass wir Alle gemeinsam beten. Ist das, was du anbetest, besser, so haben wir unseren Antheil daran, ist das, was wir anbeten, besser, so geniessest du dann die Vortheile davon.“ Jedenfalls ist das sicher, dass kein Vergleich zu Stande kam, und dass das Gerücht von dem Zustandekommen desselben sich als falsch erwies.

Einige kehrten so schnell wie möglich nach Abessinien zurück, Andere aber gingen heimlich (wahrscheinlich unter dem Schutze von Kuraishiten) nach Mekka. Als sie sich aber von der Unthunlichkeit und Gefährlichkeit eines längeren Aufenthaltes in Mekka überzeugt hatten, beschlossen sie mit anderen Genossen ihres Glaubens*) wieder nach Abessinien zurückzukehren.

Dass die Anhänger Muhammed's von dem Fürsten von Abessinien so bereitwillig aufgenommen wurden, konnte den in Mekka herrschenden Parteien natürlich nicht ganz gleichgültig sein. Sie mussten in der Unterstützung der ihnen verwerflich scheinenden Sache seitens eines fremden und mächtigen Herrschers, dessen Machtsphäre zwar Arabien eigentlich nicht berührte, dessen Einfluss aber doch sich ziemlich weit erstreckte, eine Gefahr für sich selbst erkennen, welche, wenn sie auch vielleicht für den Augenblick nicht sehr bedeutend war, doch im Laufe der Zeit wirklich an Bedeutung gewinnen konnte. Dieser Eventualität mussten sie vor Allem vorzubeugen suchen und so schickten sie denn eine von dem späteren, vorzüglich durch seinen Sieg über Aegypten berühmten

*) Es befanden sich darunter angeblich dreiundachtzig Männer und achtzehn Frauen.

Feldherrn ʿAmr bin-al-Âssi und ʿAbd-allâh bin Abî Rabîʿa angeführte Deputation an den Negûs von Abessinien, welche demselben kostbare Geschenke überbringen und zugleich an ihn die Aufforderung richten sollte, dass er den arabischen Flüchtlingen die Erlaubniss zu fernerem Aufenthalt in seinem Lande versage und dieselben ihnen ausliefere.

Der aethiopische Fürst entsprach dem an ihn gestellten Ansinnen nicht. Die Araber berichten, dass diese Weigerung des Fürsten die Folge einer sehr genauen, in Gegenwart seiner höchsten Geistlichen von ihm selbst vorgenommenen Prüfung der Glaubenssätze der neuen Lehre gewesen sei. Dshaʿfar, der Sohn des Abû Tâlib, habe durch eine, von Ibn Hishâm*) mitgetheilte, Rede, in welcher er den Gegensatz zwischen der heidnischen Vergangenheit und ihrem Glauben mit so grellen Farben, wie nur möglich, darzustellen bemüht ist, die Sache der Muslims so siegreich geführt, und durch die dem Nadshâshî vorgelesenen Stücke aus dem Korân diesen so tief gerührt, dass derselbe in Thränen ausgebrochen sei, als er hörte, was man ihm vorlas, und ausgerufen habe: „Dieses und das, was Moses geoffenbart hat, entspringt aus einer Quelle. Gehet fort, ich werde sie euch niemals ausliefern.“ Ja der Nadshâshî soll sogar selbst sich zum Islâm bekannt haben, was natürlich völlig unglaublich ist.

Sicher ist, dass ʿAmr und ʿAbdallah unverrichteter Sache Abessinien wieder verlassen mussten, nachdem

*) Ibn-Hishâm a. a. O. I, S. 219.

die Sendung als gescheitert zu betrachten war. Die Anhänger Muhammed's blieben unangefochten in Abessinien.

Während man in Mekka mit der grössten Spannung auf Nachrichten über den Erfolg der Mission nach Abessinien wartete, erfolgte daselbst die Bekehrung eines Mannes, der früher einer der heftigsten Gegner Muhammed's gewesen war und denselben mit einer, der Eigenthümlichkeit seines ganzen starken und unbeugsamen Charakters entsprechenden, Energie und in wirklich fanatischer Weise bekämpft, welchen die Anhänger Muhammed's als ihren erbittertsten und furchtbarsten Feind anzusehen alle Ursache gehabt hatten. ʿOmar, der Sohn des al-Chattâb, zu der Familie des ʿAdî bin Kaʿb gehörig, hatte mit den schwersten Verfolgungen die Mitglieder seiner Familie bedroht, welche sich zu der neuen Lehre bekennen würden. Und dennoch fand diese Lehre zu seinen allernächsten Umgebungen Zugang. Seine Schwester Fâtima, die Gattin des Saʿîd bin Zaid, war mit ihrem Manne heimlich zu der neuen Lehre übergetreten. Dasselbe offen zu thun, hinderte sie die Furcht vor ʿOmar.

Beide waren durch einen treuen Schüler Muhammed's den Chabbâb bin al-Aratt, der sie im Geheimen zu wiederholten Malen besucht hatte, mit dem Islâm bekannt gemacht worden. Chabbâb hatte ihnen angeblich die ihm zu Gebote stehenden Offenbarungen vorgelesen und so hatten sie sich nach und nach von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt.

Eines Tages ging nun ʿOmar von Zorn gegen

Muhammed erfüllt aus, um ihn aufzusuchen und zu tödten. Auf dem Wege begegnete er einem seiner Verwandten, dem Nuʿaim bin Abd-allâh. Dieser sah, dass ʿOmar bewaffnet war, und fragte ihn, wohin er gehe und was er vorhabe. „Ich suche“ sagte ʿOmar, „den Muhammed und will diesen abscheulichen Menschen tödten, der unter seine Landsleute Zwietracht sät. Er hat unsere Götter geschmäht und das Andenken an unsere Vorfahren beschimpft.“ Nuʿaim war im Grunde seines Herzens ein Anhänger Muhammed's. So suchte er die Gefahr, welche diesem drohte, abzuwenden, ʿOmar zu beruhigen und seinem Zorn eine andere Richtung zu geben. „Die Leidenschaft macht dich blind,“ sagte er zu ihm. „Weisst du nicht, dass du, wenn du Muhammed tödtest, der Rache der (mit Abû Tâlib verbündeten) Hâshimiten und der Banû Muttalib verfällst? Warum bemühst du dich nicht, lieber für das Wohl deiner eigenen Familie zu sorgen und die Mitglieder derselben auf den rechten Weg zurück zu bringen, welche hinter deinem Rücken der Religion unserer Väter entsagt haben? „Und wer sind diese?“ fragte ʿOmar. „Dein eigner Schwager Saʿîd und deine eigene Schwester Fâtima“, erwiderte Nuʿaim.

ʿOmar eilte sofort zu seiner Schwester. Chabbâb war gerade bei ihr, und liess sie und ihren Mann ein Korânfragment lesen. Als Chabbâb ʿOmar kommen hörte, versteckte er sich, Fâtima aber suchte das Korânstück unter ihren Kleidern zu verbergen. Nachdem ʿOmar eingetreten war, fragte er: „Was habt ihr da gelesen? Ich habe eure Stimme gehört.“ „Nichts,“ antwortete sie ihm, du hast dich geirrt.“ „Ihr habt

etwas gelesen und ich habe gehört, dass ihr zur Sekte Muhammed's gehört." Kaum hat ʿOmar diese Worte gesagt, stürzt er sich auf seinen Schwager und schlägt ihn. Fâtima stürzt sich zwischen beide. Beide bebekennen: „Ja wir sind Muslims. Wir glauben, dass es keinen Gott ausser Allâh giebt und dass Muhammed sein Gesandter ist. Tödte uns, wenn du willst."

Als ʿOmar das Blut seiner durch ihn verwundeten Schwester fliessen sah, ergriff ihn die Scham über seine gegen eine wehrlose Frau ausgeübte Gewaltthätigkeit und schnell legte sich die zornige Aufwallung, in welcher er sich zu einer so wenig ehrenhaften Handlung hatte hinreissen lassen. Er bat sie, ihm das Schriftstück zu geben. „Ich fürchte, du wirst es vernichten", antwortete sie ihm, zeigt es ihm aber, nachdem er ihr feierlich versprochen, dass er es ihr unversehrt zurück geben wolle, und dass er nur den Inhalt davon kennen zu lernen wünsche. Sie übergiebt ihm das Blatt, welches die vierzehn oder sechszehn (wahrscheinlich aber nur die sieben) ersten Verse der zwanzigsten Sûre enthielt: „Wir haben dir den Korân nicht geoffenbart, damit du unglücklich seist, sondern als eine Ermahnung für den, welcher (Gott) fürchtet, als eine Offenbarung von dem, der die Erde und die erhabenen Himmel geschaffen hat. Der Barmherzige sitzt auf dem Ṭhron. Ihm gehört was in den Himmeln und was auf der Erde und was zwischen diesen beiden und was unter der Erde ist. Wenn du laut sprichst beim Reden (d. i. beim Beten, so wisse dass) er die Geheim-

nisse (deines Herzens) und auch etwas Verborgenes kennt. Allâh, es giebt keinen Gott ausser ihm und ihm gebühren die schönsten Namen.“ ʿOmar las die Verse und rief, von der Erhabenheit ihres Inhaltes überwältigt, aus: wie schön und erhaben ist das! Als Chabbâb dies hörte, verliess er sein Versteck, trat zu ʿOmar und forderte ihn auf, sich zu der Lehre Muhammed's zu bekennen. ʿOmar fragte, wo Muhammed sei und begab sich zu ihm, um in seine Hände sein Bekenntniss ab zu legen.

Dies ist der wesentliche Inhalt der verschiedenen Berichte über eines der folgenreichsten Ereignisse in der Geschichte der ersten Anfänge des Islâm: folgenreich und hochbedeutsam wegen der Eigenthümlichkeit dieses in vieler Hinsicht geradezu wunderbaren Mannes, welcher damals in der ganzen Fülle seiner naturwüchsigen, jugendlichen Kraft stand. Er war zu jener Zeit (August des Jahres 617) etwa sechsundzwanzig Jahre alt.

Ueber die Jugend ʿOmar's wissen wir wenig. Er war der Sohn des Chattâb bin Nufail und der Hantama, der Tochter des Hâshim, und gehörte zu einer der vornehmsten Familien der Kuraishiten, welche wohl wenig Reichthümer besass, aber in desto grösserem Ansehen stand.

Er soll als Jüngling die Kameele seines Vaters gehütet haben. Möglich, dass durch die Abhärtung des Hirtenlebens seine körperliche Entwickelung — er soll von ungewöhnlicher Grösse gewesen sein und sehr grosse Körperkraft besessen haben — bedeutend gefördert und er selbst durch die Einfachheit der ihn

umgebenden Verhältnisse vor vielen Versuchungen bewahrt wurde, denen gewiss viele andere erlagen. Alle seine Zeitgenossen sind des Lobes über seinen ausgezeichneten Charakter und über die Kräfte seines Geistes voll. Er verband mit einem durchdringenden, die Verhältnisse und Personen klar und scharf beurtheilenden Scharfblick eine seltene Festigkeit und Unbeugsamkeit des Willens und zugleich eine vor keinem Hinderniss zurückschreckende Kühnheit und Schnelligkeit in der Ausführung seiner Entschlüsse. Dabei war er unwandelbar treu und sicher in der Freundschaft, von einer unermüdlichen Aufopferungsfähigkeit und von allezeit zur Hilfe bereiter Aufopferungswilligkeit. Er war ein Mann, der zum Herrschen geboren schien und doch, wo es galt, die Fähigkeit der Selbstbeherrschung besass, die es ihm ermöglichte, sich, dafern nöthig, Anderen unterzuordnen.

Einem derartig veranlagten Mann ist es nicht möglich, sich den Lebensverhältnissen gegenüber lau und theilnahmlos zu verhalten und an der Oberfläche der Erlebnisse, oder Gefühle haften zu bleiben. Was er erfasst, erfasst er mit der ganzen Macht seines Willens und im Tiefsten seines Herzens, und was ihn erfasst, erfasst und erfüllt ihn ganz und gar. Es entzündet ihn, sei es Liebe, sei es Hass. Für Alles, was er ergreift, setzt er seine ganze Persönlichkeit ein. Ein solcher Mann ist ein verderbenbringender Feind, aber, wenn er liebt, ein ganz unvergleichlicher Freund. Bei einem solchen Mann vollziehen sich aber auch die geistigen Entwickelungsphasen mit einer gewissen Vehemenz. Sie sind bei ihm nicht das Re-

sultat einer langsamen, das Für oder Wider bedächtig abwägenden Ueberlegung, sondern mit naturwüchsiger Kraft wird ein Entschluss gefasst und ebenso schnell in Ausführung gebracht.

ʿOmar war in dem Glauben seiner Väter aufgewachsen. Er hatte den Göttern derselben mit der ihm eigenen Hingebung und Treue gedient. Jeder Versuch einer Neuerung musste ihm als ein wirkliches Verbrechen, und der Urheber dieser Neuerung als ein Mann erscheinen, welchen zu vernichten in seinen Augen ein Verdienst war. Er kannte den Inhalt der neuen Lehre gewiss gar nicht oder nur ganz oberflächlich. Da tritt ihm plötzlich in seiner eigenen Familie eine von ihm geliebte Persönlichkeit entgegen, welche den Muth hat, ihm, dem von heiligem Eifer des grössten Zornes erfüllten Mann, offen zu bekennen, dass sie ihren Glauben geändert habe, dass sie von der Wahrheit des neuen Glaubens überzeugt sei. Ein Beweis persönlichen Muthes hat für den, der selbst persönlichen Muth besitzt, unter allen Umständen etwas Fascinirendes.

Diesem Eindruck folgt ein anderer. Er sieht, wie dieser Muth nur die Frucht des die Seinigen begeisternden Glaubens und ihrer Ueberzeugungstreue ist. Er fragt nach dem Blatt, in welchem die Beiden gelesen haben und lernt dann den tiefen Inhalt der Korânworte kennen. Da eröffnet sich ihm plötzlich die Wahrheit und rasch und schnell entschlossen, wie er ist, entschliesst er sich, auch selbst diesem Glauben sich zu weihen.

Er gehörte nun zu der kleinen Gemeinde eben-

so wie Hamza, der Sohn des ʿAbd-al-muttalib, dessen Bekehrung entweder kurz vor oder kurz nach der des ʿOmar erfolgte. Auch die persönliche Bedeutung des Hamza war zu gross, als dass Muhammed seinen Beitritt nicht hätte als ein besonderes Glück ansehen müssen.

Ueber die näheren Umstände dieser Bekehrung wird im Wesentlichen Folgendes berichtet. Einer der heftigsten Gegner Muhammed's, Abû Dshahl bin Hishâm, hatte den Propheten einmal allein auf dem Hügel Ssafâ getroffen und ihn in der empfindlichsten Weise insultirt und geschlagen. Muhammed hatte sich, ohne ein Wort zu erwidern, entfernt, während Abû Dshahl sich zur Kaʿba begab. Eine Frau, die Freigelassene des ʿAbd allâh bin Dshudsân, hatte von ihrer Wohnung die schmähliche Behandlung Muhammed's mit angehört und von der sie empörenden Scene den Hamza unterrichtet, welcher ebenfalls zur Kaʿba sich begeben wollte. Trotzdem, dass auch er eigentlich ein Gegner des neuen Glaubens war, fand er diese Beschimpfung seines Neffen Muhammed doch gar zu schimpflich und gerieth in den heftigsten Zorn gegen Abû Dshahl. Er trifft ihn in der Nähe der Kaʿba in Gesellschaft einer grösseren Zahl von Machzûmiten, stürzt auf ihn zu und schlägt ihn mit dem Bogen, den er in der Hand hat, heftig auf die Stirn. „Du beleidigst Muhammed, obgleich ich zu den Seinigen gehöre. Vergilt mir den Schlag, wenn du es wagst", schreit Hamza im höchsten Zorn. Sofort wird er von den Freunden des Abû Dshahl umringt, aber dieser ruft: „Lasst ihn, rührt ihn nicht an. Ich habe Unrecht

ich habe den Sohn seines Bruders schwer beleidigt.“ Seit dieser Zeit bekannte sich Hamza zu der neuen Lehre. Auch in ihm gewann der Islâm einen mächtigen und angesehenen Mann, dessen Thatkraft und Festigkeit des Willens zu bekannt war, als dass seine Bekehrung für die Feinde nicht eine starke Mahnung zu der grössten Vorsicht in ihrem Vorgehen gegen Muhammed hätte sein müssen.

Nach den uns überkommenen, zum Theil allerdings von einander abweichenden, Nachrichten erfolgte die Bekehrung sowohl des ʿOmar wie des Hamza in überraschend schneller Weise. In beiden Fällen wurden die Neophyten angeblich so sehr von der Schönheit der ihnen bekannt gewordenen Koránstellen ergriffen und überwältigt, dass sie plötzlich, ohne lange Vorbereitung und Ueberlegung, zum Islâm übergingen. Man hat an der Möglichkeit einer so schnell erfolgenden Bekehrung nicht selten gezweifelt und die Nachrichten selbst für muslimische Erdichtungen gehalten, welche erfunden sein sollen, um die Kraft und Gewalt des Islâm in um so schöneres und helleres Licht zu setzen. Allein wer die Geschichte der religiösen Bekehrungen etwas genauer kennt, wird die psychologische Möglichkeit eines so schnellen und plötzlichen Eintretens einer völligen Sinnesänderung gerade bei sehr energischen, ich möchte sagen dämonischen Naturen nicht in Zweifel ziehen können. Ein bedeutender Schriftsteller der neueren Zeit sagt einmal: Alles Grosse in der Geschichte wird nicht von Nüchternen gemacht, sondern von dämonischen Naturen oder von Menschen, die der Dämon —

im Goethe'schen Sinne*) genommen — ergriffen hat. Die mächtigsten Factoren für die Entwickelung der Religionen sind die Menschen, welche die Kraft besassen, zu glauben und bei Anderen Glauben zu erregen. Wer diese Kraft zum Glauben hat, in dem wird sie nicht immer durch langwieriges Raisonnement und methodische, dialektische Beweisführung, sondern oft durch Erweckung, plötzlich eintretende Erweckung rege gemacht. Die christliche Kirchengeschichte aller Zeiten weist viele Beispiele davon auf, und man braucht aus neuerer Zeit nur an August Hermann Francke und Joh. Jakob Moser, beides sehr energische, eigentlich gar nicht phantastisch angelegte Naturen zu erinnern, welche die interessantesten Darstellungen ihrer Bekehrung gegeben haben.

Es ist nach der Charaktereigenthümlichkeit ʿOmar's unmöglich, anzunehmen, dass die Conversion desselben sich nach und nach vollzogen und dass er längere Zeit Bedenken getragen habe, von derselben öffentlich zu sprechen. Ein solcher Mangel an Muth und Offenheit ist ihm, wie man annehmen muss, völlig fremd gewesen. Tapferkeit und Treue wird ihm selbst sein bitterster Feind nicht absprechen können, er hat sich während seines ganzen Lebens gerade durch sie ausgezeichnet und über seine Umgebungen die geheimnissvolle Macht hauptsächlich durch sie mit ausgeübt.

Muhammed's Gegner hatten zwei der kräftigsten Stützen verloren, welche seine Partei verstärkten. Die Gewaltthaten gegen ihren Führer und ihre Anhänger,

*) Vgl. Eckermann's Gespräche mit Goethe (3. Aufl.) II, 202. 204 u. ö.

die Verleumdungen und Schmähungen, welche man gegen sie ausstreute, die offene und die heimliche Feindschaft, die man ihnen entgegengestellt hatte — Alles erwies sich als vollständig fruchtlos. Vielleicht konnte man mit gütlichen Verhandlungen weiter kommen.

Davon dass eine Ueberzeugung den Menschen bis in die tiefsten Fasern seines Innern erfassen und sein ganzes Wollen und Denken bestimmen könne, hatten die Gegner keine Ahnung. Wie ihre Handlungsweise meist nur durch ihren Egoismus und ihre selbstsüchtigen Neigungen beeinflusst wurde, so hielten sie die Motive, welche Muhammed bewegten, nur für Motive der gewöhnlichsten Herrschsucht und des Strebens nach Macht und nach Reichthum. Wer nun einmal innerlich gemein ist, kann sich ja niemals vorstellen, dass es Beweggründe höherer Art giebt; für ihn löst sich alles Handeln in eine Summe von Resultaten gemeinster Denkungsart auf. Er schliesst eben immer von sich auf Andere und eine idealere, edlere Lebensauffassung ist für ihn etwas Undenkbares. So verhielt es sich auch mit Muhammed's Gegnern. Sie glaubten Muhammed durch Versprechungen von Reichthum und Macht für sich gewinnen zu können.

Eines Tages, so wird erzählt, wendete sich ein Kuraishite ʿUtba bin Rabîʿa an Muhammed und suchte mit ihm Unterhandlungen einzuleiten. „Mein Freund", sagte er zu ihm, „wenn du nach Reichthum strebst, so wollen wir alle für dich sammeln, und dir so viel geben, dass du mehr besitzest, als der reichste Kuraishit. Strebst du nach Ehre, so wollen wir dich an unsere Spitze stellen und in Allem deinen

Rath befolgen. Bist du krank, so wollen wir den besten Arzt suchen und bezahlen, damit er dich heile.“ „Ist das Alles?“ erwiderte Muhammed. „Ja“, sagte ʿUtba. „Gut“, erwiderte, Muhammed, „so höre meine Antwort. Gott hat mir geoffenbart (Sûr. 41, v. 1—11.): Eine Offenbarung von dem Allerbarmenden. Ein Buch welches in deutlichen Zeichen geoffenbart ist als ein Korân für die, welche verstehen, als Bringer einer frohen Botschaft, und einer Ermahnung. Aber die Meisten wenden sich von ihm ab und hören nicht, und sagen: unsere Herzen sind bedeckt (und verschlossen) gegen das, wozu du uns rufst. Unsere Ohren sind taub, und zwischen dir und uns ist eine Scheidewand, handle du (nach deiner Ueberzeugung) und auch wir wollen (nach unserer Ueberzeugung) handeln. Sprich (o Muhammed): Ich bin nur ein Mensch wie ihr. Es ist mir offenbart worden, dass euer Gott nur ein einiger Gott ist. Macht euch auf zu ihm und bittet ihn um Vergebung. Aber wehe den Götzendienern, welche das Almosen nicht geben, und das Jenseits leugnen. Wahrlich, denjenigen, welche glauben und gute Werke thun, wird angemessener Lohn zu Theil. Sprich, leugnet ihr den, welcher die Erde in zwei Tagen geschaffen hat, und gebet ihr ihm Genossen? Er ist der Herr der Welten. Er hat Berge auf sie (die Erde) gesetzt, er hat Segen auf ihr ausgebreitet und in vier Tagen Nahrung gleichmässig vertheilt für die, welche darum bitten. Dann liess er sich im Himmel nieder, der noch Rauch war und rief dem Himmel und der Erde zu: Kommet zu mir, willig oder unwillig. Da sagten diese: wir kommen

willig. Und er machte ihn zu sieben Himmeln in zwei Tagen und gab einem jeden seine Bestimmung. Den untersten Himmel haben wir mit Leuchten geschmückt und ihn bewahrt. Solches ist die Bestimmung des Allmächtigen, Allwissenden." (Nach anderen Berichten gehören auch die weiteren Verse dieser Sûre, in welchen den Feinden Allâh's mit den schwersten Strafen der Hölle gedroht wird, zu der Offenbarung, welche Muhammed dem ʿUtba vorlas.)

ʿUtba hörte mit der grössten Spannung dem, was Muhammed ihm sagte, zu. Als dieser geendigt hatte, warf er sich nieder und betete, erhob sich dann und sagte zu jenem: „Du hast gehört, was ich dir gesagt. Nun entschliesse dich, zu was du willst."

Als darauf ʿUtba zu seinen Freunden kam, welche um seine Unterredung mit Muhammed wussten, und diese ihn fragten, was Muhammed gemeint habe, da antwortete er ihnen: „Wahrhaftig, er hat zu mir Worte gesprochen, deren gleichen ich niemals gehört habe. Es war dies nicht Poesie, auch nicht Zauberei, sondern etwas, was in die tiefsten Tiefen des Herzens dringt. Glaubet mir, es ist besser, ihr lasst ihn ungestört zu den Arabern von seiner Sendung sprechen. Vielleicht wird einer von einem anderen Stamme euch von ihm befreien. Wenn aber Muhammed siegt, dann wird seine Macht die eure sein und unserem Stamme zum grössten Ruhm gereichen." „Er hat dich bezaubert", riefen sie ihm zu. „Nun, ich sage euch offen das, was ich denke, erwiderte ʿUtba.*)

*) ʿUtba hat sich übrigens niemals zum Islâm bekehrt, sondern ist als Ungläubiger in der Schlacht von Badr gefallen.

Kurze Zeit darauf schickten dieselben Kuraishiten, welche die Unterredung ʿUtba's mit ihm veranlasst hatten, zu Muhammed und liessen ihn bitten, zu ihnen in den Vorhof der Kaʿba zu kommen. Sie wollten das Mittel der Unterhandlungen noch einmal versuchen. Muhammed stellte sich zu der bestimmten Zeit bei ihnen ein und sie wiederholten dieselben Anerbietungen von Reichthum und Ehre, die man ihm schon einmal gemacht hatte. Muhammed erwiderte ihnen: „Ich strebe nicht nach Reichthum und nicht nach Ehre. Allâh hat mich gesandt, mir ein Buch geoffenbart und mir befohlen, euch Lohn oder Strafe, die euch erwarten, anzukündigen. Ich theile euch die Worte meines Herrn mit und warne euch. Nehmt ihr an, was ich euch bringe, so wird dies euer Glück in dieser und in jener Welt sein. Weiset ihr meine Mahnungen zurück, so werde ich ruhig warten, bis Gott zwischen uns richtet."

Darauf wussten sie nichts zu erwidern als das, dass sie Wunderthaten von ihm verlangten, welche ihnen als Bewahrheitung seiner göttlichen Mission dienen sollten, und als Muhammed sich dessen weigerte, erklärten sie ihm, dass sie ihm nicht glauben würden. Damit waren die Verhandlungen abgebrochen. Wozu sollten dieselben auch noch nützen? Es handelte sich hier ja in Wahrheit nicht um die Bestrebungen eines nur selbstsüchtige Zwecke verfolgenden Ehrgeizigen, den man möglicher Weise durch Gewährung materieller Vortheile hätte befriedigen können, und wäre Muhammed ein solcher gewesen, so hätte er damals gewiss mit leichter Mühe seine Zwecke erreichen können.

Nachdem die gütlichen Unterhandlungen mit Muhammed sich als ein ganz ungeeignetes Mittel, ihn zum Stillschweigen zu bestimmen, erwiesen hatten, griff man auf Seiten seiner Feinde wieder zu den Verfolgungen seiner Person und seiner Anhänger. Die Lage derselben wurde immer gefährlicher und schwieriger, und dennoch wuchs die Gemeinde von Tag zu Tag. Mit der Gefahr, die ihnen drohte, wuchs ihr Muth und ganz ohne Zweifel auch ihre Ueberzeugungstreue. Der Glaube an die von Muhammed verkündigten Lehren, die sich immer weiter ausgestalteten, vertiefte sich in ihnen und es erzeugte sich in ihnen eine bestimmtere, klarere Ueberzeugung. Der denkende und der kämpfende Mensch kommt ohne den festen und bestimmten Glauben an ein ewiges Leben nicht aus. Für den, dessen Leben immer ohne alle Störung, ohne Noth und Gefahr in schleichend langsamem Gange und in behäbiger prosaischer Ruhe verläuft, der nie sein Brot mit Thränen ass, mögen solche höhere geistige Fragen und vielleicht auch Zweifel nicht existiren. An die ungelösten Räthsel des irdischen Lebens denkt er nicht und so beunruhigen sie ihn nicht. Aber an den, der zu kämpfen und zu dulden hat, treten diese Fragen mit Macht heran. Nur die Hoffnung auf ein anderes Leben kann ihm zum Ausharren in diesem Kampfe Kraft geben. Muhammed hatte die Seinigen auf jenes ewige Leben hingewiesen, und dieselben dadurch mit einer Kraft ausgerüstet, an der die Waffen der Gegner zersplittern mussten. Man mache nur Leute zu Märtyrern einer Idee und man kann sicher sein, dass

man dieser Idee nur zu leicht zum Siege verhilft. Das ist immer so gewesen und wird immer so sein. Die rohe Gewalt ist die stumpfste, ohnmächtigste Waffe gegen die Macht des Gedankens.

Muhammed hatte bisher meist nur allein, ohne alle Begleitung, sein Gebet an der Ka'ba zu verrichten gewagt. Er hielt die Ka'ba immer für das Heiligthum. Es war der Sage nach, die auch er ehrte, von Abraham, dem Träger der Religion, errichtet worden und so war es auch für ihn etwas Heiliges. Von Jugend auf war er an das Gebet in der Nähe des schwarzen Steines gewöhnt und treu den alten, auch für ihn ehrwürdigen Volksüberlieferungen ging er dort hin. Still und, wenn möglich, von Anderen nicht gesehen hielt er seine Andachtsübungen. Mit der Bekehrung des thatkräftigen, in vieler Beziehung rücksichtslosen, nichts und Niemand fürchtenden 'Omar war ein neues Element zu den Bekennern des Islâm hinzugekommen. Es lag in ihm etwas Urwüchsiges, Ungestümes. Sollte er hinter dem Berge halten, sollte er sich heimlich, als ob er sich schämte, zu dem Heiligthum aller Araber begeben, als ob er nicht das gleiche Anrecht an dasselbe hätte, wie die Anderen? Das widerstrebte seinem offenen, furchtlosen Sinn. So kam er denn, ohne Furcht vor den Angriffen seiner Feinde, jeden Tag zu den Stunden, wo diese anwesend waren, auch zur Ka'ba und ermuthigte durch sein Beispiel seine Glaubensgenossen, ihn dahin zu begleiten. Die Feinde mussten dies geschehen lassen, denn 'Omar's Muth imponirte ihnen so, dass sie ihn und seine Freunde nicht zu stören wagten.

So trat mit ʿOmar und eigentlich durch ihn der Islâm offen und frei in die Oeffentlichkeit und darum muss man in ʿOmar's Bekehrung allerdings einen Wendepunkt in der Entwickelung der neuen Religion erblicken.

Fast gleichzeitig mit diesen für den Islâm entscheidenden Ereignissen erfolgte die Rückkehr der Führer der nach Abessinien abgesendeten Mission an den Nadshâshî, welche man als eine vollständig gescheiterte anzusehen alle Veranlassung hatte. Die Führer derselben hatten nichts erreicht.

Die Aristokratie von Mekka blieb in ihrer Gesammtheit zwar augenscheinlich dem alten Glauben treu, aber im Innern derselben gährte es doch. Es trat auch in ihr ein die ganze Lage der Partei unsicher machendes und für dieselbe gefährliches Zweifeln und Schwanken ein. Das Beispiel einiger angesehenen Männer, die mehr oder weniger offen mit ihrer für Muhammed und seine Lehre günstigen Meinung hervortraten, konnte ansteckend wirken und das musste man ja zu verhüten suchen. Ein etwaiges Nachgeben und Verzichten auf energisches Handeln konnte als ein Aufgeben der von der Partei bisher vertretenen Sache ausgelegt werden, es musste von lähmendem Einfluss sein und konnte die Prätensionen der Gegenpartei nur stärken.

Dieser Unsicherheit der ganzen Lage musste abgeholfen, es musste eine festere und strammere Organisation der Partei geschaffen werden. „Gott ist mit den Ausharrenden!“ hatte Muhammed seinen An-

hängern zugerufen. Auch die Gegner liessen die Lehre sich selbst gesagt sein.

Es war gegen das Ende des Jahres 616 n. Chr., als man sich entschloss, gegen Muhammed und seine Anhänger energische Massregeln zu ergreifen, und die bisherige Planlosigkeit aufzugeben. Man schloss einen festen Bund gegen die Beschützer des Propheten, die Banû Hâshim und die Banû Muttalib, und that dieselben förmlich in die Acht. Alle socialen und geschäftlichen Verbindungen mit denselben gab man auf und verbot, solche mit ihnen anzuknüpfen. Es wurde über diesen Beschluss ein förmliches Protocoll aufgenommen und dasselbe, angeblich um den Act feierlicher zu machen, in der Ka'ba niedergelegt. Die Massregel war insofern sehr unklug, als man von den Angehörigen der beiden Stämme auch diejenigen nicht ausnahm, welche noch den Götzen dienten. So erregte man den Hass der ganzen Stämme und trieb die Geächteten sämmtlich geradezu in das Lager der Feinde, man verstärkte also die Gegenpartei in der erheblichsten Weise.

Die Banû Hâshim und Banû Muttalib fürchteten mit vollstem Recht, dass diese Achtserklärung nur das Vorspiel zu einem wirklichen Angriff sein werde und ergriffen ihrerseits die nothwendigen Vorsichtsmassregeln. Sie verliessen ihre in den Strassen der Stadt zerstreuten Wohnungen, schaarten sich um Abû Tâlib und siedelten sich in der Nähe seiner Wohnung an. Dass sie mit Abû Tâlib Mekka verlassen hätten, ist zwar vielfach behauptet worden, ja man hat sogar behauptet, es sei eine förmliche Be-

lagerung der Flüchtlinge, welche sich in einem Shi'b (Bergschlucht) in der Nähe von Mekka verschanzt hätten, angestellt worden. Die von ihren Feinden Eingeschlossenen hätten, von allen Verbindungen nach aussen abgeschnitten, Noth gelitten. Dass letzteres gewiss der Fall war, wird man mit Recht annehmen können. Allein das war nicht die Folge einer (sicher nicht stattfindenden) Belagerung, sondern die ganz natürliche Folge der Verhältnisse. Die in die Acht Erklärten waren eben von allen Handelsverbindungen, ihrer hauptsächlichen Erwerbsquelle, ausgeschlossen und geriethen dadurch in Noth.

Dieser Umstand und die fortwährend den Anhängern Muhammed's drohenden Gefahren veranlassten um jene Zeit eine zweite Auswanderung nach Abessinien. Die Zahl der diesmal Auswandernden war eine erhebliche grössere als früher. Ibn-Ishâk giebt die Liste derselben und führt darin 83 Männer und 18 Frauen auf.

Abû Tâlib, um welchen die geächteten Hâshimiten und Muttalibiten sich geschaart hatten, mochte die missliche Lage, in welcher er sich selbst befand, schwer genug gefühlt haben. Möglicherweise aus diesem Grunde, möglicherweise aber auch aus Mitleid gegen die wirklich Noth leidenden Stammesgenossen suchte er eine Versöhnung zwischen den streitenden Parteien anzubahnen und knüpfte Unterhandlungen mit den Führern des feindlichen Bundes an, deren Erfolg er wohl mit einer gewissen Zuversicht voraussehen konnte. Er hatte in Erfahrung gebracht, dass sich unter den Gegnern mehrere be-

fanden, welche von vornherein gegen die Schliessung des Bundes gewesen waren, aber mit ihrer Meinung nicht hatten durchdringen können. Denselben war gleich anfangs anstössig gewesen, dass viele von den ihnen befreundeten Stammesgenossen, welche persönlich gar nicht für Muhammed und seine Lehre Partei genommen hatten, mit den Anderen unschuldig leiden sollten. Wenn derartige Meinungsverschiedenheiten in einer äusserlich fest geschlossenen Partei sich geltend machen, so erleidet die ganz nothwendige Parteidisciplin einen sehr empfindlichen Verlust und wird gelockert. Diese Disciplin kann nur durch die unbedingte Unterwerfung unter die Meinung des Führers oder der Führer aufrecht erhalten werden. Nur in diesem unbedingten Gehorsam und in der Aufopferungsfähigkeit und Aufopferungswilligkeit ihrer Mitglieder beruht die Macht einer solchen Partei, nicht in dem leidenschaftlichen Hass gegen die Gegner, denn die Leidenschaften haben keinen Bestand und kühlen sich nach und nach ab.

Diese innere Einigkeit war hier, wie es scheint, schon von Anfang an nicht vorhanden. Angesehene Männer, wie Hishâm bin ʿAmr und Zuhair bin Abî Umajja und einige Andere liehen den Vorschlägen des Abû Tâlib, welche auf Anbahnung einer Versöhnung abzielten, willig ihr Ohr, und so entschloss man sich wohl, nach und nach den Bundesvertrag gegen die Beschützer Muhammed's stillschweigend auf sich beruhen zu lassen.

Die muslimischen Schriftsteller berichten hier wieder einmal von einem Wunder, welches die Veranlassung

zur Auflösung des Vertrages gegeben haben soll. Abû Tâlib, erzählen sie, begab sich zu den Kuraishiten, und eröffnete ihnen: „Der Sohn meines Bruders hat mir gesagt, er sei durch eine göttliche Offenbarung davon benachrichtigt worden, dass Gott den schriftlich aufgesetzten ihnen von ihrem Hass dictirten Vertrag den Würmern überliefert habe. Die Würmer hätten Alles, mit Ausnahme des zu oberst stehenden Namens Gottes zerfressen.“ *) „Wenn die Sache wahr ist“, soll Abû Tâlib fortgefahren haben, „so hebet die Achtserklärung gegen uns auf. Ist es eine Lüge so erbiete ich mich, euch meinen Neffen auszuliefern.“ Man nahm den Vorschlag an, und einige Männer begaben sich in das Innere der Ka'ba und fanden das Blatt, auf dem sich die Abschrift des Vertrages befand, von Würmern zerfressen. Nur die Worte: „In deinem Namen, o Gott!“ waren unversehrt erhalten.

Dass der Bundesvertrag, etwa zwei und ein halbes Jahr nachdem er geschlossen worden war, aufgehoben wurde, ist zweifellos. Es erhoben sich eben zu viele Stimmen gegen die Aufrechterhaltung desselben. Die alte Orddung der Dinge wurde wieder hergestellt. Die Hâshimiten und Muttalibiten kehrten in die von ihnen vor dem Eintreten der Achtserklärung inne gehabten Wohnungen wieder zurück. Der Friede war aber nur

*) Die muslimischen Araber beginnen nämlich jedes Schriftstück mit den Worten: „Im Namen Gottes (Allâh's) des Erbarmenden, Barmherzigen.“ Dass die heidnischen Araber eine ähnliche Gewohnheit gehabt hätten, davon wissen wir nichts. Es ist auch höchst unwahrscheinlich, dass sie dies thaten.

ein Scheinfriede, welcher die Verfolgungen der unmittelbaren Anhänger Muhammed's und ihres Propheten selbst keineswegs ausschloss.

Kurze Zeit nachher (wahrscheinlich im Jahr 619 oder 620) trafen Muhammed selbst zwei schwere Verluste. Zuerst starb in dem hohen Alter von achtzig Jahren sein Onkel Abû Tâlib, welcher während seines langen Lebens für den von ihm persönlich sehr geliebten Neffen die wärmste Liebe und Treue oft in der thatkräftigsten Weise bewiesen hatte, wenn es auch unwahrscheinlich ist, dass er noch in der letzten Stunde sich zu dem Islâm bekannt habe.

Ihm folgte nach wenigen Wochen Chadîdsha, seine treue, von ihm innig geliebte und wahrhaft hochgeschätzte Lebensgefährtin. Muhammed stand, im Tiefsten seines Herzens verwundet, trauernd und verlassen da. Der Tod hatte ihm die zwei Menschen geraubt, die ihm ohne Zweifel am nächsten standen. An den einen knüpften ihn die theuersten Erinnerungen seiner Kindheit und seiner Jugend, während welcher sich der Bruder seines von ihm ja nie gekannten Vaters seiner in verwandtschaftlicher Liebe angenommen hatte. Muhammed war nicht im Stande, die Todtenwaschung des Abû Tâlib und die damals üblichen Leichenceremonien für ihn selbst vorzunehmen. Er übertrug beides dem ʿAlî. An Chadîdsha knüpften ihn die Bande treuester Liebe und Verehrung. Trotzdem scheint dieser Verlust ihn bei weitem nicht so tief afficirt zu haben, als der seines alten Onkels, denn er heirathete schon einen Monat nachher (wenn man den Berichten der muslimischen Schriftsteller trauen darf,

die übrigens daran durchaus keinen Anstoss nehmen) eine andere Frau, Namens Sauda, die Wittwe eines kurz zuvor gestorbenen Muslim al-Sukrân, der mit ihr nach Abessinien ausgewandert, aber dann wieder nach Mekka zurückgekehrt und daselbst gestorben war. Sauda, eine, wie es scheint, durch nichts ausgezeichnete, ziemlich unbedeutende Frau, hat Muhammed lange überlebt. Sie bleibt immer im Hintergrund und man hört sehr wenig von ihr. Etwas bedenklicher als diese sobald nach dem Tode Chadîdsha's eingegangene Heirath, die wohl mehr eine Vernunftheirath war, ist die von ihm kurz nachher geschlossene Verlobung mit der damals erst siebenjährigen Tochter seines Freundes und Nachfolgers Abû Bekr, der später so berühmt gewordenen ʿÂïsha, mit welcher er aber erst einige Jahre später, als sie neun Jahre alt war, in Medîna die Ehe vollzog. Die Bemerkung „ländlich, sittlich" reicht hier nicht aus, das an diesem ganzen Verhalten Muhammed's ohne allen Zweifel Anstössige in einem besseren Lichte erscheinen zu lassen. Muhammed ist augenscheinlich nie im Stande gewesen, den Werth einer weiblichen Persönlichkeit klar zu erkennen und voll und ganz zu schätzen. Die Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen war, die Eindrücke, welche auf ihn von Jugend auf eingewirkt hatten, waren dazu denn doch zu roh und ungebildet. Die Frauen seiner Umgebung mochten, vielleicht mit einziger Ausnahme der Chadîdsha, zu wenig Bildung des Geistes besitzen, als dass sie ihm zu imponiren vermochten. Er sah in der Frau doch im Grunde weiter nichts als die dienende Sklavin, und diese ganze

Anschauung hat sich dem Islâm zu seinem grossen Nachtheil eingeprägt. Das bildende Element, welches in dem Einflusse der Frauen, in der Einwirkung gebildeter Mütter auf die erste Erziehung der Kinder liegt, ist bei den Völkern, welche sich zum Islâm bekannt haben und noch bekennen, nie zu seinem guten Recht gekommen, und hierin liegt ein verderblicher Krebsschaden, an welchem der Islâm tief krankt und immer kranken wird. Wenn wir auch einer Anzahl sogar bedeutender und hervorragender Dichterinnen bei den islâmischen Völkern begegnen, so sind das doch eben nur Ausnahmen, und diese Frauen haben kaum einen tieferen Einfluss auf ihre näheren oder weiteren Umgebungen ausgeübt.

Der Tod des Abû Tâlib hatte ausser dem Schmerz, welchen Muhammed selbst empfand, auch noch die schlimme Folge für diesen, dass doch so Manche, welche sich wegen des Ansehens, in welchem der alte edle Mann stand, des Verfolgten theilnehmender angenommen und ihn vor schlimmerer Verfolgung zu schützen gesucht hatten, nun lauer wurden und die Dinge gehen liessen, wie sie eben gingen. Dies machte sich ihm immer empfindlicher bemerkbar, so dass er sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut machte, Mekka selbst zu verlassen und anderwärts nicht nur eine Zuflucht sondern auch einen für seine neue Lehre empfänglicheren Boden zu suchen. Ein Theil seiner treuesten Anhänger hatte in Abessinien eine ruhige und sichere Zufluchtsstätte gefunden, seine mekkanischen Freunde sahen sich täglich den schwersten Insulten ausgesetzt und litten in der empfindlichsten Weise

darunter. Wenn sie zur Ka'ba kamen, um dort zu beten, wurden sie geneckt und verhöhnt. Selbst die Versammlungen in den Privathäusern wurden gestört und das religiöse Leben musste ganz nothwenig darunter leiden. War es nun vielleicht doch möglich, in grösserer Nähe von dem Centralheiligthum einen Ort ausfindig zu machen, wo die kleine Gemeinde ruhig und ungestört leben, wo die neue Organisation wirklich Wurzel fassen und sich entwickeln konnte, dann war ein wichtiger und für das Gedeihen derselben eigentlich ganz nothwendiger Schritt geschehen. Muhammed überzeugte sich immer mehr von dieser Nothwendigkeit. Er bedurfte dazu eines Ortes, welcher vor Allem in nicht zu grosser Entfernung von Mekka lag und dessen Bewohner ausserhalb des massgebenden Einflusses der in Mekka dominirenden Parteien standen.

Er richtete sein Augenmerk zunächst auf das kleine Bergstädtchen Tâïf, etwa eine Tagereise östlich von Mekka gelegen. Die Bewohner desselben gehörten dem Stamme Thakîf an, der gegen die Bewohner Mekka's seit langer Zeit ziemlich feindlich gesinnt war. Es lagen der Rivalität alte Stammstreitigkeiten zu Grunde, deren Nachwirkungen sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten. Für diese Thakîfiten waren die Ereignisse, welche die Bewohner von Mekka in den letzten Jahren in so grosse Aufregung gesetzt hatten, gewiss nicht ohne Interesse gewesen. Muhammed glaubte bei ihnen auf eine wohlwollende Aufnahme rechnen zu dürfen. Ohne Zweifeil brachte er bei dieser Berechnung die politische Abneigung der Bewohner Tâïfs gegen die Bewohner Mekka's mit in Anschlag. Allein diese Berechnung

erwies sich als vollkommen falsch. Anstatt den Boden erst durch Andere, die ihm doch gewiss zu Gebote standen, sorgfältiger sondiren zu lassen, begab er sich in eigner Person dahin und versuchte, in einer Versammlung der vornehmsten Personen der kleinen Stadt seine Sache zu führen. Er trug ihnen den Glaubenssatz von der Einheit Gottes vor, versicherte ihnen, dass er der Gesandte Gottes sei und von Gott den Auftrag erhalten habe, ihnen diesen Glauben zu verkündigen. Dass er dieser Predigt zugleich die Bitte um ihren Schutz gegen die Verfolgungen der Mekkaner hinzufügte, war nicht eben sehr geschickt. Die Kleinstädter erwiesen sich nicht empfänglich, weder für den Glauben, noch für die Bitte. Es schien ihnen doch wohl das Misverhältniss zwischen der Prätension des Gottgesandten und der demüthigen Bitte des Hilflosen zu gross zu sein, als dass in ihnen einerseits der für das Verständniss einer solchen Lehre nöthige Schwung und Enthusiasmus, andererseits das Mitleid für den Hilfe verlangenden Mann hätte gerührt oder geweckt werden können. Kleinstädter sind sehr leicht mistrauisch, auch die Bewohner von Tâïf fühlten sich in ihrer Ehre gekränkt. Sie wussten nicht, ob der Mekkaner sie höhnen wollte, ob er ein verdächtiger Abenteurer sei; was er sagte, stand so vollständig ausserhalb des Bereiches ihrer ganzen Erfahrung, dass es ihnen räthselvoll und lügenhaft erschien, und so wurde denn der arme Mann mit Schimpf und Schande wieder aus der Stadt gejagt, dessen ganze Bevölkerung sich mit Einschluss der tobenden Strassenjugend heldenmüthig an dieser Austreibung betheiligte.

Wohin anders sollte der so schimpflich behandelte,

mit Steinen beworfene Mann sich wenden, als nach Mekka? Man sollte denken, dass er, als einzelner Mann, ungehindert — und wäre es auch im Dunkel der Nacht — dorthin hätte zurückkehren können. Allein es müssen da während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit doch besondere Ereignisse eingetreten sein, welche es ihm räthlich erscheinen liessen, besonders vorsichtig zu sein. Er begab sich zunächst nur bis Hirâ und schickte von dort Boten an verschiedene einflussreichere Personen, unter deren Schutz er sich begeben wollte. Mehrere der mit dieser Bitte Angegangenen schlugen ihm dieselbe rund ab, nur Mut'im bin 'Adî versprach ihm den erbetenen Schutz. Er bewaffnete sich und seine Leute — wie ausdrücklich versichert wird — und liess Muhammed sagen, er möge nur kommen, er werde ihn schützen. Mut'im hielt sein Versprechen. Muhammed traf in Mekka ein und begab sich unter dem Schutze seines Gönners zur Ka'ba, hielt daselbst sein Gebet, zog sich aber sofort in seine Wohnung zurück.

Die schimpfliche Aufnahme, welche Muhammed in Tâïf erfahren hatte, musste doch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht haben. Er scheint durch dieselbe zu der klareren Erkenntniss gekommen zu sein, dass kluge Vorsicht für ihn ganz unbedingt nothwendig sei, wenn er seine Sache wirklich fördern wolle. War der dadurch vorgezeichnete Weg auch gewiss der längere, so war es doch der sicherer zum Ziele führende.

Es galt, geduldig zu warten und nichts zu sehr zu beeilen. Die gedrückte Stimmung, in welcher er sich befand, bewog ihn auch jetzt wieder, sich zunächst von dem

Treiben der Welt so viel als möglich zurückzuziehen. So zeigte er sich nur selten an der Ka'ba, doch liess er sich nicht ganz davon abhalten, seine Lehre zu verkündigen. Aber er that dies mit Vorsicht und Zurückhaltung, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass in diese Zeit der Ausspruch fällt, welchen der Korân (Sûr. 6, v. 106—108) als eine angebliche Offenbarung Gottes an Muhammed mittheilt: „Folge dem, was dir geoffenbart worden ist von deinem Herrn: (nämlich) Es giebt keinen Gott ausser ihm, und halte dich von den Götzendienern zurück. Wenn es Allâh wollte, würden sie nicht Götzendiener sein. Wir haben dich nicht zum Wächter über sie und nicht zum Bevollmächtigten über sie gestellt. (O Gläubige) lästert nicht die Götter, welche sie ausser Allâh anbeten, denn sonst werden sie in ihrer Unwissenheit aus Feindschaft auch Allâh lästern. So haben wir jedem Volk seine Handlungsweise vorgezeichnet. Dann aber werden sie zu ihrem Herrn (einstens) zurückkehren und er wird ihnen verkündigen, was sie gethan haben."

Die in diesen Versen ausgesprochenen Gedanken sind in der That auf den ersten Anblick geeignet, die mannigfachsten Bedenken zu erregen, nicht etwa dass man darin auch nur irgendwie eine Rechtfertigung des Götzendienstes erblicken dürfte (dieser Gedanke lag dem Muhammed gewiss so fern als nur möglich), aber es kann allerdings so scheinen, als ob in den Versen den Götzendienern eine Concession gemacht würde. Allein auch das kann man doch eigentlich nicht herauslesen. Fällt die Veröffentlichung dieser Worte, welche Muhammed eben als Offenbarung auf-

fasst, wie das bei ihm ja das Gewöhnliche ist, wirklich in die Zeit nach der schimpflichen Aufnahme, welche ihm in Tâïf zu Theil geworden war, so begreift es sich, dass er ernster über die Ursachen dieses Misserfolges nachzudenken sich innerlich genöthigt fühlte. Er musste sich prüfen, ob er selbst und seine Art des Vorgehens die Schuld trage, oder ob dieser unglückliche Erfolg in den Verhältnissen selbst liege. Bisher hatte er den Götzendienst und seine Anhänger rücksichtslos verdammt und durch diese Art des Vorgehens doch ohne Zweifel die religiösen Gefühle derer verletzt, welche vielleicht wirklich mit einer gewissen Pietät an den Göttern gehangen hatten, die schon für ihre Vorfahren der Gegenstand der tiefsten Verehrung gewesen waren. Seine im Anfang doch gewiss noch sehr dunklen und unklaren Vorstellungen von Gott und seinem Wesen wurden ohne Zweifel im Laufe der Zeit und durch tieferes Nachdenken, welches er diesem Gegenstande widmete, immer klarer und ausgebildeter. Die Ohren und die Herzen der Götzendiener verschlossen sich in der Mehrzahl seiner Predigt, die nur bei Wenigen Eingang fand. Er selbst aber hielt sich für den von Gott Gesandten, beauftragt, die Einheit Gottes zu lehren und doch trat ihm Widerstand entgegen. Wie sollte er sich das erklären? Hatte Gottes Macht an dem Willen des Menschen eine Grenze? War Gott nicht im Stande, diesen Eigenwillen zu brechen, und die Menschen zur Anerkennung seiner Einheit und Macht zu zwingen? Oder war dieser Widerstand von Seiten des Menschen doch am Ende selbst etwas von Gott Gewolltes? War

nicht am Ende auch der Misserfolg, den er selbst erlitten hatte, etwas, was selbst im Bereiche des göttlichen Wollens und der göttlichen Bestimmung lag? Gottes Macht, — zu diesem Resultate musste er doch kommen, — kann keine Grenze haben, sonst wäre er nicht der Herr über Alles, dann wäre er nicht der Allmächtige. Also konnte auch der Widerstand, den seine Predigt fand, nicht eine Folge der Begrenzung der göttlichen Macht sein, sondern er musste ebenfalls innerhalb der Sphäre dieses göttlichen Willens liegen.

Es konnte ihm ferner nicht entgehen, dass diesem Widerstand nicht blos böser Wille von Seiten der Menschen zu Grunde lag. Auch sein edler Onkel Abû Tâlib hatte sich seiner Predigt verschlossen, trotz seiner Liebe zu Muhammed, trotz der unzweideutigsten Beweise seiner Sympathie für ihn. War dieser Mann verstockt, war er hartherzig, böswillig, unfähig, die Wahrheit zu erkennen? Muhammed musste sich alle diese Fragen mit Nein beantworten. Wie sollte er nun aber für dies Räthsel eine Erklärung finden? War das Gefühl, die unerschütterliche Pietät, welche Männer, wie Abû Tâlib, dem Glauben an die Götter nicht untreu werden liess, etwas schlechthin Verwerfliches? Lag gar kein religiöses Element in dieser Treue, wenn sie sich auch an etwas Nichtiges heftete? Der Glaube an ihre Götter war ihre Religion. Auch er hatte diesen Göttern einst gedient und früher in ihrer Verehrung seine religiösen Bedürfnisse befriedigt. Er konnte doch aber unmöglich auf den Gedanken kommen, dass Allâh, bevor er sich

ihm geoffenbart, gar keine Macht oder wenigstens nicht genug Macht besessen habe, um den Götzendienst zu verhindern? War eine solche Annahme für ihn überhaupt völlig undenkbar, so war nichts anderes möglich, als anzunehmen, dass dieser religiöse Zustand der Araber nicht etwa die Folge einer früheren Beschränktheit und Begrenzung der göttlichen Macht sein könne, sondern dass derselbe eben in dem göttlichen Willen seine Ursache gehabt habe, dass er also entweder etwas Gottgewolltes oder wenigstens etwas von Gott Zugelassenes gewesen sei. Dafür dass dieser religiöse Zustand augenblicklich noch fortdauerte und dass die Araber der neuen Lehre, welche auf Gottes Befehl verkündigt wurde und die Beseitigung desselben herbeiführen sollte, Widerstand entgegenstellten, war Muhammed nicht verantwortlich, denn er war nicht zum Wächter über die Araber gestellt. Sein Amt war nur, den Willen Gottes zu verkündigen und dies durfte nur, sagte er sich, mit der Vorsicht und Schonung geschehen, welche die religiösen Gefühle seiner Landsleute erheischten. Diese Schonung der heiligsten Gefühle ergab sich ihm deshalb als die nothwendige Bedingung für einen günstigen Erfolg, weil, wenn sie nicht geübt würde, zu fürchten wäre, dass die Araber überhaupt alles Göttliche leugnen und natürlich dann auch Allâh lästern würden.

Musste dem Muhammed nach einem solchen Gedankengang die grösste Vorsicht, welche er bisher nicht nur zu seinem eignen Schaden, sondern auch zum sichtlichen Nachtheil der von ihm vertretenen Sache leider viel zu sehr ausser Augen gelassen hatte,

als etwas ganz unbedingt Gebotenes erscheinen, so war er auch verpflichtet, seinen Anhängern dieselbe an das Herz zu legen. Deshalb rief er ihnen als ein göttliches Gebot zu: „(O ihr Gläubigen) lästert nicht die Götter, welche sie ausser Allâh anbeten."

So enthielt sich also Muhammed momentan aller Polemik, und beschränkte sich darauf, von der Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit Allâh's zu sprechen. Er wandte sich jetzt mit Vorliebe an die alljährlich in grosser Zahl nach Mekka pilgernden Araber, bei denen er leichter als bei seinen unmittelbaren Landsleuten Eingang zu finden hoffte. Es gelang ihm dies auch wider alles Erwarten schnell bei einigen Bewohnern von Jathrib (d. i. Medîna)*), welche nach Mekka gekommen waren. Die Bewohner von Jathrib gehörten vorzugsweise den Stämmen Aus und Chazradsh an, welche sich zwei gleichfalls in dieser Stadt angesiedelte jüdische Stämme Kuraiza und Nadhîr dienstbar gemacht hatten. Diese Juden waren in Jathrib nicht ohne geistigen Einfluss gewesen. Sie hatten oft von der zu erwartenden Ankunft eines Propheten gesprochen, der sie, wie sie hofften, von dem sie schwer drückenden Joch der Knechtschaft erlösen werde. Auch die Araber hatten durch sie davon erfahren und so mochte in Jathrib auch von den heidnischen Arabern auf ein derartiges Ereigniss gewartet werden, das ihrer Meinung nach für ihr eigenes Schicksal von tiefgreifenderem Einfluss sein könnte.

*) Jathrib ist der alte Name der Stadt, welche später Medîna (eigentlich Medînat-al-nabî, d. h. Stadt des Propheten) genannt wurde.

Eine Anzahl Jathribiner war nun nach Mekka gekommen, um dort den Pflichten der Pilgrimschaft obzuliegen.

Eines Tages sassen, so wird erzählt, einige von diesen Leuten in der Nähe des Hügels ʿAkaba zusammen und unterhielten sich. Muhammed gesellte sich zu ihnen, fragte sie, woher sie seien, und als er hörte, dass sie Chazradshiten aus Jathrib seien, bat er sie, ihn anzuhören. Er setzte ihnen den Glauben an den einen Gott kurz auseinander und recitirte ihnen einige Stücke aus dem Korân, welche auf sie entschieden einen tiefen Eindruck machten. Sie hatten, wie gesagt, die unter ihnen lebenden Juden von dem Propheten sprechen gehört, welchen diese erwarteten, und meinten nun, der, welcher so wunderbare Worte zu ihnen sprach, sei dieser Prophet. So kam es, dass sie an Muhammed und seine Lehre glaubten und sich zum Islâm bekannten. Sie sagten auch zu Muhammed: wir kommen von einem Volke, unter welchem viele Bosheit und viel Streit herrscht, vielleicht wird es Gott durch dich einigen, wir werden es zu dem Glauben auffordern, zu welchem wir uns nun bekennen, und wenn Gott dies Volk um dich vereinigt, wird es keinen stärkeren Mann geben, als du bist. Darauf kehrten sie als Gläubige in ihre Heimath zurück. Als sie nach Jathrib kamen, sprachen sie mit ihren Stammesgenossen von Muhammed und forderten sie zum Islâm auf, so dass bald in jedem Hause von dem Gesandten Gottes die Rede war.

Dieses Ereigniss, dessen Folgen sich später als so wohlthätige für den Islâm und seine Befestigung er-

wiesen, fällt etwa in das Jahr 620 n. Chr. Es war in der That geeignet, Muhammed nach den schweren Erfahrungen, welche er während der vorhergehenden Jahre gemacht hatte, wieder mit neuen Hoffnungen zu erfüllen und ihn wieder zuversichtlicher zu machen. Er hatte Alles, Wohlleben, Vermögen und Freude aufgeopfert oder auf das Spiel gesetzt, er war bereit gewesen, Haus und Heimath zu verlassen, seine nächsten Verwandten hatten von dem als Abtrünnigen Gebrandmarkten entweder widerwillig sich abgewendet, oder ihn verhöhnt, bei Anderen war seine Predigt auf die völligste Theilnahmlosigkeit gestossen, und nun auf einmal findet er Leute, deren Herzen sich bereitwillig seinem Worte und der von ihm verkündeten Lehre erschliessen, ja welche sogar sich bereit erklären, auch Andere aufzufordern, dass sie seinen Glauben annehmen. Ein derartiges Versprechen war ja für ihn das deutlichste Zeugniss für die Macht seines Wortes und er konnte in ihm zugleich einen klaren Beweis dafür sehen, dass die von ihm verkündete Lehre wirklich im Stande sei, die Herzen auch solcher zu erwärmen, welche entweder gar nicht oder nur sehr wenig für dieselbe vorbereitet waren.

Muhammed wollte ursprünglich die von ihm bekehrten Chazradshiten — die Zahl derselben wird auf sechs angegeben — selbst nach Jathrib begleiten. Er hoffte unter ihrem Schutze daselbst ruhig leben und in der Stadt durch seine Predigt für seine Sache wirken zu können. Allein die Leute widerriethen ihm dies, weil sie den Widerspruch der mit ihnen in Feindschaft lebenden Leute vom Stamme Aus fürchteten. Sie

gaben ihm deshalb den Rath, er möge mit seiner Reise so lange warten, bis sie sich mit den Ausiten versöhnt hätten, hatten aber nichts dagegen einzuwenden, dass er ihnen den Muss'ab bin 'Umair, einen seiner talentvollsten und tüchtigsten Schüler, mitgab,*) welcher sie im Glauben an den einen Gott unterrichten solle. Wir wissen von Muss'ab, dass er einer der Ersten war, welche sich zu dem Islâm bekannten, dass er mit nach Abessinien ausgewandert und von da nach Mekka zurückgekehrt war. Er hatte also schon grössere Erfahrung erlangt und Muhammed konnte ihm mit dem grössten Vertrauen das schwierige Amt übertragen, der eben erst in der Bildung begriffenen, noch aller Erfahrung entbehrenden Gemeinde vorzustehen und den in sie gelegten Samen zu hüten und zu pflegen und ihn zu gedeihlicher Entwickelung zu bringen. Er begleitete also die nach Jathrib abreisenden Muslims, denen sich, wie es scheint, in kurzer Zeit noch andere Medînenser anschlossen, denn bei dem ersten feierlichen Gebet der jungen Gemeinde, deren Lehrer und Vorbeter er war, fanden sich vierzig Männer zusammen, welche gemeinsam die Andacht verrichteten. Bei dieser kleinen Zahl blieb es jedoch ziemlich lange, denn der Islâm gewann erst nach mehr als Jahresfrist in Medîna, dann aber allerdings sehr schnell noch mehr Bekenner.

*) Nach anderen Nachrichten erfolgte die Absendung des Muss'ab nach Medîna (Jathrib) erst etwas später, und zwar auf besonderes Verlangen der Medînenser, denen es räthlich erschien, einen im Glauben und in den Gebetsübungen erfahrenen Mann bei sich zu haben.

So hatte der Islâm nun drei festere Punkte, von welchen aus er sich weiter verbreiten konnte, den einen, allerdings den bei weitem gefährdetsten in Mekka selbst, den zweiten in Abessinien und den dritten in Medîna. Es war das von der grössten Wichtigkeit theils für die Organisation desselben, theils für den Propheten selbst, der sich, wenn es nöthig war, von der einen Gemeinde zu der anderen begeben konnte, ohne fürchten zu müssen, dass dadurch sogleich die Spuren seines Wirkens völlig verwischt würden. Es war das aber auch von grossem Gewicht für seine Feinde, welche sich immermehr von der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit überzeugen mussten, den so erfolgreich auftretenden Glauben zu bekämpfen oder zu vernichten. Die grosse Menge ist immer eine Anbeterin des Erfolges. Dieser imponirt ihr und da sie selbst zu wenig Urtheil hat, um sich über den Werth oder Unwerth einer historischen Erscheinung selbständig entscheiden zu können, hält sie das Erfolgreiche immer für das Bessere und ist dann sehr leicht geneigt, diesem Neuen, ihr Imponirenden, auch ihre Sympathien zuzuwenden. Muhammed's Feinde mussten immer mehr in Sorge gerathen. Ihre Macht reichte weder bis Abessinien, dessen Fürst ihre Gesandtschaft ein für allemal abschlägig beschieden hatte, noch bis Medîna, dessen Bewohner den Mekkanern eifersüchtig gegenüberstanden. Muhammed's und seiner Anhänger Einfluss wuchs ihnen über den Kopf. Er zog Stämme in den Kreis seiner immer mächtiger werdenden Bewegung, welche, wenn auch nicht von der dominirenden Stellung, wie die der Kuraishiten es

war, doch eine ursprüngliche, durch keine Verweichlichung geschwächte Kraft des Wollens und Handelns sich erhalten hatten, und deshalb in der That für die Feinde seiner Sache gefährlich werden konnten.

Auf Muhammed selbst machten diese Erfolge einen geradezu berauschenden Eindruck. Die Niederlage von Tâïf hatte ihm, wie bereits gesagt, allen Muth geraubt. Weil sagt in seiner Biographie Muhammed's*) mit vollem Recht: „Je weniger aber Muhammed bei den verstockten Arabern (in Tâïf) Gehör fand, je grösser die Schwierigkeiten wurden, mit denen er zu kämpfen hatte, um so inniger musste sein Verhältniss zu Gott und der Geisterwelt werden, um so höher in seinen eignen Augen die Stufe, auf welche ihn Gott gestellt, der ihn zu einer so schwierigen Stellung erkoren."

Für den ernsten Mann, welcher nicht das Seine sucht, sondern dem es nur um die von ihm vertretene Sache zu thun ist, wird allemal ein Miserfolg eine schwere, ihn aber zugleich läuternde Prüfung sein, die ja ohne Zweifel im Stande ist, seine Expansivkraft zeitweilig zu schwächen, aber ihm nicht den Muth vollständig zu rauben vermag. Die Traurigkeit und Schwermuth, welche sich seines Innern bemächtigt, führt ihn auf sich selbst zurück, und wirkt eine Vertiefung der Gedanken, welche sich unwillkürlich von der seinem Handeln feindlichen Aussenwelt ablenken und dem zuwenden, dessen Kraft und Macht sich in dem Menschen offenbart. Man kann Muhammed un-

*) Weil, Mohammed der Prophet S. 68.

möglich ein tief religiöses Element, einen tiefen Glauben absprechen. Dieser Glaube führte ihn immer wieder auf Gott zurück, in dessen Auftrag und auf dessen Befehl er eben zu handeln glaubte. Er war ferner der festen und innersten Ueberzeugung, dass über dieser irdischen und vergänglichen Welt, die sich ihm und seinem Wirken feindlich gegenüber stellte, eine höhere, geistige, von geistigen und unsichtbaren Wesen, den Dshinnen (Genien),*) belebte Welt stehe. Er glaubte fest, dass die Einwirkung dieser Geister auf die niedere, irdische Welt eine unaufhörliche sei, wenn dieselbe auch von den nur mit ihren eigenen Angelegenheiten fortwährend und vollauf beschäftigten Menschen kaum bemerkt und wahrgenommen werde. Es war ihm, als müsse er sich zu dieser Geisterwelt zurückziehen, da er bei seinen Zeitgenossen kein Gehör fand. So entstand die eigenthümliche, in der 72. Sûre des Korân mitgetheilte Vision, nach der er mit dieser Geisterwelt in unmittelbarste Verbindung trat und nach welcher eben diese Geisterwelt zu der von den Menschen so hartnäckig zurückgewiesenen und mit so bitterem Spott und Hohn aufgenommenen Lehre von Gott sich bekannt haben sollte, nachdem die Dshinnen

*) Die Dshinnen sind nach der Meinung der Araber wie der Rabbinen eine Mittelklasse von Wesen, welche zwischen Engeln und Menschen stehen. Vgl. über diese Ansichten Abr. Geiger's Schrift: „Was hat Muhammed aus dem Judenthum aufgenommen?" S. 81f. Eisenmenger, Entdecktes Judenthum T. II. Cap. 8. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Uebers. v. Zenker. I, 58. II, 32 ff. 84 ff. 241 ff.

angeblich dem Muhammed bei der Vorlesung einiger Stücke des Korân zugehört hatten.

Nicht minder eigenthümlich als dieses Ereigniss — denn Muhammed fasst die Vision als etwas von ihm wirklich Erlebtes auf —, ist ein anderes, von welchem er kurz nachher (im dritten Jahre vor der Flucht) seinen intimsten Freunden erzählte, dass er es erlebt, dass nämlich der Engel Gabriel ihn in einer Nacht durch alle Himmel geführt habe.

Die Korânworte, in welchen Muhammed auf dieses Erlebniss hindeutet, befinden sich im ersten Verse der siebzehnten Sûre und lauten sehr einfach folgendermassen: „Lob sei Ihm, welcher seinen Knecht des Nachts von dem Tempel al-Harâm (d. i. der Tempel zu Mekka) zu dem entferntesten Tempel (von Jerusalem), dessen Umgebungen wir gesegnet, geführt hat, um ihm einige von unseren Wundern zu zeigen. Wahrlich Gott ist der Hörende, der Sehende." Mit diesen kurzen Andeutungen soll nach der allgemeinen Annahme der Muslims die wunderbare Himmelfahrt (al-Miʿrâdsh genannt) des Muhammed gemeint sein, von welcher die das Ganze vielfach ausschmückende Sage Folgendes berichtet*):

Muhammed soll nach der Ueberlieferung des Abû Saʿîd al-Chudrî darüber folgende genauere Details mitgetheilt haben: „Als ich in Jerusalem das Nöthige vollbracht hatte, brachte man mir eine Leiter, die das

*) Vgl. die ausführlichste Schilderung bei Ibn-Hishâm a. a. O. I, S. 268 ff. Sie beruht im Wesentlichen auf den Ueberlieferungen, wie wir sie in den Traditionswerken des Buchârî (III, S. 30 ff.) und Muslim finden.

Schönste war, was ich jemals gesehen habe. Es ist dies dieselbe Leiter, nach welcher die Todten bei der Auferstehung ihre Blicke richten werden. Mein Freund (Gabriel) liess mich auf dieselbe hinaufsteigen, bis wir an eines der Himmelsthore kamen, welches das Thor der Wache heisst. Hier stand ein Engel, Namens Ismâʿîl, welcher über zwölftausend Engel zu gebieten hatte, deren jedem wieder zwölftausend Engel untergeordnet waren. Ismâʿîl fragte, als ich an das Thor kam: wer ist dies, o Gabriel? Er antwortete: Es ist Muhammed. Er fragte dann wieder: Ist ihm (die Offenbarung) schon zugesandt worden? Gabriel antwortete: Ja. Da wünschte er mir Glück. Als ich in den untern Himmel kam, sah ich einen Mann dasitzen, welchem die Seelen der Menschen vorgeführt wurden. Er sagte zu mancher, welche ihm vorgestellt wurde: Heil! und freute sich darüber und sprach: Ein guter Geist, der aus einem guten Körper hervorgegangen ist. Zu mancher anderen sagte er, wenn sie ihm vorgeführt wurde: Pfui! Sein Gesicht wurde streng und finster, und er rief: Ein hässlicher Geist, der aus einem hässlichen Körper hervorgegangen ist. Ich fragte Gabriel: Wer ist dieser Mann? Er antwortete mir: Es ist dein Vater Adam, dem die Geister seiner Nachkommen vorgeführt werden. Geht der Geist eines Gläubigen an ihm vorüber, so wird er mit Freude erfüllt, und sagt: Ein guter Geist, der aus einem guten Körper hervorgegangen ist. Geht aber der Geist eines Gottesleugners vorüber, so wird er betrübt und mit Abscheu erfüllt, und sagt: Ein hässlicher Geist, der aus einem hässlichen Körper hervorgegangen ist.“

Hier sah er nun weiter, zum Theil in der furchtbarsten Weise gequält, Leute, welche das Eigenthum der ihnen anvertrauten Waisen ungerechterweise verzehrt hatten, ferner Wucherer, Ehebrecher, Ehebrecherinnen. Die Reise ging weiter hinauf in den zweiten Himmel, wo er Christus und seinen Vetter Johannes, sodann in den dritten Himmel, wo er Joseph, den Sohn Jakobs, sah, in den vierten Himmel, welchen Idrîs (Henoch) bewohnte. Im fünften Himmel sah er dann einen schönen Greis mit weissem Haupthaar und langem, weissem Barte, den Hârûn bin ʿAmrân, und im sechsten Himmel den Moses. Darauf liess ihn Gabriel in den siebenten Himmel steigen. „Da sass", erzählte Muhammed, „ein Mann, welcher mir sehr ähnlich sah, auf einem Throne vor dem Thore des Paradieses, durch welches jeden Tag siebzigtausend Engel eingehen, welche bis zum Tage der Auferstehung nicht wieder herauskommen. Ich fragte Gabriel: Wer ist dieser Mann? Er antwortete: Es ist dein Vater Abraham (Ibrâhîm). Dann führte er mich in das Paradies zu meinem Herrn, welcher mir fünfzig Gebete täglich vorschrieb." „Als ich nun", erzählte Muhammed weiter, „auf dem Rückwege bei Moses vorüberkam, fragte er mich, wie viel Gebete mir vorgeschrieben seien. Ich antwortete: Fünfzig täglich. Da sagte er: Das Gebet ist schwer und dein Volk ist schwach, kehre zu deinem Herrn zurück und bitte ihn, dass er es dir und deinem Volke leichter mache. Ich befolgte den Rath und es wurden mir zehn abgenommen. Moses fand aber auch vierzig noch zu viel und rieth mir, um weitere Erleichterung zu

bitten, und es wurden mir abermals zehn abgenommen. Moses fand aber auch dreissig noch zu viel und ich kehrte so oft wieder zurück, bis mir endlich nur fünf Gebete*) täglich zur Pflicht gemacht wurden. Als Moses auch jetzt noch mich zur Rückkehr bewegen wollte, sagte ich: Ich habe nun schon so oft um Erleichterung gebeten, dass ich mich schäme, es nochmals zu thun. Wer aber von euch täglich diese Gebete in vollem Glauben an ihre Wirksamkeit und mit demüthigem Vertrauen auf Gott, dass er sie erhört, betet, der erhält den Lohn von fünfzig Gebeten."

Muhammed scheint damals wirklich mehr gesagt zu haben, als die wenigen, den ersten Vers der siebzehnten Sûre bildenden Worte, deren Inhalt so unverfänglich ist und unmöglich ein so peinliches Aufsehen unter seinen Anhängern hätte erregen können, als das war, welches die Mittheilung der Offenbarung in der That machte. Man beschwor Muhammed, die Erzählung geheim zu halten, damit er sich bei den Kuraishiten nicht gar zu lächerlich mache. Allein er kehrte sich an den gut gemeinten Rath nicht, sondern veröffentlichte seine Vision, welche wohl den Wenigsten auf Wahrheit zu beruhen schien und selbst bei gläubigen Gemüthern solchen Anstoss erregte, dass einige Anhänger sich gegen Muhammed aussprachen und seine Erzählung für eine Lüge erklärten. Nur Abû

*) Es sind dies die fünf solennen Gebete, welche jeder Muslim täglich verrichten muss. Die für diese Gebete vorgeschriebenen Zeiten sind: 1) „Sonnenuntergang" 2) „etwas über eine Stunde später, 3) „Anbruch des Tages," 4) „Mittag" 5) „die Mitte zwischen Mittag und dem Beginn der Nacht.

Bekr trat mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für Muhammed ein und rief erzürnt über diese Kleingläubigkeit aus: „Muhammed kann nicht lügen. Ich glaube Alles, was er sagt und verbürge mich für die Wahrheit.“*) Trotzdem scheint Muhammed aber doch Bedenken getragen zu haben, die ganze Erzählung in den Korân aufzunehmen.

Die ganze Vision erinnert in ihren Einzelheiten in der That sehr vielfach an das wahrscheinlich vorchristliche Buch Henoch, das im ganzen Orient weit verbreitet war und viel gelesen wurde. Es ist nicht unmöglich, dass die Vision unter dem Einfluss jüdischer Männer entstanden ist, welche dieses Buch kannten.

Es liegt in dieser Vision eine Siegesgewissheit, die bei Muhammed sicher erst in der Zeit entstand, als er weitere Nachrichten über die Erfolge erhielt, welche die Predigt des Islâm in Medîna hatte. Waren die Anfänge der dortigen Gemeinde im Anfang nur sehr kleine gewesen, so wuchs dieselbe doch im Laufe der Zeit durch das muthige und beharrliche Wirken des Muss$^{c}$ab zusehends und im Jahre 622 n. Chr. befanden sich unter den medînensischen Pilgern, welche zum Pilgerfest nach Mekka kamen, bereits dreiundsiebzig erklärte Anhänger des Islâm, darunter die Meisten von denen, welche früher auf dem Hügel $^{c}$Akaba mit Muhammed zusammengekommen waren und ihm feierlich Treue und Gehorsam geschworen hatten. Die beiden in Medîna massgebenden Stämme der Banû

*) Dieser Erklärung soll Abû-Bekr den Beinamen „der Wahrhaftige“ (al-Ssiddîk) verdanken.

Aus und der Banû Chazradsh, welche früher in blutigen Kämpfen sich befehdeten, hatten Frieden mit einander geschlossen und so war die Lage der Chazradshiten, welche schon früher durch Muhammed selbst bekehrt worden waren, eine gesichertere geworden und sie waren in den Stand gesetzt, für die neue Lehre hrerseits zu wirken. Nach und nach bekehrte sich einer der alten Feinde nach dem andern zum Islâm. Die Verfolgungen und drohenden Gefahren hatten den Muss'ab, der ihnen kaltblütig begegnete, nicht einzuschüchtern vermocht. Er hatte es immer mit Leuten zu thun gehabt, welche den Islâm verdammten, ohne ihn zu kennen. In Religionssachen haben sich ja zu allen Zeiten gerade diejenigen dreist ein Urtheil über dieselben angemasst, welche entweder gar keine oder nicht genügende Kenntniss davon gehabt haben. Muss'ab unterrichtete sie und — war es seine besondere Begabung, oder war es die Gewalt, welche die neue Lehre über die Hörer ausübte? — gewöhnlich hatte seine Belehrung die beabsichtigte Wirkung.

Hauptsächlich in Folge dieser muthigen und beharrlichen Thätigkeit des Muss'ab war es möglich geworden, dass eine relativ grössere Anzahl medînensischer Muslims mit der grösseren etwa Ende des Monats März im Jahre 622 n. Chr. eintreffenden Pilgerkarawane nach Mekka kam. Sie hielten es für geboten, vor der Hand noch vorsichtig aufzutreten, und über die Beziehungen, welche sie zu Muhammed und seinen Anhängern hatten, Stillschweigen zu beobachten. Sie setzten sich aber durch eine geeignete Persönlichkeit mit ihm in Verbindung, gaben ihm Nach-

richt von ihrer Ankunft in Mekka, liessen ihm den Vorschlag machen, dass er sich bei ihnen in Medîna niederliesse und versprachen, ihm gegen alle Verfolgungen den wirksamsten Schutz angedeihen lassen zu wollen.

Muhammed bedurfte, das sah er klar ein, eines sicheren Rückhaltes und Zufluchtsortes, und so entschloss er sich, die Vorschläge der Medînenser anzunehmen und liess mit ihnen verabreden, dass sie bei Nacht wieder auf dem Hügel ʿAkaba zusammenkommen und die ganze Angelegenheit besprechen wollten. Er bestimmte für die Zusammenkunft die Nacht zwischen dem ersten und zweiten Tashrîk.*)

Die Medînenser begaben sich mit der grössten Vorsicht zu dem Stelldichein. Muhammed war nur von seinem Onkel ʿAbbâs begleitet, den er, trotzdem dass er noch Heide war, doch in das Geheimniss eingeweiht hatte.

Merkwürdigerweise eröffnete der Heide ʿAbbâs die so überaus denkwürdige Verhandlung.

„Ihr wisset, o Ḫazradshiten (die Araber nannten so alle Medînenser und verstanden darunter auch die Angehörigen des Stammes Aus), dass Muhammed zu den Unsrigen gehört. Wir haben ihn gegen diejenigen geschützt, welche meine Ansicht über ihn theilen. Er steht in Ansehen unter seinem Volke und lebt sicher

---

*) Die drei Tashrik-tage sind die, welche der eigentlichen Feier des Pilgerfestes folgen. Es sind wirkliche Freudentage. Sie werden so genannt, weil während derselben das Fleisch der Opferthiere gedörrt (sharraka) wurde.

in seiner Heimath. Nichtsdestoweniger wünscht er zu euch zu ziehen und sich euch anzuschliessen. Habt ihr nun die Ueberzeugung, dass ihr im Stande seid, das, was ihr ihm versprechet, zu erfüllen und ihn gegen seine Feinde zu schützen, nun dann ist das eure Sache und euch trifft die Verantwortlichkeit für die Last, welche ihr auf euch nehmet. Glaubet ihr aber, dass ihr ihn ausliefern müsset und täuschen werdet, nachdem ihr ihn mit euch fortgenommen habt, so lasset ihn, denn er lebt hier in Ansehen und Sicherheit." Die Medînenser baten darauf Muhammed, dass er ihnen sagen möge, was er von ihnen verlange. Als Muhammed dem Wunsche entsprochen, ihnen noch einmal seine Lehre kurz vorgetragen und sie zum Bekenntniss ihres Glaubens an den einen Gott und an den von ihm gesandten Propheten, zur Treue gegen diesen Glauben und zu dem Schwure aufgefordert hatte, dass sie ihn vor allem schützen würden, wovor sie ihre Frauen und ihre Kinder bewahrten, da ergriff al-Barâ bin Maʿrûr seine Hand und rief: „Ja, bei dem welcher dich als Propheten gesandt und durch dich die Wahrheit geoffenbart hat, wir werden dich wie unseren eignen Leib schützen, wir huldigen dir (als unserem Herrscher). Wir sind bei Gott Söhne des Kampfes und Leute des Panzers, den wir als würdige Nachkommen würdiger Vorfahren geerbt haben." Während al-Barâ so sprach, unterbrach ihn Abûʿl-Haitham bin al-Tîhân und rief: „O Gesandter Gottes, feste Bande verknüpfen uns mit Anderen, — er meinte damit die Juden in Medîna —, wir zerreissen sie nun.

Wenn wir dies aber thuen, und Gott dir dann den Sieg verleiht, wirst du uns dann verlassen und in deine Heimath zurückkehren?" Da erwiderte ihm Muhammed feierlich: Euer Blut ist mein Blut, was ihr vergiesset, vergiesse auch ich. Ihr gehört zu mir und ich zu euch. Ich bekämpfe den, den ihr bekämpfet und halte Frieden mit dem, mit welchem ihr Frieden haltet."

Die Medînenser wählten sodann, von Muhammed dazu aufgefordert, zwölf Vorgesetzte, welche ihre Angelegenheit in die Hand nehmen sollten. Darunter befanden sich neun Männer von den Chazradshiten und drei von den Ausiten, sodass die beiden Hauptstämme Medîna's in dem Ausschuss vertreten waren. Man nannte diese zwölf Vertrauensmänner Nakîb (Vorsteher).

Heimlich wie sie zusammen gekommen waren, kehrten sie auch, durch das Dunkel der Nacht vor den Blicken der Neugierigen geschützt, nach Mekka zurück. Dennoch mussten die Neuverbündeten heimlich belauscht worden sein, denn die Nachricht von der Eidesleistung von ʿAkaba*) verbreitete sich mit rapider Eile in der Stadt, und als bald darauf die medînensische Pilgerkarawane nach Hause zurückzukehren sich anschickte, kamen Kuraishiten herbeigelaufen und suchten sich über den Sachverhalt zu unterrichten, konnten aber nichts Genaueres erfahren, da gerade diejenigen, an welche sie sich wendeten, Heiden waren und von der Sache nichts wussten und

*) So wird das Ereigniss gewöhnlich genannt, oder man sagte ganz einfach: al-ʿAkaba al-thânija (die zweite — d. i. die zweite Zusammenkunft auf dem —ʿAkaba). Vgl. Ibn-Hishâm, S. 293.

ihnen mit gutem Gewissen sagen konnten, dass das Gerücht falsch sei. So entkam die Karawane unbehelligt nach Medîna, wo die Nakîb nun eine sehr energische Thätigkeit zu Gunsten des Islâm entwickelten.

Augenscheinlich wollte Muhammed erst die weitere Entwickelung der Dinge in Medîna abwarten, ehe er sich zur Auswanderung entschloss, denn er blieb beinahe noch drei Monate in Mekka. Hatte man hier seine Anhänger bisher immer noch mehr für einen Gegenstand der Verachtung oder vielleicht auch des Bedauerns, für irregeleitete Verführte und ungefährliche Leute gehalten, so änderte sich doch nun, nachdem man über die Grösse der Gefahr, die in dem Bunde mit den Bewohnern von Medîna lag, sich genauer unterrichtet hatte, die Sachlage sehr wesentlich. Es mochten politische Erwägungen der verschiedensten Art mit ins Spiel kommen. Mekka hatte bisher den Mittelpunkt aller arabischen Stämme gebildet, sein Heiligthum war ihr Centralheiligthum gewesen, zu dem sie jährlich von allen Gegenden gepilgert waren. Mekka's Wohlstand hatte in Folge des Zusammenfliessens von Geld und Waaren in der grössten Blüthe gestanden und nun auf einmal droht eine Gefahr von ganz ungeahnter Grösse.

Muhammed hatte, trotz seines anderen Glaubens, doch die Ka'ba auch als sein Heiligthum fortwährend angesehen, er hatte bei ihr seine Gebete verrichtet und seine Anhänger beständig angehalten, dasselbe zu thun. So lange er in Mekka blieb, war also in keiner Weise die Gefahr zu fürchten, dass die Stellung des Centralheiligthums eine andere werden könnte. Jetzt aber

trat die Möglichkeit oder vielmehr die Wahrscheinlichkeit an die Mekkaner heran, dass Muhammed, dessen Anhang ja (das konnten sie sich doch nicht mehr verhehlen) zusehends an Bedeutung gewann, auswandern und dadurch die Stellung des bisherigen Centralheiligthumes eine völlig andere werden könnte. Sie mussten fürchten, dass er ein Heiligthum in Medîna, der verhassten Nebenstadt, gründen werde, welches der Ka'ba nicht nur gleichberechtigt gegenüber stehen, sondern dieselbe sogar noch überflügeln könnte. Traf diese Befürchtung ein, dann war es mit der Blüthe von Mekka vorbei.

Man sollte nun meinen, dass es den Kuraishiten unter so bewandten Umständen doch hätte am räthlichsten scheinen müssen, noch in letzter Stunde einen Vergleich mit Muhammed zu schliessen, durch den die mögliche Gefahr hätte abgewendet werden können. Allein dazu konnten sich die stolzen, vom tiefsten Hass erfüllten und durch die Leidenschaft geradezu blind gemachten Führer der Parteien nicht entschliessen. Sie hätten es nicht über das Herz bringen können, das erste Wort der Versöhnung zu sprechen. Jetzt konnte sie nur noch die völlige Vernichtung des gehassten Mannes aus der grossen Verlegenheit, in der sie sich befanden, reissen, nur der Tod desselben konnte die Gefahr beseitigen.

Wollten sie nicht Gefahr laufen, dass ihr Opfer ihnen noch entgehen und mit den Vielen, welche sich anschickten, Mekka so schnell als möglich zu verlassen, nach Medîna sich noch retten könne, so mussten sie so rasch als möglich zur That schreiten. In einer

schnell zusammenberufenen Versammlung schlug Abû Dshahl vor, Muhammed in der nächsten Nacht zu ermorden. Man wollte, um jedes Aufsehen zu vermeiden, in später Nachtstunde das Haus, in welchem er wohnte, überfallen. Alle Vorbereitungen waren geschickt getroffen und so konnte man denn sicher hoffen, endlich den Mann zu beseitigen, welcher seit Jahren Mekka und seine Bewohner in die grösste Unruhe versetzt hatte.

---

## SECHSTES KAPITEL.

## Die Flucht des Propheten von Mekka nach Medîna.

Muhammed hatte von der schweren Gefahr, welche sein Leben bedrohte, rechtzeitig Nachricht erhalten und noch Zeit gefunden, alle Vorbereitungen zu treffen, um ihr glücklich zu entgehen. Schon seit Wochen hatte sein treuer Freund Abû-Bekr beständig zwei Kameele für die Reise bereit gehalten, damit er eventuell sogleich die Stadt verlassen könne. Sofort setzte Muhammed den ʿAlî von der ganzen Sachlage in Kenntniss und theilte ihm mit, dass er entschlossen sei, zu fliehen. Er befahl dem ʿAlî, seinen, des Muhammed, grünen Mantel, in welchem er gewöhnlich zu schlafen pflegte, anzuziehen, und sich auf Muhammed's Bett zu legen, ihm aber seinen (ʿAlî's) Mantel zu geben, damit er unter dieser Verkleidung aus dem bereits von allen Seiten umzingelten Hause unerkannt herauskommen könne. Dies gelang ihm unter dem Schutze

der dunklen Nacht. Er schleicht sich zu Abû-Bekr, dem er Alles mittheilt und fordert ihn auf, mit ihm zu fliehen. Abû-Bekr hatte bereits früher vorsorglich sich nach einem Führer umgethan und einen heidnischen Araber, den ʿAbd-allâh bin Arkat, für diesen Zweck gedungen. Diesem trug er nun auf, die bereitgehaltenen Kameele so schnell als möglich zu einem von ihm näher bezeichneten Ort zu bringen und ihn dort zu erwarten. Dann nimmt er das Geld (angeblich 5000 Dirhems), das er für den Fall der Noth zurückgelegt hatte, zu sich und verlässt mit Muhammed zu Fuss vorsichtig sein Haus. Mittlerweile erfahren die vor Muhammed's Wohnung ihm auflauernden Kuraishiten, dass Muhammed durch eine Hinterthür schon entflohen sei. Sie stürzen in das Haus und finden da zu ihrem nicht geringen Schrecken statt seiner auf dem Bette den ʿAlî liegen, den sie natürlich sehr bald erkennen.

Muhammed verliess am achtzehnten oder neunzehnten Juni des Jahres 622 mit Abû-Bekr Mekka.*)

Die beiden Flüchtlinge hielten es für gerathen, sich zunächst mehrere Tage in einer Höhle des Berges Thaur, ganz in der Nähe von Mekka, zu verstecken.

---

*) Dies ist das eigentliche Datum der Hidshra oder Flucht. Bekanntlich zählen die Araber nach der Hidshra ihre Zeitrechnung, aber sie begannen dieselbe nicht mit diesem Datum, sondern mit dem Anfang des ersten arabischen Monates, des Muharram. Der erste Tag dieses Monates fiel in diesem Jahre auf den 16. Juli. Es ist also der 16. Juli 622 der erste Tag der muhammedanischen Aera.

Nur der Sohn Abû-Bekr's, ʿAbd allâh, wusste darum. Sein Vater hatte ihn beauftragt, während des auf die Flucht folgenden Tages Nachrichten über das Verhalten der Mekkaner einzuholen und ihnen am Abend mitzutheilen, was er erfahren hätte. Die Tochter Abû-Bekr's sollte ihnen Abends Speise bringen. Die Nachrichten, welche ʿAbd-allâh sich verschaffen konnte, waren nicht eben tröstlicher Art.

Die Kunde von der glücklich ins Werk gesetzten Flucht hatte sich schnell in der Stadt verbreitet und bei den Betheiligten die grösste Aufregung hervorgerufen. Die Kuraishiten hatten schleunigst alle Massregeln ergriffen, um des Flüchtlings möglichst schnell wieder habhaft zu werden. Nach allen Seiten hatten sie Boten ausgeschickt und einen Preis von hundert Kameelen für den ausgesetzt, welcher ihn wieder zurück brächte. Trotzdem kehrten die Verfolger, einer nach dem andern, unverrichteter Sache wieder nach Mekka zurück. Sie hatten nirgends eine Spur von Muhammed finden können. Die Wuth der Kuraishiten war unbeschreiblich, und sie schämten sich nicht, dieselbe an wehrlosen Weibern, wie z. B. an der Tochter des Abû-Bekr, Asmâ, auszulassen, von denen sie voraussetzten, dass sie von dem Aufenthaltsort Muhammed's Kunde haben müssten. Allein trotzdem blieb ihnen derselbe verborgen, weil die Wenigen, welche eingeweiht waren, nichts verriethen.

Als Muhammed und Abû-Bekr nach dreitägigem Aufenthalt in der Höhle hörten, dass die Kuraishiten in der Verfolgung etwas nachzulassen anfingen, wagten sie es, ihre Reise fortzusetzen. Freilich hielten sie

auch jetzt noch die grösste Vorsicht für dringend geboten und vermieden die Hauptstrasse nach Medîna, trotzdem dass dies der kürzere Weg war. Sie zogen es vor, sich mehr in der Nähe der Meeresküste zu halten, weil sie vermuthen konnten, dass man sie auf diesem Wege nicht suchen würde. Allein der hohe für den glücklichen Verfolger ausgesetzte Preis bewährte doch längere Zeit, als die Flüchtlinge es vermuthet hatten, seine Anziehungskraft. Auch ein Araber, Namens Surâka bin Mâlik hatte sich durch denselben verführen lassen, sich an der Verfolgung zu betheiligen. Abergläubisch, wie er war, wollte er aber doch vor dem Antreten seiner Reise das Loos befragen, um zu erfahren, welches Resultat seine Bemühung wohl haben werde. Er zog das (Pfeil-)Loos, auf welchem geschrieben stand: „Es wird ihm nichts schaden". Er hätte zwar das Herauskommen eines besseren Pfeiles gewünscht, doch er liess sich nicht abschrecken, sondern machte sich auf den Weg. Da er sein Pferd mit der grössten Eile antrieb, strauchelte dasselbe und warf ihn ab. Noch einmal befragte er das Loos, und noch einmal erhielt er dieselbe Antwort. Indess die Aussicht, den hohen Preis trotzdem zu erlangen, war gar zu verlockend und darum liess er auch jetzt noch sich nicht abhalten. Ein zweites Unglück mit dem Pferd veranlasst ihn, noch einmal das Loos zu befragen und zum dritten Mal zieht er den Pfeil mit den ominösen Worten: „Es wird ihm nicht schaden". Da glückt es ihm, die Flüchtlinge von weitem zu sehen. Doch es ist, als wollte das Glück ihm nicht günstig sein. Gerade in dem Augenblick,

wo er das ersehnte Ziel erreicht zu haben glaubt, wirft ihn das Pferd, welches wieder strauchelt, von neuem ab. Jetzt war es nun, das sah er wohl, nicht mehr möglich, die schnell davoneilenden Flüchtlinge zu erreichen. Er rief ihnen also zu: „Haltet" ich bin Surâka, ich will mit euch sprechen, bei Gott, ich habe nichts Böses gegen euch im Sinn und es soll euch nichts Schlimmes von mir widerfahren." Muhammed liess halten und befahl dem Abû-Bekr, den Mann zu befragen, was er wolle? Surâka bat darauf, Muhammed möge ihm etwas aufschreiben, „was als Zeichen diene zwischen uns". Muhammed erfüllte die Bitte und Surâka nahm das Geschriebene, legte es in seinen Köcher und kehrte damit nach Mekka zurück. Wahrscheinlich hoffte er, wenn er das Geschriebene vorzeigen und damit beweisen könnte, welchen Weg die Flüchtlinge genommen hätten, wenigstens einen Theil des Lohnes zu erhalten, was ihm aber doch nicht geglückt zu sein scheint. *)

---

*) Ueber den weiteren Verlauf oder vielmehr über die Nachgeschichte dieses Ereignisses berichtet Ibn-Hishâm a. a. O. S. 332 noch Folgendes: Surâka erzählte: „Ich dachte nicht mehr an diesen Vorfall, bis nach der Eroberung von Mekka und dem Feldzug von Tâïf und Hunain. Da ging ich aus, nahm das Geschriebene zu mir, um zu Muhammed zu gehen, den ich auch in Dshi'irrâna fand. Ich begab mich mitten in einen Haufen von Reitern, die aber fingen an, mich mit ihren Lanzen zurückzustossen, und riefen: Nimm dich in Acht, was willst du? Da näherte ich mich dem Muhammed, der auf seinem Kameele sass, hob die Schrift in die Höhe und sagte: Gesandter Gottes, hier ist dein Schriftstück, ich bin Surâka. Muhammed

Mit Ausnahme dieses kleinen Abenteuers, welches ja übrigens so glücklich für die Flüchtenden ausfiel, scheint die weitere Reise ohne alle Störung verlaufen zu sein. Sie betraten — wie berichtet wird — am 28. Juni des Jahres 622 das Gebiet von Medîna und machten zunächst in dem kleinen Dorfe Kubâ, dreiviertel Stunden von Medinâ, Halt, wo sie in der Mittagshitze ankamen. Die Ermüdung von der anstrengenden Reise nöthigte Muhammed und seine Gefährten zu einem mehrtägigen Aufenthalt in dem kleinen Ort, in welchem sie bei dem Shaich der Banû ʿAmr, Namens Kulthûm, gastliche Aufnahme fanden. Muhammed liess es sich, wenn man den Berichten trauen darf, angelegen sein, sofort für die Errichtung eines Bethauses, welches die „Moschee der Gottesfurcht" genannt wurde, Sorge zu tragen. (Die Gründung dieses Tempels soll freilich nach anderen Berichten schon in eine frühere Zeit fallen.) Jedenfalls scheint das sicher zu sein, dass er an dem ersten Freitag, dem fünften Tage seines Aufenthaltes in Kubâ, die Gläubigen zum Gebet versammelte und ihnen in seiner

---

sagte: Tritt näher, es ist ein Tag der Vergeltung und des Wohlthuns. Darauf näherte ich mich ihm und sprach das muslimische Glaubensbekenntniss aus. Ich suchte mich auf etwas zu besinnen, was ich ihn fragen wollte, fand es aber nicht und sagte ihm nur: Das verirrte Kameel kommt zu meiner Tränke, die ich für meine Kameele gefüllt habe. Bekomme ich einen Lohn dafür, dass ich es tränke? Muhammed sagte: Ja, für eine Wohlthat, welche einem lebenden Wesen erwiesen wird, giebt es einen Lohn. „Darauf kehrte ich zu meiner Wohnung zurück und entrichtete Muhammed meine Armensteuer".

ersten Rede die hauptsächlichsten Glaubenssätze des Islâm auseinandersetzte. Nach dieser feierlichen Handlung verliess er auf seinem Kameele Kubâ und hielt seinen Einzug in Medîna, wo die Juden gerade einen grossen Fasttag feierten.*) Die späteren Biographen Muhammed's schmücken das doch immerhin höchst denkwürdige Ereigniss, welches für ungezählte Millionen von Menschen von den tiefgehendsten und wichtigsten Folgen gewesen ist, mit allerlei Erzählungen aus. Ein Theil der Einwohner der Stadt soll ihm feierlich entgegengegangen sein und ihn auf das Feierlichste begrüsst haben. In den älteren Quellen finden wir nichts von alle dem, und man kann wohl mit Fug und Recht annehmen, dass der Eintritt in die Stadt ein sehr stiller war. Die Lage der Gläubigen in Medîna war ja durchaus noch nicht eine so vollkommen gesicherte oder gar glänzende, dass nicht auch hier eine gewisse Zurückhaltung und kluge Vorsicht geboten gewesen wäre. Zudem war der Islâm in seinen Anfängen unendlich einfach, schmucklos und sehr schlicht. Eine Religion, welche — wie dies der Islâm thut — mit solcher Strenge die Nothwendigkeit der Unterwerfung des Menschen unter den Willen Gottes predigt, welche den Menschen von den Freuden dieser Welt immer und immer wieder auf die höhere, zukünftige Welt hinweist, welche so streng und unerbittlich den Befehl der Entrichtung des Almosens an die Armen giebt, die liebt nicht den Glanz und das Gepränge, sondern mehr eine puritanische Selbst-

*) Vgl. Buchârî III, S. 51.

zucht, Strenge und Einfachheit. An ihrer Wiege haben sehr einfache und hilfsbedürftige Menschen gestanden, denen jeder Prunk fern lag. Sie hätten nicht gewusst, was sie damit anfangen sollten.

Muhammed nahm in Medîna seine Wohnung bei dem Chazradshiten Abû Ajjûb Châlid bin Zaid. An einem Platze in der Nähe seines Hauses soll das Kameel, welches er ritt, ohne dass er es lenkte, Halt gemacht haben und es soll nicht zu bewegen gewesen sein, weiter zu gehen. In Folge dessen stieg Muhammed dort ab und Abû Ajjûb trug sein Gepäck in sein Haus, und so kehrte Muhammed bei ihm ein.

---

## SIEBENTES KAPITEL.

## Erste Einrichtungen Muhammed's in Medîna. Schutz- und Trutzbündniss mit den Medînensern. Verheirathung Muhammed's mit der ʿAïsha. Verheirathung ʿAlî's mit Fâtima. Vorbereitungen auf die ersten Kämpfe.

Wenige Tage nach Muhammed traf auch sein Adoptivsohn ʿAlî in Medîna ein. Die Mekkaner, denen nur an der Vernichtung Muhammed's gelegen war, liessen den ihnen unbedeutend scheinenden Adoptivsohn und die übrigen Angehörigen desselben, wie seine Gattin Sauda und seine Töchter Fâtima und Umm Kulthûm, welche später nachfolgten, ruhig fortziehen. Auch der Abreise der Familie des Abû-Bekr

wurde kein Hinderniss in den Weg gelegt und so kam auch diese wohlbehalten in Medîna an.

Muhammed's erste Bemühungen galten der Organisation der islâmischen Gemeinde. Vor Allem hielt er es für seine Pflicht, dafür zu sorgen, dass in Medîna ebenso wie in Kubâ ein gemeinsames Gebethaus errichtet werde. In der Nähe seiner Wohnung befand sich ein grösserer unbebauter Platz, der sich durch seine Lage in der Stadt als für diesen Zweck sehr geeignet erwies. Derselbe gehörte zwei Waisenknaben, Sahl und Suhail, deren Vormund sich bereit erklärte, ihn dem Muhammed zu überlassen und so ging man denn so schnell als möglich an die Erbauung des Tempels. Es war das sicher ein Gebäude, dessen Bauart, den einfachen Bedürfnissen jener Zeit gemäss, primitivster Art war. Die Moschee, welche später als eins der bedeutendsten Heiligthümer des Islâm angesehen wurde, verdankt ihre Pracht viel späteren Zeiten.

Muhammed griff selbst mit eifrig an und suchte durch dies Beispiel seine Anhänger zu strenger Arbeit anzuspornen. „Wenn wir müssig blieben, während der Prophet arbeitet, so wäre das nutzloses Thun!" sollen sie gesagt und während der Arbeit gesungen haben: „Nur das Leben des Jenseits ist wahres Leben! O Gott, erbarme dich der Medînenser (Anssâr) und der Ausgewanderten (Muhâdshirûn)."*) Das von

*) Mit diesen beiden Benennungen wurden von da an die geborenen Medînenser, welche zum Islâm übergegangen waren (Anssâr d. i. Helfer) von den eingewanderten Mekkanern (Muhâdshirûn d. i. Flüchtlinge) unterschieden.

Muhammed gegebene Beispiel der treuen und strengen Pflichterfüllung, in welchem ihm übrigens der Sage nach Abraham, der sich auch selbst an dem Bau der Ka'ba betheiligt hatte, vorausgegangen war, war von mächtiger Wirkung. In relativ kurzer Zeit war der Bau des Tempels vollendet.

Aber es gab ausserdem noch manche andere Angelegenheiten zu ordnen. Die Zahl der Einwohner Medîna's, welche sich damals zum Islâm bekannten, war allerdings eine ziemlich grosse, aber es wohnte dort doch noch immer eine nicht geringe Anzahl von Heiden, welche dem Götzendienst treu blieben, und von Juden. Diese beiden Parteien standen nun zwar einer geschlossenen Einheit gegenüber, welche in der sie beseelenden Einmüthigkeit ganz unleugbar eine Macht besass, gegen welche die in sich getheilten Gegner doch nicht so gar leicht aufzukommen vermochten. Allein trotzdem konnte Muhammed sich die Möglichkeit des Eintretens einer wirklichen Gefahr nicht verhehlen, nämlich wenn die Heiden etwa mit den Gleichgesinnten in Mekka in engere Verbindung träten und so der ruhigen Entwickelung des Islâm schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg legten. Er erkannte das vermöge seiner politischen Klugheit und seines unleugbaren Scharfblickes. Deshalb schloss er einen festen Vertrag mit ihnen, in welchem er ihnen volle Freiheit für ihre religiösen Uebungen und den ungestörten Besitz ihres Eigenthumes gewährleistete. In die Clauseln des Vertrages waren die Juden mit eingeschlossen. Das ganze Schriftstück zeugt von einer für die damalige Zeit ganz ungewöhnlichen staats-

männischen Begabung und von einer Freiheit des Geistes, welche es dem Muhammed ermöglichte, den im Volke herrschenden Gewohnheiten und Anschauungen in klügster Weise gerecht zu werden und sie zu achten, ohne doch dem etwas zu vergeben, was er als unveräusserliches Recht der Bekenner des von ihm gepredigten Glaubens ansah und ansehen musste. Aber auf der anderen Seite zeigt sich auch hier der ganz auf beschränkten nationalen Gesichtspunkten beruhende, engherzige Particularismus, welcher alle anderen Menschen den Gläubigen und ihren nächsten Verbündeten gegenüber geradezu rechtlos macht, ein Particularismus, an welchem nicht nur die Dogmen, sondern auch die Rechtsbegriffe des Islâm leiden. Die Lage, in welcher die Anhänger des Islâm sich noch immer befanden, war trotz der überaus günstigen Umstände, welche die Bildung einer grösseren Gemeinde in Medîna ermöglichten, doch eine die grösste Vorsicht erheischende. Es wäre unklug gewesen, hätte Muhammed sich auf sein, wie er glaubte, göttliches Recht so ganz unbedingt steifen zu können geglaubt, hätte er den Anderen gegenüber für sich und die Seinigen nur Rechte in Anspruch nehmen, hätte er sich als den allein gebietenden Herrscher betrachten wollen. Auf diese Weise würde er sich der Hilfe und Unterstützung beraubt haben, deren er noch dringend bedurfte. Aber überall blickt doch ganz unleugbar ein starkes Selbstbewusstsein und die Gewissheit der Ueberzeugung durch, dass er eben der Gesandte Gottes sei.

Noch herrschten, das wusste er nur zu gut, in dem ganzen Volke Anschauungen, welche den fundamen-

talsten Gesetzen der von ihm verkündigten Religion schnurstracks zuwider liefen. Die gegenseitigen Antipathien der Stämme, die zum Theil tief in die Herzen eingedrungenen historischen Erinnerungen an frühere blutige Kämpfe, das Gesetz der Blutrache, die angeblichen Rechte des Individuums gegenüber den Forderungen eines in sich geordneten und fest gefugten Gemeinwesens — alle diese Momente mussten wie unüberwindliche Hindernisse und unversöhnliche Gegensätze erscheinen, welche sich der von Muhammed beabsichtigten Organisation entgegenstellten. Dennoch liess er sich dadurch nicht abschrecken. Seiner Meinung nach mussten Alle der einen von ihm vertretenen Idee dienstbar gemacht werden, und dies konnte nur dann geschehen, wenn Alle sich fest zusammenschlossen und sich zu einem durch einen festen Vertrag unauflöslich mit einander verbundenen Ganzen vereinigten, in welchem aber doch die nothwendige Freiheit des Individuums gewahrt blieb.

Es ist uns der Wortlaut dieser für die Entwickelung des ganzen muslimischen öffentlichen Rechtes so überaus wichtigen Urkunde, wie es scheint, getreu überliefert worden. Derselbe lautet folgendermassen*):

„Im Namen Allâh's, des Erbarmungsreichen, Barmherzigen. Dies ist eine Schrift von Muhammed, dem Propheten, (ein Vertrag) zwischen den Gläubigen und Muslims von Kuraish und Jathrib und denen, welche ihnen folgen und sich ihnen anschliessen und mit ihnen vereint kämpfen. Sie bilden nur eine Gemeinde,

*) Vgl. Ibn-Hishâm a. a. O. I, 341 ff.

mit Ausschluss aller anderen Menschen. Diejenigen von den Kuraishiten, welche (von Mekka nach Medîna) geflohen sind, steuern unter sich, nach ihren Wohnplätzen, zurAbzahlung einer Blutschuld bei und kaufen ihre Kriegsgefangenen, wie es unter den Gläubigen billig und recht ist, los. Die Banû ʿAuf verbinden sich nach ihren Wohnplätzen zur Bezahlung ihrer Blutschuld wie früher. Jede Abtheilung kauft ihre Kriegsgefangenen los, wie es billig und recht ist unter den Muslims.

Ebenso verbinden sich die Banû'l-Hârith nach ihren Wohnplätzen zur Bezahlung ihrer Blutschuld wie früher und jede Abtheilung kauft ihre Kriegsgefangenen los, wie es billig und recht ist unter den Muslims.

Ebenso sollen thun die Banû Sâʿïda, die Banû Dshusham, die Banû'l-Nadshdshâr, die Banû ʿAmr bin ʿAuf, die Banû'l-Nabît, die Banû'l-ʿAus.

Die Gläubigen sollen keinen mit Schulden (welche er nicht bezahlen kann) Belasteten unter sich lassen, ohne ihn zu unterstützen, wenn er einen (ihm verwandten) Kriegsgefangenen loszukaufen oder Sühnegeld zu bezahlen hat.

Kein Gläubiger soll den Verbündeten eines Gläubigen anfeinden. — Die frommen Gläubigen sollen wachen über diejenigen unter ihnen, welche die Grenzen des Erlaubten überschreiten oder Gewaltthat, oder Schmach, oder Feindschaft oder Corruption unter den Gläubigen anstiften wollen, alle sollen ihre Hände gegen ihn aufheben und wäre er auch der Sohn eines von ihnen. Kein Gläubiger soll einen Gläubigen wegen eines Ungläubigen tödten und keinem Ungläubigen

gegen einen Gläubigen Beistand leisten. Gottes Schutz ist einer, und der Geringste von ihnen kann Schutz leisten. Die Gläubigen sollen sich gegenseitig, allen anderen Menschen gegenüber, Schutz leisten. Denjenigen Juden, welche uns folgen, soll Hilfe und gleiches Recht werden, es soll ihnen kein Unrecht geschehen und Niemandem, der sie anfeindet, soll Beistand gegen sie geleistet werden. Der Friede der Gläubigen soll einer (d. h. solidarisch) sein und es soll nicht mit einem Gläubigen mit Bevorzugung eines anderen Gläubigen im Kampfe für die Religion Friede geschlossen werden, sondern Alles soll mit Gleichheit und Recht geschehen. Bei allen Kriegsunternehmungen soll eine Abtheilung durch die andere abgelöst werden. Die Gläubigen rächen Einer den Tod des Anderen, dessen Blut im Kampfe für die Religion vergossen worden ist, denn die gottesfürchtigen Muslims folgen der besten Leitung. Kein Heide (in Medîna) soll für das Gut und die Person eines Kuraishiten Schutz gewähren, noch darf er sich zwischen ihn und einen Gläubigen stellen (d. h. ihn vertheidigen oder ihn der Verfolgung entziehen). Wer einen Gläubigen ohne genügende Ursache tödtet, an dem wird Blutrache geübt, ausser wenn der nächste Verwandte des Getödteten zufrieden gestellt wird und die Muslims sollen sich insgesammt gegen ihn erheben, bis sie ihn gestellt haben.

Keinem Gläubigen, welcher den Inhalt dieses schriftlichen Vertrages mit bestätigt, und an Gott und den jüngsten Tag glaubt, soll es erlaubt sein, Einem, der Neuerungen einführen will, beizustehen oder ihm bei sich Aufnahme zu gewähren. Wer dieses thut,

den trifft Gottes Fluch und Zorn am Tage der Auferstehung und es wird kein Ersatz und kein Lösegeld für ihn angenommen. Seid ihr rücksichtlich eines Punktes (in diesem Vertrage) getheilter Meinung, so wendet euch an Gott und an Muhammed (die über die streitigen Punkte zu entscheiden haben).

Die Juden haben dieselben Kriegskosten wie die Gläubigen zu entrichten, so lange sie zu gleicher Zeit (als Verbündete mit diesen) Krieg führen.

Die Juden von dem Stamme ʿAuf bilden eine Gemeinde mit den Gläubigen. Die Juden behalten ihren Glauben und die Muslimen, den ihrigen, ebenso ihre Clienten wie sie selbst. Nur wer ungerecht oder schimpflich handelt (ist davon ausgenommen), denn der schadet nur sich selbst und seinen Familiengenossen. — Die Juden, welche zu dem Stamme al-Nadshshâr gehören, geniessen dieselben Rechte, wie die Juden des Stammes ʿAuf, ebenso die Juden des Stammes al-Hârith, Sâʿida, Dshusham, al-Aus und Thaʿlaba,*) mit Ausnahme derer, welche ungerecht oder schimpflich handeln, denn sie schaden nur sich selbst und ihren Familiengenossen. Das Geschlecht Dshafna, welches ein Zweig des Stammes Thaʿlaba ist, hat dieselben Rechte und Pflichten wie der Stamm Thaʿlaba selbst.

Der Stamm al-Shutaiba hat dieselben Rechte wie die Juden des Stammes ʿAuf, doch nur die Reinen,

*) Sprenger bemerkt sehr richtig (a. a. O. III, 23 not.): Es ist hier nicht die Rede von geborenen Juden, sondern von Arabern der genannten Stämme, welche im mosaischen Glauben erzogen worden sind.

mit Ausschluss der unrecht Handelnden. Die Clienten des Stammes Thaʿlaba geniessen dieselben Rechte wie die Thaʿlaba selbst, ebenso die engeren Freunde*) der Juden.

Es soll keiner von ihnen (in den Krieg) ausziehen ohne Erlaubniss des Muhammed, aber er soll nicht daran gehindert werden, sich für eine Verwundung zu rächen. Wer Einen tödtet, der thut dies nur zu seinem eignen Schaden und zum Schaden seiner Familie, ausser wenn ihm selbst Gewalt angethan worden ist.

Den Juden liegt die Bestreitung ihrer (öffentlichen) Ausgaben ob und ebenso den Muslims, aber sie sind zu gegenseitiger Hilfe gegen diejenigen verpflichtet, welche die Theilhaber an diesem Vertrage bekämpfen, denn sie sollen sich gegenseitig unweigerlich und loyal mit treuem Rath und mit That beistehen. Niemand soll sich in illoyaler Weise der Pflicht der Treue gegen seinen Bundesgenossen entziehen, denn demjenigen, welchem Gewaltthat angethan worden ist, soll man helfen. Die Juden sollen mit den Muslims zu den Kriegskosten beisteuern, so lange sie zusammen (d. h. als Verbündete) Krieg führen. Das Innere der Stadt Jathrib (also Medîna) ist für die Theilhaber dieses Vertrages ein geheiligter Platz — ein Harâm — (in dem nicht Krieg geführt werden darf und welcher gegen alle äusseren Feinde vertheidigt werden muss). Ein Gast ist wie die Person (dessen, dessen Gastfreund er ist); es darf ihm kein Schaden und kein Unrecht

*) Der arabische Ausdruck: biṭâna bezeichnet die intimen, engen Freunde und Bundesgenossen.

zugefügt werden. Eine Frau darf aber nur mit Erlaubniss ihrer Familie als Gast (und damit in das Schutzrecht) aufgenommen werden.

Wenn zwischen den Theilhabern dieses Vertrages ein unvorhergesehenes Ereigniss oder Streit entsteht und man schädliche Folgen davon fürchtet, so soll man (rücksichtlich der Entscheidung) zu Gott und zu Muhammed, dem Gesandten Gottes, seine Zuflucht nehmen, denn Gott ist die gerechteste und mildeste Instanz für die Erklärung des Inhaltes dieses Vertrages.

Die (heidnischen) Kuraishiten und ihre Hilfsgenossen sollen kein Schutzrecht (und Gastrecht) geniessen, denn die Theilhaber dieses Vertrages sollen sich gegenseitig helfen gegen diejenigen, welche Jathrib überfallen. Wenn sie (die Juden) aufgefordert werden, Frieden zu schliessen, so sollen sie ihn schliessen und ihn als für sich verbindlich erachten; und wenn sie zum Schliessen eines Friedens auffordern, so liegt es den Gläubigen ob, ihnen zu folgen, ausser wenn sie einen Religionskrieg führen.

Jedem Einzelnen liegt ob, von den Lasten seiner Partei den ihm zukommenden Pflichttheil zu tragen.

Den Juden des Stammes Aus wie den Clienten derselben werden dieselben Rechte wie sie den Theilhabern an diesem Vertrage zukommen, in reiner Aufrichtigkeit zugesichert. Die Loyalität schliesst gesetzwidriges Handeln aus.

Gott ist für die treueste und aufrichtigste Befolgung der Bedingungen dieses Vertrages. Nur ein Ungerechter und gesetzwidrig Handelnder umgeht die

Bestimmungen dieses Vertrages. Wer (in den Krieg) auszieht oder wer zu Hause bleibt ist sicher in Medîna, mit Ausnahme derer, welche Gewaltthat oder Unrecht begehen. Gott ist der Beschützer dessen, der rein und gottesfürchtig ist, und Muhammed ist der Gesandte Gottes."

Die Bestimmungen dieses ohne Zweifel sehr geschickt und klug abgefassten Vertrages waren für die Muslims von ganz ausserordentlich grossem Vortheil. Obgleich dieselben in Medîna entschieden noch in der Minorität waren, obgleich ihre zum Theil noch sehr precäre Lage viel Unsicheres und Unfestes bot, traten sie dennoch durch den Vertrag gegenüber den anderen Bewohnern der Stadt in den Vordergrund.

Die Kräfte und die Mittel werden für alle Fälle in den Dienst der Sache Allâh's und seines Gesandten gestellt. Sie müssen sich diesem beugen, sie mögen wollen oder nicht, und wenn über einzelne Punkte, über die Erklärung und die authentische Interpretation des Wortlautes der Stipulationen Zweifel oder Meinungsverschiedenheiten entstehen sollten, so ist die Instanz, an welche man sich um Auskunft wenden könnte, nicht etwa eine weltliche, sachkundige, der Wahl der Contrahenten unterworfene und diesen letzteren selbst verantwortliche Behörde, ein Collegium — nein, die Instanz, an welche die streitenden Parteien eventuell sich wenden sollen, ist Gott, der gerechteste, reinste, wahrhaftigste Richter und Entscheidung Gebende und sein Gesandter. Es ist mit diesem Vertrag in der That der erste, feste Grund zu einem theokratischen Regiment gelegt, dem Alle, die Gläubigen wie die Juden

und ihre Schutzverwandten sich unbedingt zu unterwerfen haben. Den heidnischen Kuraishiten Mekka's wird jedes Gast- und Schutzrecht verweigert. Alle Medînenser müssen zur Vertheidigung der Stadt Medîna beitragen, wenn dieselbe angegriffen werden sollte. Wollen die Muslims einen Krieg für ihren Glauben führen, so müssen auch die Juden ihnen Heeresfolge leisten und zur Bestreitung der Kriegskosten beisteuern. Kurz, die Stipulationen des Vertrages waren von ganz unermesslich guten Folgen für den Islâm, wenn sie gehalten wurden. Dass Muhammed und seine Getreuen mit der grössten Eifersucht darüber wachen würden, davon konnte man von vornherein überzeugt sein.

Man hat nicht mit Unrecht diesen Vertrag die „magna charta" des Islâm genannt. Er ist es in gewisser Beziehung auch wirklich gewesen. Denn es sind in und mit seinen Bestimmungen die Bausteine zu einem Staatsgrundgesetz gegeben, das sich für einen theokratischen Staat eignet, und das Fundament desselben bildet.

Freilich darf man nicht glauben, dass dem schnellen und eigentlich fast widerstandslos erfolgtem Zustandebringen des Vertrages auch ein ebenso widerstandsloses allseitiges Befolgen desselben gefolgt wäre. Die Theilnahme der Juden dabei war sicher eine mehr gezwungene oder ihnen durch die Furcht dictirte, als eine völlig freiwillige. Schon ihr Glaube musste zwischen ihnen und dem neuen Propheten eine Scheidewand bilden. Denn es ist unmöglich anzunehmen, dass sie diesen Propheten im ersten Anfang wirklich für einen Propheten ansahen. Wäre das auch der

Fall gewesen, so mussten sie doch, sobald sie mit seinen Lehren näher bekannt wurden, sich von der Unrichtigkeit dieser Annahme überzeugen. Bisher hatten die Juden in Medîna eine sehr einflussreiche Stellung gehabt. Ihr kluger Verstand, ihre Bildung, die vollständige Ordnung in ihren finanziellen Verhältnissen hatten ihnen, trotzdem dass sie doch mehr die Geduldeten waren, ein grosses Uebergewicht über die Araber verschafft. Jetzt auf einmal hatten sie sich zu diesem Vertrage mit verstehen müssen, welcher ihnen zwar eine Anzahl Rechte einräumte, ihnen aber wieder eine Menge Pflichten auferlegte, deren Erfüllung ihnen unmöglich sehr willkommen sein konnte. Sie sollen zu den Kosten beitragen, welche die Kriege für den Islâm verursachen, sie sollen eventuell selbst den Muslims helfen: alle Bedingungen laufen nur zum Vortheil des Islâms und seiner Bekenner hinaus.

Sie wagten es nicht, offen dagegen zu opponiren, desto mehr waren sie bemüht, durch immerwährende Einreden, durch dialectische Spitzfindigkeiten, durch Aufdeckung eigenthümlicher Schwächen des noch nicht sehr ausgebildeten islâmischen Dogmensystemes die Häupter der Muslims zu ermüden und ihnen das Leben schwer zu machen. Disputationen ohne Ende wurden geführt, bei denen die derben, naturwüchsigen, dialectisch noch sehr ungewandten Araber den scharfsinnigen und schneidigen Juden gegenüber immer wieder den Kürzeren zogen.

Hierzu kam, dass auch unter denjenigen Medînensern selbst, welche sich zum Islâm bekannt hatten,

durchaus noch nicht Alles wirklich so stand, wie es hätte stehen sollen. Gar Manche hatten sich nur aus äusseren Beweggründen zu dem entscheidenden Schritte entschlossen. Man nannte sie al-Munâfikûn (die Heuchler). Sie sahen mit Murren und Widerwillen, wie die fremden Eindringlinge aus Mekka, mit ihrem Propheten an der Spitze, sich bei ihnen so festsetzten, und wie dieser vermeintliche Prophet immer und immer wieder im Namen Gottes, der ihn gesandt haben sollte (— wovon sie sich doch innerlich eben nicht überzeugen konnten —), sich und die Seinigen in den Vordergrund zu stellen und sie selbst seiner Lehre unterthan zu machen suchte.

Wir wissen nicht, ob Muhammed die Gefährlichkeit seiner ganzen Lage wirklich nicht erkannte, oder ob er seine Augen absichtlich dieser Erkenntniss verschloss. Er traf seine Anordnungen so, dass man glauben konnte, er und die Seinigen befänden sich in Medîna in der glücklichsten Lage. Er temporisirte, so lange es ging, mit den ihm feindlichen Juden, er liess seine Frau Sauda und seine Braut ʿÂïsha nach Medîna nachkommen. Er setzte, ohne sich irgendwie stören zu lassen, den Bau seiner Wohnung und des Tempels fort. Die Errichtung des letzteren nahm etwa sieben, nach anderen Berichten elf Monate in Anspruch.

Der Tempel selbst war im Anfang, wie schon gesagt, (er ist ja später sehr erweitert und ausgeschmückt worden) ein sehr einfaches Gebäude, hundert Ellen im Quadrat; die fünf bis sieben Ellen hohen Wände bestanden aus Ziegelsteinen, und das Dach war zuerst

nur von Palmzweigen gebildet. Der Boden war ohne alle Bedeckung. Drei Thore führten in das Innere des Gebäudes, dessen einer Theil zu einer Art Hospiz bestimmt war, in welchem die Armen unter den Gläubigen Aufnahme fanden. Dieses Hospiz wurde al-Ssuffa genannt und es ist in den Traditionswerken des Buchârî und des Muslim sehr häufig von den Masâkîn al-Ssuffa (den armen Bewohnern der Ssuffa)*) die Rede. Während der ersten Zeit stand Muhammed bei den Gottesdiensten, wenn er predigte und vorbetete, auf dem Boden, an einen Palmbaum gelehnt. Erst später, nachdem die Zahl der Muslims sich vermehrt hatte, bestieg er, um während des Gebetes und der Predigt von Allen gesehen werden zu können, eine Erhöhung (minbar = Kanzel) von drei Stufen. Nach vollendeter Fertigstellung des Gebäudes stellte Muhammed die Normen für die Ordnung des Gottesdienstes fest. In dem Gebäude selbst wurde der sogenannte Mihrâb angebracht, eine Art Nische, damals aber nur ein an der nördlichen Mauer angebrachter Stein, welcher den Gläubigen angab, nach welcher Seite hin sie bei dem Gebet ihr Gesicht wenden sollten. Muhammed wählte damals, wohl aus Connivenz gegen die Juden, die nördliche Seite, weil dies die Richtung war, in welcher der Tempel zu Jerusalem liegt, liess aber, wahrscheinlich nur wenige Monate später, eine Aenderung eintreten, indem er befahl, den Stein in der südlichen Mauer zu befestigen, weil das Centralheiligthum der Araber in Mekka, also südlich von Medîna lag.

*) Vgl. z. B. Buchârî II, 4, Z. 9.

Es wurde ferner die Institution des Gebetausrufens (Adsân) gegeben. Als Muhammed nach Medîna kam, versammelten sich die Gläubigen zu bestimmten Zeiten bei ihm zum Gebet, ohne eine Aufforderung abzuwarten. Muhammed beabsichtigte aber, als die Zahl sich mehrte, die Gläubigen, wie die Juden dies zu thun pflegten, durch eine Trompete zum Gebet zu rufen, später wollte er Glocken dazu benutzen, allein zuletzt entschloss er sich dazu, das Amt einem Mu'adsdsin (Gebetausrufer) zu übertragen. Der erste Gebetausrufer hiess Bilâl. Er besass eine sehr starke Stimme und wurde aus diesem Grunde dazu gewählt. Er bekam den Auftrag, die Gläubigen durch folgenden (noch heute in dem ganzen Gebiete des Islâm üblichen) viermal wiederholten Ruf zum Gebete aufzufordern: „Gott ist gross! Ich bekenne, dass es keinen Gott giebt ausser Allâh und dass Muhammed der Gesandte Gottes ist. Herbei zum Gebet! herbei zum Heil! herbei zum Heil! Gott ist gross! Gott ist gross! Es giebt keinen Gott ausser Allâh!"

Es wurde ferner das Gebot gegeben, während des Monates Ramadhân zu fasten, die Steuer für die Armen*) wurde angeordnet, es wurden

*) Das sogenannte Zakât. Es ist dies eine der weisesten Anordnungen, welche Muhammed traf. Jeder Muslim wurde verpflichtet, einen bestimmten Theil seiner Einnahmen den Armen zu opfern, gleichsam um so den Genuss seiner anderen Einkünfte zu legalisiren. Die Armensteuer — ein Gott dargebrachtes Opfer — wurde an den Propheten oder an die von ihm Beauftragten entrichtet, durch welche

strafrechtliche Bestimmungen festgesetzt — kurz es erfolgte eine genaue, durch bestimmte Vorschriften und Gesetze geregelte Organisation der Gemeinde, ihres religiösen und socialen Lebens nach allen Richtungen hin. Waren die ganzen Verhältnisse auch immerhin kleine, so waren sie doch auch innerhalb dieses engen Rahmens mannigfaltig genug, um eine festere Ordnung als dringend wünschenswerth erscheinen zu lassen, und man kann nicht anders sagen, als dass die von Muhammed gegebenen Vorschriften sich im Laufe der Zeit vollkommen bewährten, denn sie bilden die eigentlichen Grundzüge für die ganze religiöse und staatliche Gesetzgebung der späteren Zeiten.

Muhammed scheint aber dem Vertrage, welchen er mit den Medînensern geschlossen hatte, doch nicht Kraft genug zugetraut zu haben. Wahrscheinlich hatte er gar mancherlei unliebsame Nachrichten über die lebhaften Antipathien der medînensischen Juden *) und der mit ihnen in fortwährender und enger Verbindung stehenden Heiden zu hören bekommen und daraus doch schliesslich erkannt, dass zur Sicherung der Seinigen noch andere Massregeln ergriffen werden müssten.

---

das Geld entweder für die Armen oder für das Wohl des Staates (oder der Gemeinde) bestimmt wurde.

*) Dass diese Antipathien zum Theil mit durch die Verletzung ihrer materiellen Interessen veranlasst wurden, geht aus mannigfachen Andeutungen der Historiographen hervor. Die medînensischen Juden hatten aus den Zerwürfnissen zwischen den Ausiten und Chazradshiten vielfache Vortheile gezogen, welche nun, nachdem wesentlich mit durch Muhammed eine Versöhnung zwischen beiden Stämmen erfolgt war, natürlich wegfielen.

So beschloss er denn, ohne irgendwie aus dem Rahmen der in dem Vertrag gegebenen Bestimmungen herauszutreten, ein noch engeres, auf eine kleine Zahl von Theilnehmern beschränktes Bündniss in das Werk zu setzen. Je fünfundvierzig Brüderpaare, bestehend aus je einem Medînenser und je einem aus Mekka Eingewanderten (Muhâdshir) mussten sich so eng verbinden, dass sie sich einander mit Ausschluss der Blutsverwandten beerbten. Es sollte also das Band der Glaubensgemeinschaft ganz an die Stelle der Blutsverwandtschaft treten. Gewiss ein hoher Standpunkt, aber doch viel zu hoch für die realen und natürlichen Verhältnisse des Lebens und für die menschlichen Gefühle, welche zu tief in der Natur des Menschen begründet sind, als dass sie sich so leicht ausrotten liessen. Es lag in der ganzen Einrichtung etwas zu Unnatürliches und Ueberspanntes, als dass man ihr eine lange Dauer hätte versprechen können. In der That ging der Bund sehr bald seiner Auflösung entgegen. Indessen für die erste Zeit erwies er sich doch als ein wirksames Mittel für die augenblickliche Sicherung der Lage der Muslims, aber auch nur hierfür: ein Religionsbund wurde er nicht.

In die Zeit der noch ruhigeren Entwickelung der socialen und rechtlichen Verhältnisse der Muslims in Medîna fällt noch die Verheirathung des Muhammed mit seiner Braut, der ʿÂïsha, der Tochter des Abû-Bekr und der ʿUmm Rûmân, mit welcher er sich kurz nach seiner Verheirathung mit der Sauda noch in Mekka verlobt hatte. (Nach anderen Nachrichten erfolgte aber die Verheirathung mit ʿÂïsha erst später,

im zweiten Jahre der Flucht, und zwar nach der Schlacht von Bedr.) *) Der Bau der Wohnung Muhammed's war nach Verlauf von sieben Monaten beendigt und von ihm in der Mitte des Winters bezogen worden. Er hatte dort zugleich für seine Frau, die Sauda, und unmittelbar daranstossend auch für ʿÂïsha eine freilich höchst bescheidene Wohnung herrichten lassen. ʿÂïsha berichtet **) über ihre Verheirathung selbst Folgendes: „Der Prophet verlobte sich mit mir als ich sechs Jahre alt war. Als wir nach Medîna gekommen waren, stiegen wir in einer Wohnung bei den Chazradshiten ab. Ich wurde dann krank am Fieber und verlor meine Haare, die aber dann wieder reichlich wuchsen. Da kam eines Tages meine Mutter Umm Rûmân zu mir, während ich gerade auf der Schaukel sass und einige Freundinnen bei mir waren, und rief mich. Ich wusste nicht, was sie von mir wollte. Sie ergriff meine Hand, führte mich schnell bis zur Hausthür, so dass ich ganz ausser Athem kam. Als ich mich wieder etwas erholt hatte, nahm sie etwas Wasser und wusch mir das Gesicht und den Kopf, führte mich dann in das Haus, in dem eine Anzahl von medînensischen Frauen waren, die mir zuriefen: ʿZum Heil und Segen und Glück!' Denen übergab mich meine Mutter. Sie schmückten mich ein wenig, dann trat zu meinem

*) Vgl. el-Nawawî, The biographical dictionary, ed. by Wüstenfeld S. 849.

**) Vgl. Buchârî a. a. O. III, S. 34 f. Nach Buchârî müsste die Verheirathung mit der ʿÂïsha erst später erfolgt sein.

grössten Schrecken, ohne dass ich es wusste, der Gesandte Gottes ein, dem die Frauen mich dann übergaben." Der Hochzeitsschmauss scheint ein äusserst einfacher gewesen zu sein und im Wesentlichen aus einem Becher Milch bestanden zu haben, den Muhammed aus dem Hause Sa'd's erhielt, welcher ihn abwechselnd mit Asad speiste.

'Aïsha, welche ganz allgemein als eine sehr kluge Frau geschildert wird, erreichte nach den besten Nachrichten ein Alter von ungefähr dreiundsechszig Jahren, denn sie ist erst im Jahre 56 oder 57 d. Fl. (= 676 oder 677 n. Chr.) also drei- oder vierundvierzig Jahre nach Muhammed gestorben, auf dessen Leben sie von sehr grossem Einfluss gewesen ist. Ihr ganzes Naturel war nach den vielfachen Schilderungen von einzelnen Episoden ihres Lebens, welche wir bei den muhammedanischen Traditionsschriftstellern finden, von dem Wesen der klugen und gesetzten Chadîdsha unendlich weit verschieden. 'Âïsha hatte etwas sehr Lebendiges und Schalkhaftes, man möchte fast sagen Agaçantes in ihrem Wesen, welches frisch, leichtlebig und heiter war und durch welches sie den Muhammed immer gefesselt hat, wenn sie es auch nicht verhindern konnte, dass er nach und nach neben ihr noch eine Anzahl anderer Frauen nahm, möglicherweise nur deshalb, weil die Ehe mit 'Âïsha kinderlos blieb. Trotzdem wusste sie sich fortwährend in der Gunst ihres Mannes zu erhalten, wenngleich es an stürmischen häuslichen Scenen mit ihr nicht gemangelt hat. Trotz des sehr grossen Unterschiedes der Jahre zwischen beiden Ehe-

gatten — Muhammed war mindestens einige vierzig Jahre älter als ʿÂïsha — war die Ehe doch eine sehr glückliche. Im Anfang derselben musste der gereifte Mann sich zu dem kindlich naiven Standpunkt seiner Frau und ihren jugendlichen Spielen herablassen. Er mag dabei öfter seine Erholung gesucht und gefunden haben. Die Frische und Grazie ihres ganzen Wesens war für ihn ein wahrscheinlich völlig neues Element, an dem er Gefallen fand, was man allerdings bei einem Mann, der so hohe Ziele vor sich hatte, schwer oder vielleicht gar nicht begreifen kann. Man sucht vergeblich nach einer Parallele in der Geschichte geistig hervorragender Männer, zu denen Muhammed doch unter allen Umständen zu rechnen ist. Eine Erklärung für diese ganz eigenthümliche Erscheinung kann doch nur in der Attractionskraft gefunden werden, welche verschiedene Charaktere gegenseitig auf sich ausüben. Eine solche Verschiedenheit lag in diesem Falle wirklich vor. Muhammed war sehr ernst und wohl mehr melancholisch gestimmt, ʿÂïsha heiter, frisch, von lebhaftem Verstand, nicht ohne Mutterwitz, auch eine gewisse Coquetterie war ihr nicht fremd und sie wusste den ernsten Mann zu nehmen, wie er genommen sein wollte. Sie erheiterte ihn und scheuchte die Sorgen von seiner Stirn, ja man kann sagen, dass er in gewisser Beziehung unter dem Zauber ihrer ganzen Persönlichkeit stand.

Fast in derselben Zeit,*) wohl nur wenige Monate

*) Nach anderen Ueberlieferungen erfolgte ʿAlî's Verheirathung erst (wie die der ʿÂïsha) nach der Schlacht bei Bedr also etwa zwei Jahre später.

später, erfolgte die Verheirathung seines von ihm so innig geliebten Adoptivsohnes ʿAlî, des Sohnes des Abû-Tâlib, mit seiner damals fünfzehnjährigen Tochter Fâtima, die ihm Chadîdsha geboren hatte. Braut und Bräutigam waren arm, und das Heirathsgut der ersteren bestand in zwei Röcken, einem Kochl- (d. i. Schmink-) Apparat, zwei silbernen Armbändern, einem ledernen mit Palmenblättern gefüllten Kopfkissen, einem Becher, einem Krug, einer Handmühle und zwei grösseren Wassergefässen; an Stelle des Bettes diente ihr ein Hammelfell und eine Decke, welche zu kurz war, um ihren ganzen Körper zu bedecken. Die Hochzeitsgabe, welche ʿAlî seiner Braut bot, hatte den Werth von 480 Dirhem's, von welcher ein Drittel in klingender Münze, ein Drittel in Wohlgerüchen und das letzte Drittel in Kleiderstoffen und Hausgeräth bestand. ʿAlî war so arm, dass er, um sich das dazu nöthige Geld zu verschaffen, gezwungen war, seinen Panzer an ʿOthmân bin ʿAffân zu verkaufen, der ihm aber dann den Panzer wieder schenkte. Fâtima gebar neun Monate nach ihrer Hochzeit den Hasan und ein Jahr später den Husain.

Indem Muhammed sich noch mit einer zweiten Frau verheirathete, zu welcher nach und nach noch eine ganze Anzahl (elf) anderer Frauen hinzukam, *) befolgte er eine unter seinen Landsleuten ganz all-

*) Die Namen der sämmtlichen Frauen des Propheten sind: Chadîdsha, Sauda, ʿÂïsha, Zainab bint Chuzaima, Hafssa, Umm Salama, Ghuvairija, Zainab bint Dshahsh, Raihâna, Umm Habîba, Ssafîja, Maimûna, Fâtima, Asmâ.

gemeine Sitte, an der wahrscheinlich auch die Juden in Medîna keinen Anstoss nahmen, da bei ihnen Polygamie, wenn auch nicht gebräuchlich, doch nicht verboten war. Jedenfalls aber befestigte er durch dieses Vorgehen eine weite Kluft zwischen seinem Glauben und dem Glauben der Christen, welche streng auf die Monogamie hielten.

Ueberhaupt tritt im Laufe der Zeit bei Muhammed immer mehr das eigentlich nationale Element hervor, indem er sich den Anschauungen seiner Landsleute mehr und mehr accommodirt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese ganze Erscheinung eine Folge des bei ihm immer grösser werdenden Antagonismus gegen die Juden ist; zu denen ihn anfangs sein mit ihrem Glauben im Wesentlichen gleicher monotheistischer Glaube hinzog. Ihrem Ritual hatte er einige Ritualgesetze entnommen, welche er im Islâm einführte, wie das Fasten am Jom Kipur d. h. am zehnten Tage des Monats Tishri, die Richtung der Kibla beim Gebet, bestimmte Gebete und Anderes. Allein diese Accommodation an jüdischen Ritus und an jüdische Anschauungen war nicht im Stande gewesen, die Juden Medîna's so mächtig anzuziehen, dass sie sich seinem Glauben zugewendet hätten. Im Gegentheil; die Trennung zwischen Juden und Muslims wurde von Jahr zu Jahr grösser, und so erfolgte die Feststellung anderer Satzungen, die dann im Islâm die massgebenden wurden.

Muhammed fand bei den Juden nicht die Unterstützung, auf die er mit Sicherheit gerechnet hatte, und so sah er sich auf die angewiesen, die ihm durch

Geburt am nächsten standen, unter denen er aufgewachsen war, deren Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten mit den seinigen in wesentlicher Uebereinstimmung standen. Die Eindrücke der Jugend sind nun einmal viel zu mächtig und stark, als dass sie sich völlig verdrängen liessen. Sie machen sich doch wieder geltend, auch wenn sie eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängt worden sind.

Muhammed hatte sich durch sein Schutz- und Trutzbündniss mit den Medînensern den Rücken gedeckt, und er konnte sicher sein, dass diese letzteren ihn — wenn auch vor der Hand nur in der nächsten Zeit — unterstützen würden, sobald er in die Lage gesetzt würde, für die Sicherheit seiner Sache und seiner Person kämpfen zu müssen, oder auch gegen die Ungläubigen aggressiv vorzugehen. Dass der letztere Fall über kurz oder lang werde eintreten müssen, konnte er sich nicht verhehlen. Die Feindschaft der Mekkaner, welcher er sich durch die Flucht nach Medîna zunächst entzogen hatte, blieb dieselbe. An eine Rückkehr nach Mekka war deshalb zunächst nicht zu denken. Wenn nun auch diese gereizte Stimmung noch nicht gleich zur feindlichen That überging, so war doch sicher vorauszusetzen, dass diese Ruhe nur die Ruhe eines zeitweiligen Waffenstillstandes war, dessen Ende bald eintreten musste. So war die Sicherheit der ganzen Situation und namentlich auch die Sicherheit der Karawanen, welche die Medînenser wie die Mekkaner nach allen Seiten hin entsendeten, eine völlig problematische und es war zu gewärtigen, dass es jeden Augenblick zu Thätlich-

keiten kommen würde, welche leicht die grössten Dimensionen annehmen und der Sache des Islâm und seiner Anhänger, die ja auf den Handel angewiesen waren, im höchsten Grade schädlich werden konnten.

Wollte Muhammed sich nicht überraschen lassen, so musste er die Initiative ergreifen und seinen mekkanischen Feinden zuvorzukommen suchen. Der Kampf gegen sie war ja nach seinen Anschauungen ein Kampf nicht nur gegen den Unglauben, sondern auch ein Kampf gegen das Unrecht. Gott hatte ihm geoffenbart (Sûr. 22, 38 ff.): „Verkünde denen, die Gutes thuen, die frohe Botschaft: Gott schützt die, welche glauben, denn er liebt nicht den Treulosen und Gottesleugner. Gott hat denen, welche kämpfen, weil man ihnen Unrecht gethan hat, die Erlaubniss dazu gegeben, (Gott hat die Macht, ihnen beizustehen), nämlich denen welche ohne Recht aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden sind, nur weil sie sagen: Unser Herr ist Allâh." Seiner Ansicht nach waren er und seine Anhänger die Misshandelten und so machten sie nur von der ihnen gegebenen Erlaubniss Gottes Gebrauch, wenn sie für ihr gutes Recht kämpften.

Alle Massnahmen, welche Muhammed von jetzt an traf, waren ohne Zweifel ganz zweckentsprechend und nützlich, wenn man an dieselben den Massstab weltlicher Klugheit legt. Nur das kann zweifelhaft erscheinen, ob die Maximen des Weltklugen mit denjenigen Maximen sich völlig decken, nach welcher ein Religionsstifter zu handeln hat.

Das Reich der Religion, welche den Menschen fortwährend auf ein anderes, zukünftiges Leben hinweist, ist nun einmal nicht von dieser Welt, und die Mittel, welche dieses rein geistige Reich, um sich zu behaupten und zu erweitern, anwenden soll, sind eben auch rein geistige. Seine Stärke liegt einzig und allein in der unerschütterlichen Gewissheit der Ueberzeugung von der Wahrheit der Lehre, auf welche dieses Reich sich gründet und des Glaubens an Gott, welcher der einzige Herr dieses Reiches ist, von dessen Willen allein Alles abhängt, welcher zur Durchführung seiner Zwecke einer menschlichen Machtentfaltung nicht bedarf. Der Kampf, welchen die Angehörigen dieses Reiches durchzufechten haben, soll im Wesentlichen nicht ein Kampf gegen äussere Feinde sein und nicht mit tödtlichen Waffen geführt werden, sondern er soll sich gegen die Sünde des Menschen richten und in einem unausgesetzten Streben nach Selbstbeherrschung und in der unablässigen Uebung derselben bestehen, und wenn einer aus diesem Kampfe als Sieger hervorgeht, soll er nicht in einem sich selbst überhebenden Siegesbewusstsein schwelgen, sondern in Demuth sich dessen bewusst werden, dass Alles, was er erreicht hat, doch immer nur ein freies Geschenk der göttlichen Gnade ist.

Das war sicher auch die innerste Ueberzeugung Muhammed's zu der Zeit, als er zu dulden hatte. Die Idee der Allmacht und der Barmherzigkeit Gottes hatte ohne Zweifel tiefe Wurzeln in ihm geschlagen. Er hatte augenscheinlich in ihr und durch sie eine Kraft des Glaubens uud eine Energie des Willens gefunden,

welche ihn in hervorragender Weise zur Durchführung des Kampfes für seine religiöse Ueberzeugung befähigte. So stand er denn in der That zu jener Zeit, nachdem das Bewusstsein, dass er in göttlichem Auftrage handle, in ihm zum Durchbruch gekommen war, wie eine erhabene, ernste und in sich abgeschlossene Prophetengestalt da, wie auf einsamer, unzugänglicher Höhe, weit über seine Zeitgenossen erhaben. Nur mit seinem Gott und dem Gedanken an ihn beschäftigt, sah er auf das irdische Treiben der Seinigen herab, welches ihn kaum zu berühren schien, und wenn er dennoch, durch die Macht der ihn umgebenden Verhältnisse dazu gezwungen, auf Augenblicke mit diesem Treiben in nähere Berührung kam, so suchte er sich ihm so schnell als nur möglich wieder zu entziehen, um ungestört den Uebungen der Andacht zu leben. Der Verkehr, in welchem er mit Gott stand, füllte seine Seele so ganz, dass in ihr für keinen anderen Gedanken Raum zu sein schien.

Die ganzen Existenzverhältnisse hatten sich aber für ihn und die Seinigen sehr wesentlich geändert, als sie zur Flucht nach Medîna gezwungen worden waren. Es traten an sie eine Menge von schweren, unabweisbaren Sorgen sehr irdischer Natur heran. Hatten sie auch an ihrem neuen Wohnort von Seiten der Bewohner desselben die beste Aufnahme gefunden und waren sie zunächst aller Sorgen für ihre persönliche Sicherheit, die in Mekka so vielfach gefährdet worden war, überhoben, so galt es doch aber, für ihren Unterhalt zu sorgen, wenn sie nicht ganz und gar von der Gnade ihrer neuen Freunde abhängig

bleiben wollten. Die Hauptlast dieser Sorge lag immer auf den Schultern ihres Hauptes und seiner nächsten Vertrauten, an deren Rath Alles appellirte. So wurde Muhammed in eine Masse von rein weltlichen Beziehungen gedrängt, deren er sich nicht entschlagen konnte. Dass er in ihnen nicht unterging, davor schützte ihn sein starker Glaube, seine Unterwerfung unter Gottes unabänderlichen Willen, die tiefe Ueberzeugung, dass, was er uns schickt, gut und das Beste sei für diese und für jene Welt. Er suchte diese Ueberzeugung, diesen Glauben, diese Ergebung in Gottes Willen in den Seinigen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu befestigen, und dass ihm das in wirklich überraschender Weise gelungen ist, dass das Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit der von ihm verkündigten himmlischen Heilsbotschaft, die Hingabe an seine Person und die von ihm vertretene Sache immer festeren Boden in den Herzen seiner Anhänger gewann, das haben die nächsten Jahre auf das Deutlichste bewiesen.

Aber trotz allem Prophetischen, das in Muhammed's Natur lag, war und blieb er dennoch ein echtes Kind seiner Zeit und seines Volkes. Das so recht eigentlich nationale Element war zu stark in ihm vertreten, als dass er im Stande gewesen wäre, es völlig zu überwinden. So erklärt es sich, dass er sich und seine Sache mit genau denselben Waffen vertheidigen zu sollen glaubte, mit welchen man ihn angegriffen hatte. Man hatte ihn vom heimischen Herde vertrieben, man hatte seiner Botschaft, welche ihm Herzens- und Gewissenssache war, und welche ihn so ganz und gar

erfüllte, dass er ihr Alles, was ihn erfreuen konnte, opfern zu sollen glaubte, Spott und Hohn entgegengestellt, ihn und die Seinigen auf das Heftigste verfolgt, ihn und sie auf das Aeusserste gereizt und in ihnen alle verborgenen Mächte des leidenschaftlichen Zornes wach gerufen. Seine Stammesgenossen in Mekka wollten den Kampf. Nun, so sollten sie ihn auch haben, das war seine und der Seinigen innerste Ueberzeugung, und wurde ihr eifrigster Wunsch.

Wahrscheinlich kam aber bei Muhammed hierzu noch ein anderes schwerwiegendes Moment, das zunächst jenem Gedanken an die blutige Vergeltung des ihm und den Seinigen angethanen Unrechtes und der Idee der Rache doch ferner lag.

Die friedliche Predigt der neuen Wahrheit hatte bisher nur wenig geholfen. Die Bekenner derselben waren keine Handwerker, welche bei ihrer stillen Arbeit ruhig ihres Glaubens hätten leben können, sondern Kaufleute, welche vom Karawanenhandel lebten, deren Existenz untergraben war, wenn sie keinen Handel treiben konnten. Letzteres zu thun war ihnen aber unmöglich, wenn die Sicherheit der grossen Handelsstrassen für sie so gefährdet war, dass sie ihre Karawanen ohne zahlreiche kriegerische Bedeckung gar nicht ausschicken konnten.

Die Muslims bedurften also schon zur Sicherung ihrer ganzen Existenz einer festen, organisirten Macht, aber sie bedurften derselben nicht nur für diesen doch mehr defensiven Zweck, sondern auch für die erfolgreichere Ausbreitung der neuen Religion. Die Predigt allein half, wie gesagt, bei den Arabern nicht

genug. Um ihren langsamen Erfolg abzuwarten, war Muhammed selbst viel zu unruhig. Sie musste von mehr in die Augen fallender That begleitet und diese That konnte unter den damaligen Verhältnissen nur der Offensivkampf gegen die der Ausbreitung der neuen Religion sich entgegenstellenden Feinde sein. Am Ende dieses Kampfes konnte aber freilich nur der Sieg oder die Niederlage stehen. Trat die letztere ein, so war natürlich Alles gefährdet, wurde hingegen der Sieg errungen, dann drängte Alles zur Bildung eines auf die neue Religion gegründeten Staates hin, welcher die schützende Form des geistigen Inhaltes werden konnte und werden musste.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass Muhammed dieses letzte Ziel schon bald nach seiner Ankunft in Medîna fest ins Auge gefasst hat. Die verschiedenartigen Verträge, welche er nicht nur mit den Bewohnern dieser Stadt, sondern auch mit beduinischen Stämmen schloss, alles meist Schutz- und Trutzbündnisse, lassen auf weitergehende politische Pläne schliessen, welche eigentlich ganz ausserhalb der religiösen Sphäre lagen.

Muhammed fasste eben schliesslich die Religion doch nicht so rein geistig auf, wie sie ohne Zweifel aufgefasst werden sollte, als eine Befriedigung des tief in der Menschennatur liegenden Erlösungsbedürfnisses, welche in dem Bewusstsein der Erlösungsgewissheit gipfelt, welche von Seiten des Menschen nur auf dem Willen zur Seligkeit beruht, der desto stärker und kräftiger wird, je mehr das Bewusstsein der Sünde erwacht und je klarer der

Mensch davon überzeugt wird, dass eben die Sünde es ist, welche ihn von Gott trennt und es ihm erschwert, seinen Willen mit dem göttlichen Willen in völligen Einklang zu bringen.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass Muhammed von alledem wirklich eine Ahnung hatte. Er gebot seinen Anhängern mit der grössten Energie das Gebet, als das beste Mittel, ihre Gedanken zu Gott zu lenken, diesen Gedanken selbst einen höheren Inhalt zu geben und die Menschen zum deutlicheren Bewusstsein ihrer sittlichen Ohnmacht zu bringen. Er gebot ihnen ferner strenges Fasten, weil er darin eine heilsame Uebung in der Selbstbeherrschung und Entsagungsfähigkeit erblickte. Er gebot sodann die Waschungen als symbolische Handlungen, welche dem Menschen klar machen sollten, dass nur der Reine dem heiligen Gott sich nahen dürfe. Er gebot das Almosen als eine Pflicht der Liebe und Barmherzigkeit gegen die Armen, durch deren treue Erfüllung die Verschiedenheiten der äusseren Lage so viel als nur möglich ausgeglichen werden könnten. Kurz, man findet in diesen Geboten in der That die verschiedenartigsten Keime zu wirklich Gutem und ein tieferes religiöses Leben Förderndem. Aber diese mannigfachen Keime konnten nur dann zur Entwickelung kommen und gedeihen, wenn der Begründer der neuen Religion nicht nur von sich selbst, sondern auch von seiner Gemeinde alle diesem rein religiösen Leben fremden Einflüsse fern hielt, wenn er sich selbst mit unverbrüchlicher Consequenz und Strenge allen weltlichen Bestrebungen verschloss und

die Religion selbst ganz ausschliesslich zum Mittelpunkt seines eignen Lebens und des Lebens der Seinigen machte.

Es ist nicht daran zu zweifeln, dass Muhammed mit scrupulöser Pünktlichkeit zu den von ihm selbst festgesetzten Zeiten die von ihm vorgeschriebenen Gebete verrichtete, dass er ebenso streng fastete und sich allen anderen Geboten gegenüber durchaus legal verhielt. Aber es entschwand ihm doch jene, ich möchte sagen, puritanische Strenge und innere Selbstzucht, jenes ganz ausschliessliche Erfülltsein von dem religiösen Gedanken, das es ihm ermöglicht hätte, alles Weltliche von sich und seiner Gemeinde vollkommen fern zu halten.

Es trat bei ihm ganz unleugbar eine gewisse Verweltlichung ein, es mischten sich bei ihm mit den religiösen Gedanken staatliche Gedanken und so kam in das Ganze ein fremdes Element, welches der Vertiefung des religiösen Lebens nicht förderlich war.

Man kann nicht sagen, dass der Boden, auf welchen der von Muhammed ausgestreute Samen fiel, ein weicher war. Dieser Same brauchte also längere Zeit, um in dem Boden Wurzel schlagen zu können. Es ist nun einmal mit dem Glauben wie mit dem Talent — beide gedeihen nur in der Stille, nicht im Geräusch der Welt. Das Glaubens- und das Gebetsleben, ohne welches die Religion ja überhaupt nicht gedacht werden kann,*) bedarf also der Stille und der Sammlung des Geistes, welcher sich von der Welt und ihrem

*) Es wird berichtet, Muhammed habe gesagt: „Eine Religion, in der man nicht betet, ist keine gute Religion.“

unruhigen Treiben abwenden und dem Göttlichen zuwenden soll. Mit dem oberflächlichen und mechanischen Innehalten der verordneten Gebetsstunden ist es doch nicht gethan. Es liegt eben in der Religion auch ein mystisches Element und dieses will und muss zu seinem Rechte kommen.

Zu einer derartigen Vertiefung liess Muhammed seinen Anhängern keine Zeit. Unruhig und nervös, wie er nun einmal war, vermischte er gar zu schnell mit dem Religiösen das Weltliche, gewiss zum Schaden und Nachtheil des ersteren.

Man hat wegen dieses ganzen Vorgehens Muhammed des masslosen Ehrgeizes und der unbedingtesten Herrschsucht beschuldigt. Gewiss mit Unrecht. Der Grund davon liegt nur in seiner dem innersten Wesen der Religion nicht adäquaten Auffassung der Religion. Seiner Meinung nach bedurfte die Religion zur Sicherung ihres Bestandes und ihrer Zukunft einer schützenden Form, einer Macht mit fester und straffer Organisation und sollte sie in Arabien wirklich zur Herrschaft gelangen, so musste Mekka mit seinem alten, von allen Arabern als solches anerkanntem Heiligthum ihr eigentlicher Sitz werden. Die Religion bedurfte seiner Ansicht nach eines Staates, der sie wie eine nothwendige irdische Hülle schützte und schirmte.

Dies Ziel war aber ohne Kampf nicht zu erreichen. Diesen Krieg in grossartigerem Style zu führen, sich an grosse, schnell durchschlagende und zu raschem Erfolge führende Unternehmungen zu wagen, dazu fehlte zunächst Muhammed und seinen Anhängern eigentlich Alles. Sie hatten weder genügende Waffen,

noch geübte Krieger, noch genug Reitthiere. Man musste sich also vor der Hand auf kleine Kriegszüge beschränken, welche, wie ein Ei dem andern, kleinlichen Raubzügen glichen.

Muhammed's Gefährten waren an derartige Kriegsunternehmungen, die bei ihnen niemals als etwas Unehrenhaftes gegolten hatten, von Alters her gewöhnt, und so begreift es sich vollkommen, dass sie keinen Augenblick an dieser kleinlichen Kriegsführung Anstoss nahmen, und dies vielleicht um desto weniger, je mehr sie nach der Lage ihrer sehr unsicheren Verhältnisse glauben konnten, dass ihnen ein solcher Kampf geradezu aufgedrungen werde. Und wie hätten sie auch selbst nach ihrem Uebertritt zum Islâm daran Anstoss nehmen sollen, da ihr Prophet doch nicht nachdrücklich genug gelehrt hatte, dass die Gläubigen verpflichtet seien, von ihren Feinden Unrecht zu dulden oder gar diese Feinde auch noch zu lieben. Davon, dass die Liebe gegen den Nächsten (dies Wort nicht im particularistischen Sinne genommen) die Zwillingsschwester des Glaubens an Gott sei und dass die Hoffnung auf ein ewiges Leben die schroffen Gegensätze des Diesseits in milderem Lichte erscheinen lassen müsse — von dem Allen hatte wohl auch Muhammed selbst, trotz seiner häufigen Vertröstungen auf die Freuden des Jenseits, keine klare Vorstellung, jedenfalls entsprach seine eigne Lebenspraxis in keiner Weise einer solchen, wenn er sie wirklich hatte. Wenn er auch Mildthätigkeit und Aufopferung gegen die Armen seinen Anhängern zur strengen Pflicht machte, so verstand er unter den Armen doch lediglich nur

die Armen seiner Gemeinde; wenn er auch immer und immer wieder auf das ewige Leben und seine Freuden hinwies, so sollte doch durch diesen Hinweis nicht das Leben der Gegenwart verklärt und nicht auf eine im Jenseits eintretende Lösung der wunderbaren Räthsel dieses Lebens vertröstet werden, wie dies z. B. durch das herrliche Buch Hiob in so meisterhafter Weise geschah. Hätten nur die Juden Medîna's ihn lieber in die wunderbaren und tiefen Gedanken ihrer prophetischen und poetischen Litteratur eingeführt, anstatt ihn mit ihren talmudischen Spitzfindigkeiten in die Enge zu treiben, die ja doch nur in der äussersten Peripherie des religiösen Elementes sich bewegten und die centralen Ideen des Alten Testamentes ganz unberührt liessen. Mit der endlosen Casuistik, die alles tieferen Ideengehaltes bar und ledig ist, war weder dem Judenthum noch dem Islâm gedient und diese Art der gegenseitigen Berührungen war vollständig fruchtlos für beide Theile. Der Islâm stand jetzt an einem entscheidenden Wendepunkt. Es fragte sich jetzt: sollte die neue Religion von innen heraus wachsen, sollte sie nur mit Anwendung von geistigen Mitteln sich behaupten und neue Anhänger gewinnen, oder sollte sie mit Gewalt der Waffen kämpfend auftreten?

Das letztere trat ein. Gewiss nicht zur Förderung der inneren Ausbildung des Lehrgehaltes, der in der That von dieser Zeit an nicht mehr fortschreitet, jedenfalls nicht intensiver wird, sondern mehr an Breite der Exposition als an eigentlicher Tiefe zunimmt.

Von seiner Expansionskraft hat ja der Islâm im Laufe der Zeiten ganz eclatante Proben abgelegt, aber

diese Ausdehnung seiner Macht wurde fast ausschliesslich durch Waffengewalt und durch Anwendung von theils sehr rohen, theils sehr kleinlichen Mitteln herbeigeführt. Tiefere, speculative Männer unter den muhammedanischen Theologen, deren tiefe und fruchtbare Gedanken oft von der edelsten und reinsten Frömmigkeit deutliches Zeugniss ablegen, haben das in ziemlich unverhüllter Weise zugestanden und die Anwendung solcher Gewaltmittel auf das Entschiedenste gemissbilligt, wenn sie auch ihren Propheten deshalb so viel als nur irgend möglich zu entschuldigen suchen.

---

## ACHTES KAPITEL.

### Die Zeit der ersten Kämpfe. Schlacht von Bedr.

Das Bild, welches die nächsten Jahre bieten, ist kein sehr erfreuliches. Die Züge desselben entsprechen vollständig dem Leben der Wüstenaraber, für welche Raubzüge gegen feindliche Stämme das eigentliche Element sind. Solche Kämpfe sind freilich ohne allen Zweifel eine Schule der Tapferkeit und der Entbehrung gewesen und haben insofern der Ausbreitung des Islâm genützt, als durch sie eine immer schlagfertige und tapfere Mannschaft herangebildet wurde. Aber dem Wesen der Religion stand das Alles so fern wie nur möglich. Man erlangte äussere Macht, man gewöhnte sich, dem Tode kühn und kühl ins Auge zu schauen, der für die Muslims seine Schrecken verlor, weil er für

die Tapferen die Stufe zum Eintritt in das Paradies mit seinen Freuden (vgl. Sûr. 4, 76) wurde. Man gewöhnte sich an strengere Disciplin und unbedingten Gehorsam, an grössere Leichtigkeit in der Bewegung — aber für den grossen Haufen war es im Grunde nur die Beute, was ihn anzog und ihm zum Kampfe Lust machte.

Für Muhammed war das Hauptziel ohne Zweifel ein rein politisches, nämlich die Schwächung der Macht der Mekkaner, welche nach allen Seiten hin ihre grossen Handelskarawanen entsendeten und denen auf diese Weise von allen Richtungen her die grössten Geldmittel zuflossen. Gelang es Muhammed, diese Zuflussadern zu unterbinden, so konnte er auch mit Sicherheit voraussehen, dass es ihm gelingen werde, die Mekkaner schwer zu schädigen und ihrer Macht Abbruch zu thun. Mit diesem negativen Resultate war aber nothwendig das sehr positive Ergebniss der Erhöhung und Stärkung seiner eignen Macht und der Macht des Islâm verbunden, ja er konnte hoffen, einstens doch in Mekka, der heiligen Stadt, dem alten Centrum seines Vaterlandes, siegreich einzuziehen, und das Centralheiligthum, die Ka'ba, für den Islâm zu gewinnen.

Die ganzen Verhältnisse lagen für ihn so, dass er dieses ihm in der Ferne winkende Ziel nur langsam zu erreichen im Stande war. Das sah er wohl ein. Seine eigne Macht war damals noch viel zu schwach, als dass er es hätte wagen können, sofort einen offenen Offensivstoss gegen Mekka vorzunehmen. Er sah sich also, wie gesagt, zu einer Art von Guerilla-

krieg genöthigt, welcher, kleinlich in seinen Mitteln, doch, wenn mit einer gewissen Consequenz fortgesetzt, seiner Berechnung nach schliesslich zu dem gewünschten Erfolge führen musste.

Nach Muhammed's Meinung war ein Kampf gegen die Feinde der Muslims zugleich ein Kampf für den Islâm, also für die Sache Gottes. Dieser Gedanke liess sich recht gut dazu verwerthen, den Raubzügen der gewöhnlichsten Art einen religiösen Nimbus zu verleihen und denselben scheinbar den Charakter von Religionskriegen zu geben, welchen sie eben nicht hatten. An dieser sophistischen Auslegung von göttlichen Geboten zum Behuf der Bemäntelung zunächst ganz weltlicher Zwecke scheinen übrigens die Zeitgenossen nicht den geringsten Anstoss genommen zu haben.

Die Zahl der Kämpfer, welche Muhammed in das Feld zu stellen vermochte, war im Anfang eine sehr geringe. Es wird erzählt, dass er etwa ein Jahr nach der Flucht, im Juni des Jahres 623, an der Spitze von nur sechzig Mann sich aufmachte, um einer mekkanischen Karawane in der Gegend von Abwâ und Waddân, westlich von Medîna gelegen, aufzulauern. Ganz in der Nähe der beiden Orte befanden sich nun die Niederlassungen der Banû Dhamra, deren Schaich einen Theil der von der Karawane geführten Waaren besass. Um jeder seinem Besitzthum drohenden Gefahr von vornherein vorzubeugen, zog dieser Schaich es vor, mit Muhammed ein Bündniss zu schliessen, das auch zu Stande kam und durch welches ihm und den Seinigen Sicherheit für ihr Leben und ihre Güter

gewährleistet wurde, welches aber zugleich die Bedingung mit einschloss, dass sie den Muslims im Kriege Hilfe leisten sollten. So hatte Muhammed durch sein erstes kriegerisches Unternehmen wenigstens einen und zwar einen durchaus nicht unbedeutenden Vortheil erreicht. Fruchtloser war freilich ein mit einer etwas grösseren Zahl von Kriegern kurze Zeit darauf unternommener Zug nach Buwât (einem Berge oder nach Jâkût einem Wâdî in der Nähe des Gebirges Radhwâ und zwar südwestlich von demselben gelegen), wo er gleichfalls eine Karawane der Kuraishiten zu treffen hoffte, die aber schon vorüber gezogen war, während ein Zug (im November 623) nach ʿUshaira (in der Nähe von Janbuʿ) ihm wenigstens den Vortheil eines Bündnisses mit dem Banû Mudhlidsh einbrachte. Völlig resultatlos verlief ein Zug gegen Kurz bin Dshâbir al-Fihrî, welcher die Heerden von Medîna überfallen hatte und welchen Muhammed weithin verfolgte, aber nicht einzuholen vermochte.

Etwas mysteriöser Natur ist ein anderes Unternehmen gegen die Kuraishiten, bei welchem sich aber Muhammed nicht selbst betheiligte. Dasselbe fiel in den Monat Radshab desselben Jahres. Dieser Monat galt bei den Arabern als ein heiliger, während dessen es streng verboten war, Krieg zu führen. Eine Missachtung dieser durch die alte Religion geradezu geweihten Anschauungen hielt man sicher ganz allgemein für völlig unmöglich. Muhammed mochte sich dessen wohl bewusst sein, nichtsdestoweniger aber gab er einem seiner treuesten Anhänger, dem ʿAbdallâh bin Dshahsh den Befehl, dass er mit acht

Mann ausrücken und die Strasse nach Südarabien einschlagen solle. Ueber das eigentliche Ziel und den Zweck des Unternehmens liess er den Anführer zunächst noch im Unklaren. Er gab ihm nur ein versiegeltes Schreiben mit auf den Weg mit der Weisung, dass er den Brief zwei Tage nach seinem Ausmarsch von Medîna öffnen und nach dem Inhalte desselben handeln und keinem seiner Begleiter irgend welchen Zwang anthun solle. ʿAbd-allâh gehorchte dem Befehl, und verliess mit seinen streitbaren Begleitern Medîna. Nach zwei Tagereisen öffnete er das Schreiben, welches ihm Muhammed mit auf den Weg gegeben hatte. Es enthielt Folgendes: „Wenn du dieses Schreiben liest, so ziehe weiter und mache Halt in Nachla, zwischen Mekka und Tâïf, und laure dort den Kuraishiten auf und gieb uns Nachricht von ihnen.“ *) Als ʿAbd-allâh das Schreiben gelesen hatte, war er bereit, den Befehl zu vollziehen und sagte zu seinen Gefährten: „Muhammed hat mir befohlen nach Nachla zu gehen

*) Muhammed drückt sich ganz diplomatisch aus. Er sagt: taraṣṣad (d. i. laure auf). Jeder Befehlshaber würde den Ausdruck so verstanden haben, wie es ʿAbd-allâh that, aufzulauern und, wenn möglich, die Feinde zu berauben. Muhammed aber konnte, wenn die Beraubung wirklich glückte und man ihm wegen der Verletzung des heiligen Monats einen Vorwurf machte, sich leicht damit entschuldigen, dass er nur den Befehl zum Auflauern (oder Beobachten, Erwarten) gegeben habe, dass er an der Verletzung des heiligen Monates unschuldig sei, oder er konnte allen Falls sagen, dass mit der Ausführung des Befehles bis zum Ende des heiligen Monats und bis zu dem Eintreten des Monats Shaʿbân hätte gewartet werden müssen.

und den Kuraishiten aufzulauern und ihm Nachricht von ihnen zu geben. Er hat mir aber zugleich verboten, einen von euch zur Theilnahme zu nöthigen. Wer also Lust hat, als Märtyrer zu sterben, der folge mir, wer aber nicht will, der gehe zurück. Ich bin entschlossen, den Befehl des Gesandten Gottes zu vollziehen." Niemand weigerte sich, ihn zu begleiten, und so setzten sie denn zusammen den Marsch fort. Als sie in die Nähe von Buhrân,*) in Hidshâz, gelangten, verloren zwei seiner Begleiter ihr Kameel, auf welchem sie abwechselnd ritten, und blieben zurück, um dasselbe zu suchen. Die Anderen aber zogen weiter bis Nachla. Da kam eine Karawane der Kuraishiten vorüber, welche Leder und andere kostbare Waaren mit sich führte. Die Kuraishiten, welche die Karawane begleiteten, fürchteten sich vor den Muslims, welche in ihrer Nähe Halt machten. Einer der Muslims, Namens Ukkâsha bin Michssan, welcher nach Pilgerart sein Haupthaar abrasirt hatte, näherte sich ihnen und als sie ihn sahen, beruhigten sie sich und sagten: „Es sind Pilger, wir haben von diesen nichts zu fürchten." Es war ja der letzte Tag des heiligen Monates Radshab. Die Muslims hatten entschieden das klare Gefühl, dass sie sich einer Verletzung des heiligen Monats durch einen Angriff auf die Kuraishiten nicht schuldig machen dürften. Aber sie sollten ja den Befehl des Propheten erfüllen, der nach ihrer Auslegung auf die Beraubung der Karawane ging. Sie sagten untereinander: „Bei Gott, bekümmern wir

*) S. Jâkût, Geogr. Wörterbuch, herausg. von Wüstenfeld, I, 498.

uns um die Karawane diese Nacht nicht, so wird sie diese Nacht noch das heilige Gebiet betreten und in demselben vor uns Schutz finden. Tödten wir sie aber, so begehen wir eine Mordthat während des heiligen Monats.“ So entstand bei und in ihnen eine Collision der Pflichten, einestheils gegen die bei ihnen, man möchte sagen geradezu in Fleisch und Blut übergegangene Anschauung, dass der im allgemeinen Volksbewusstsein durchaus als heilig geltende Monat wirklich ein heiliger, unverletzlicher, und dass es darum verboten sei, während desselben Blut zu vergiessen, anderentheils gegen den ihnen — so legten sie wenigstens die betreffenden Worte im Briefe Muhammed's aus — gegebenen Befehl des Gesandten Gottes, den Kuraishiten aufzulauern. Sollte sich das Auflauern nur auf ein Beobachten der Feinde beschränken? Welchen Zweck hätte das haben können? Nach reiflicher Erwägung entschlossen sie sich, dem Befehle ihres Propheten Folge leistend, zum Angriff. Wâkid bin ʿAbd-allâh, der Tamîmit, schoss den ersten Pfeil auf ʿAmr bin al-Hadhramî ab und tödtete ihn. Er war der erste Muslim, welcher einen Kuraishiten im Kampfe tödtete. Zwei von den Kuraishiten wurden zu Gefangenen gemacht, Andere entflohen, und damit kam die Karawane in den Besitz der Muslims.

Man weiss nicht, was während der Zeit in Medîna vorgefallen war. Wahrscheinlich hatte man sich auch direct Muhammed gegenüber im höchsten Grade misbilligend über diesen während des heiligen Monats unternommenen Raubzug (denn nichts anderes war das ganze Unternehmen) geäussert. Die Gefühle und Vor-

stellungen des Volkes wollen nun einmal geschont und rücksichtsvoll behandelt sein. Muhammed hatte sich dieser Rücksicht offenbar überheben zu können geglaubt, und sah wohl zu spät ein, dass er einen Fehler begangen hatte, der nicht wieder gut zu machen war. Ueber ihren Sieg erfreut kehrten ʿAbd-allâh bin Dshahsh und seine Genossen mit ihren kuraishitischen Gefangenen und den Gütern der Karawane nach Medîna zurück, ohne Zweifel einen freudigen Empfang für die von ihnen bewiesene Tapferkeit erwartend. Statt dessen empfing sie Muhammed mit den geradezu vernichtenden Worten: „Ich habe euch nicht befohlen, im heiligen Monate Krieg zu führen.“ und liess die Leute mit ihren Gefangenen stehen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Die armen Leute, welche nun ihre (wie ihnen jetzt schien, voreilige) That bitter bereuten, hielten sich für verloren, denn sie wurden auch von ihren Glaubensgenossen auf das Schärfste getadelt. Selbstverständlich verbreiteten die Mekkaner nach allen Seiten hin die Nachricht von der durch die Muslims verübten Verletzung des heiligen Monats, welche allenthalben den übelsten Eindruck machte.

Es half Muhammed zunächst nichts, dass er die, wie er behauptete, sehr ungeschickten Vollführer seiner Befehle zu desavouiren suchte. Das, was für ein schweres Verbrechen gegen die allgemeine Sicherheit gehalten wurde, war geschehen und nicht wieder ungeschehen zu machen. Die Juden, welche jede Schädigung des Islâm und seiner Anhänger mit unverhohlener Freude begrüssten, erblickten in diesen den ersten Sieg der Muslims begleitenden Umständen ein

böses Omen. Es schien als ob Treue und Glauben völlig verschwunden sei, wenn nicht einmal die heiligen Zeiten mehr geachtet wurden.

Muhammed sah, dass etwas geschehen müsse, um ihn und die Muslims zu entlasten. Er half sich mit einer Offenbarung und behauptete, Gott habe ihm geoffenbart (Sûr. 2, 214 f.) „Sie werden dich über den heiligen Monat (den Radshab) und darüber befragen, ob der Kampf während desselben erlaubt sei. Sage: Das Kämpfen während desselben ist eine schwere Sünde. Aber sich von dem Wege Gottes zu entfernen, und Gott und den heiligen Tempel zu leugnen und die Leute von ihm zu vertreiben, das ist eine noch schwerere Sünde in den Augen Gottes. Auch die Verführung (zum Unglauben) ist eine noch schwerere Sünde als der Mord. Sie aber werden nicht eher aufhören euch zu bekämpfen, als bis sie euch eurem Glauben abwendig gemacht haben, wenn sie im Stande sind, dies zu thun. Wer unter euch von seinem Glauben abfällt, der wird als Ungläubiger sterben. Dieses sind die, deren Werke in dieser und in jener Welt keinen Lohn finden, sie sind die Genossen des höllischen Feuers, in welchem sie ewig bleiben werden. (215) Fürwahr, die, welche glauben und auswandern und auf dem Wege Gottes (d. h. für Gottes Sache) kämpfen, können auf Gottes Barmherzigkeit hoffen, denn Gott verzeiht gern und ist barmherzig."

Das von Muhammed gewählte Mittel scheint über-

raschend schnell geholfen zu haben. Die Gemüther beruhigten sich und der Prophet konnte nun nach diesem ersten Erfolg, welcher freilich ein Erfolg äusserst zweifelhafter Natur gewesen war, an neue Unternehmungen gegen die Kuraishiten denken.

Muhammed hörte, dass die Karawane, welcher er bei ʿUshaira im November des vergangenen Jahres (623) vergeblich aufgelauert hatte, im März des Jahres 624 aus Syrien wieder nach Mekka zurückkehren werde. Die Grösse der zu erwartenden Beute war eine zu verlockende, als dass er nicht Alles hätte anwenden sollen, um diesmal den Sieg an seine Fahne zu heften. Die Karawane bestand aus 1000 Kameelen, welche von 30 bis 40 (nach Anderen) von 70 Mann geleitet wurden, an deren Spitze Abû-Sufjân bin Harb stand. Der Werth der von ihr geführten Waaren wird als ein sehr hoher geschildert. Muhammed strebte vor Allem danach, die Schaichs der Stämme, durch deren Gebiete der Zug kommen musste, für sich zu gewinnen oder sich wenigstens ihre Neutralität für den Fall eines Kampfes zu sichern.

Als er von dem Herannahen der Karawane unterrichtet wurde, versammelte er die Gläubigen in Medîna und forderte sie auf, an dem Kriegszug Theil zu nehmen, bei welchem grosse Beute als Lohn zu erwarten sei. Abû-Sufjân hatte, als er, von Norden kommend, sich Hidshâz näherte, vorsorglich Erkundigungen über Muhammed eingezogen und erfahren, dass dieser gegen ihn ziehen werde. In Folge dessen schickte er den Dhamdham bin ʿAmr al-gifarî voraus nach Mekka, um die Mekkaner zum Schutz

ihrer Güter aufzurufen und sie davon in Kenntniss zu setzen, dass den ihrigen Gefahr drohe.

Am 11. des Monats Ramadhân (8. März 624) verliess Muhammed mit seinen mehr als dreihundert*) Gefährten Medîna. Er übergab das (weisse) Banner dem Muss'ab bin 'Umair. Vor ihm her wurden zwei schwarze Fahnen getragen, die eine von 'Alî, die andere von einem Medînenser. Es standen ihm nur siebzig Kameele und drei Pferde zu Gebote, welche seine Gefährten abwechselnd bestiegen. Das kleine Heer schlug zunächst den directen Weg nach Mekka ein. Durch die Schlucht von Medîna wendete es sich nach dem Thal von al-Rauchâ und nach Shanûka. Von da brach man nach al-Munssaraf auf, verliess dort die directe Strasse nach Mekka, die man links liegen liess, und wendete sich dann rechts nach Bedr. In dem Thale von Dsafirân wurde Halt gemacht. Hier erfuhr Muhammed die ihn allerdings überraschende Nachricht, dass die Kuraishiten zum Schutze ihrer Karawane von Mekka aufgebrochen seien. Sofort versammelte er seine nächsten Vertrauten zu einem Kriegsrath, um mit ihnen die Frage zu berathen, ob man den Kampf aufnehmen sollte oder nicht. Abû-Bekr, 'Omar und Al-Mikdâd bin 'Amr sprachen lebhaft für den Kampf. Al-Mikdâd sagte: „Folge der Eingebung Gottes, wir sind mit dir. Wir werden dir nicht, wie die Söhne Israels zu Moses,

*) Vgl. Buchârî III, S. 55. Dieser giebt die Zahl der Kämpfer bei Bedr auf etwas über sechszig Muhâdshirûn und auf etwas über 240 Anssâr an.

sagen: Gehe du und dein Herr und kämpfet, wir bleiben hier. Nein, wir sagen: Gehe du und dein Herr und kämpfet, wir kämpfen mit euch, wir harren mit dir aus." Der mit ihm von Mekka Ausgewanderten konnte Muhammed danach sicher sein. Etwas anders schien es sich, seiner Vermuthung nach, mit den Medînensern zu verhalten. Nach dem Wortlaute des Vertrages, welcher mit diesen geschlossen worden war, hatten sich diese nur dazu verpflichtet, ihm in Medîna vor seinen Feinden Schutz zu gewähren. Jetzt galt es aber einem Offensivkrieg, und es war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie sich weigern würden, ihm auch da ihre Unterstützung zu gewähren. Indessen der Medînenser Sa'd bin Mu'âds, welchen er um seine Meinung befragte, beruhigte ihn vollständig, indem er ihm sagte: „Wir glauben an dich, wir halten dich für wahrhaftig, wir bekennen, dass, was du uns geoffenbart hast, die Wahrheit ist, wir haben dir das Versprechen gegeben, dir gehorsam sein zu wollen. So thue das, was du willst, wir sind mit dir. Wenn du mit uns dies Meer überschreiten willst, so gehen wir mit dir und Niemand von uns wird zurückbleiben. Wir haben nichts dagegen, dass du uns morgen gegen unseren Feind führst, wir werden ausharren im Kampfe. Vielleicht lässt dich Gott von uns Thaten sehen, welche dein Auge kühlen (d. h. erfreuen). So führe uns vorwärts mit Gottes Segen."

Solche treu gemeinte und enthusiastische Versicherungen waren in der That geeignet, den Muth Muhammed's zu beleben. So brach er denn getrost auf und zog über al-Assâfir und al-Dabba, liess

al-Hannân rechts liegen und machte in der Nähe von Bedr Halt.

Kurz nach seiner Ankunft an dem Halteplatz unternahm Muhammed selbst, nur von Abû-Bekr begleitet, einen Recognoscirungsritt. Er bekam durch einen Beduinen Nachricht von dem Platze, an welchem die Kuraishiten lagerten. An demselben Abend erfuhr er durch Gefangene, welche zu ihm ins Lager gebracht wurden, noch Näheres über die Zahl der Kuraishiten und über die Namen ihrer Anführer. Es mochten danach gegen tausend, von den Tapfersten angeführte, Krieger sein. Auf anderem Wege erfuhr Muhammed, dass die erwartete Karawane am nächsten oder übernächsten Tage eintreffen könne. Abû-Sufjân bin Harb, der Führer derselben, war ihr aber vorausgeeilt und bis in die Nähe des Lagers der Medînenser vorgedrungen. Nachdem er über den Ort desselben Erkundigungen eingezogen hatte, eilte er zu seiner Karawane zurück, liess dieselbe sofort von der Strasse ablenken und den Weg gegen das Meeresufer hin einschlagen, so dass Bedr links liegen blieb. Er hatte durch diese schnelle Schwenkung die Karawane gerettet, und liess die Mekkaner sogleich davon unterrichten, indem er ihnen sagen liess: „Ihr seid doch nur ausgezogen, um eure Karawane, eure Männer und eure Güter zu beschützen. Kehret nun wieder heim."

Abû-Dshahl, welcher sich eines grossen Einflusses auf die mit ihm ausgezogenen Mekkaner erfreute, widersetzte sich dem Vorschlag des Abû-Sufjân und forderte seine Landsleute auf, nach Bedr zu ziehen, um dort ein paar Tage ein Freudenfest zu

Ehren der glücklichen Errettung der Karawane zu feiern, und bei Wein und Spiel sich gut zu thun. Nicht alle seiner Landsleute waren seiner Meinung. Die Leute des Stammes Zuhra beschlossen nach Mekka zurückzukehren und führten den Entschluss auch aus. So verringerte sich die Zahl der Mekkaner allerdings um ein Bedeutendes, trotzdem waren sie aber noch immer um mehr als das Doppelte den Muslims überlegen. Sie setzten den Marsch bis nach der äusseren Seite des Thales hinter ʿAkankal fort und machten hier Halt.

Zu ihrem Unglück befand sich ihr Lager ziemlich weit von Quellen, die ihnen und ihren Thieren Wasser genug bieten konnten. Die Brunnen von Bedr befinden sich auf der Medîna näher liegenden Seite des Thales Jaljal, bis dahin konnten sie wegen des plötzlich eintretenden Platzregens, welcher die Strasse ungangbar machte, nicht mehr kommen, während es Muhammed und den Seinigen gelang, vor dem Eintreten der Nacht die Brunnen zu erreichen und an denselben das Lager aufzuschlagen. Al-Hubâb bin al-Mundsir rieth Muhammed rings um den grössten Brunnen schnell ein Bassin zu bauen und dasselbe genügend mit Wasser zu füllen, die anderen Brunnen aber, welche mehr in der Nähe des feindlichen Lagers waren, zu verschütten, indem er ihm sagte: Wir kämpfen dann gegen den Feind und haben zu trinken, während dieser an Wassermangel leidet. Muhammed befolgte den sehr guten Rath und hatte das nicht zu bereuen.

Die Muslims waren in der vorsorglichsten Weise

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

um das Wohl Muhammed's bemüht. Sie sorgten dafür, dass schnell eine Hütte für ihn errichtet wurde, die ihn für den nächsten Tag vor den glühenden Sonnenstrahlen schützen konnte. In der Nähe derselben wurden seine Reitthière aufgestellt, damit er im Falle einer Niederlage sofort den Kampfplatz verlassen und nach Medîna zurückkehren könnte. Sie hatten das deutliche Gefühl, dass der nächste Kampf ein wichtiger und entscheidender Kampf sein würde. Sie wussten, dass die Karawane und mit ihr die reiche Beute, auf welche sie ohne Zweifel gehofft hatten, ihnen entgangen war, und dennoch gingen sie freudig dem Kampfe entgegen. Es handelte sich jetzt für sie um etwas Grösseres und Idealeres, als um den irdischen Gewinn. Sie wussten, dass sie für ihre Ehre und für die ihnen heilige Sache des Islâm kämpften, und dass von der Entscheidung dieses Kampfes ihr eigner Ruf unter den Arabern abhänge.

Ihr Ziel war ein höheres, und auch an ihnen bewährte sich die Wahrheit des alten Satzes, dass der Mensch mit seinen Zielen wächst. Der Grund davon liegt in der menschlichen Natur selbst, in welcher so viele Keime des Edlen verborgen sind, die nur wachgerufen zu werden brauchen, um zu erstarken und mit Macht hervorzubrechen. Je einfacher die Verhältnisse, die Cultur- und die socialen Verhältnisse sind, in welchen ein Volk lebt, desto gesünder und unverdorbener ist es gewöhnlich, desto mehr naturwüchsige Kraft besitzt es auch und desto leichter und nachhaltiger kann es von einer höheren Idee erfasst und entzündet werden, desto intensiver ist aber auch

das Feuer seines Enthusiasmus. Materieller Wohlstand und Genuss erschlafft und lähmt die guten Kräfte. Die Anhänger Muhammed's waren sehr arm und an die mannigfachsten Entbehrungen gewöhnt. Sie standen unter der wohlthätigen Zucht eines strengen Gehorsams gegen den Stifter ihrer Religion und gegen die von ihm gegebenen Gesetze, welche an ihre moralische Willenskraft die höchsten Anforderungen stellten. Muhammed hatte in ihnen die Ueberzeugung zu befestigen gesucht, dass dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einem Alles leitenden persönlichen Gott längst bestimmt worden sei. Dieser feste Glaube hatte sie mit einer inneren Ruhe und Festigkeit ausgerüstet, welche sie befähigte, Alles zu ertragen und Alles geduldig hinzunehmen.

An diesen Glauben und an diese Grundsätze konnte Muhammed jetzt in der Stunde der Gefahr anknüpfen, nachdem er von den Seinigen die deutlichsten Beweise ihrer Opferfreudigkeit erhalten hatte. Er konnte mit einem solchen Heer, wie klein es auch war, wie dürftig auch vielleicht seine Ausrüstung sein mochte, der zu erwartenden Schlacht mit einer gewissen Ruhe entgegengehen.

So standen sich zwei in verschiedener Beziehung sehr ungleiche Heere gegenüber. Beide unstreitig gleich tapfer und in gleicher Weise kampfgeübt, aber dennoch welcher Unterschied zwischen beiden! Auf der einen Seite grosse Selbstgenügsamkeit der Einzelnen, welche sich keiner Disciplin fügen wollten, ein grosser Reichthum an Mitteln der Ausrüstung, ein hochmüthiges Selbstbewusstsein und ein stolzes Ver-

trauen theils auf die persönliche Tapferkeit des Einzelnen, theils auf die Zulänglichkeit jener Mittel, aber allerdings wohl auch wenigstens in Einigen eine nicht weg zu leugnende Begeisterung für eine Idee, deren Macht alt und hinfällig war und sich schon stark ihrem Ende zuneigte — auf der anderen Seite Armuth, aber demüthige Hingabe an den Willen Gottes, unwandelbares und felsenfestes Vertrauen auf seine Hilfe, straffe Disciplin und blinder Gehorsam und ein in dem Herzen der Meisten brennender Enthusiasmus für die neue Idee, die sich unaufhaltsam Bahn brach. Es war als stünden sich die alte Zeit mit ihrer der Subjectivität des Einzelnen vollen Spielraum gewährenden Zuchtlosigkeit und die neue Zeit mit ihrer strengen und straffen Disciplin, ihrem Sinn für Ordnung und Gesetz, in den beiden Heeren verkörpert gegenüber.*)

---

*) Es gemahnt die ganze Situation, mit der man es hier zu thun hat, in nicht wenigen Beziehungen an die bekannte Schlacht von Mastonmoor (1644), in welcher Oliver Cromwell mit seinen wenigen auserlesenen puritanischen Truppen — der Volksmund nannte sie seine „Ironsides" (Eisenseiten) —, welche die strengen und ernsten Gewohnheiten ihrer religiösen Versammlungen mit in das Kriegslager brachten und daher als „Heilige" verspottet wurden, über die bisher unbesiegten ritterlichen Cavaliere des Prinzen Ruprecht einen so denkwürdigen Sieg erfocht. Ueberhaupt bietet das Leben Muhammed's nicht wenige Parallelen zu dem Leben Oliver Cromwell's. Auch bei diesem begegnet man sehr trübsinnigen Visionen, exaltirten Träumen, die für halben Wahnsinn gehalten wurden, dabei aber einer ganz ungemein grossen Thatkraft, welche Englands innere und äussere Geschichte in völlig neue Bahnen lenkte.

Noch am Abend vor der Schlacht wurde ʿUmair bin Wahb al-Dshumahî von den Kuraishiten auf Kundschaft ausgeschickt. Er sollte sich über die Stellung und die Zahl ihrer Feinde unterrichten. Er unterzog sich der Erfüllung seiner Aufgabe mit grossem Geschick und kam mit der Allen willkommenen Nachricht zurück, dass die Zahl des muslimischen Heeres dreihundert Mann kaum überschreite, dass sie nur siebzig Kameele und nur zwei Pferde hätten. Er ging, weil ihm diese Zahl doch wohl selbst auffällig gering und unzulänglich erschien, noch einmal zurück, um zu erkunden, ob doch nicht vielleicht irgendwo noch muslimische Truppen im Hinterhalt lägen, allein er konnte nichts entdecken und überzeugte sich, dass es nicht der Fall sei. Die Kuraishiten freuten sich offenbar ihrer Uebermacht und rechneten mit vollster sorgloser Sicherheit auf den Sieg. Trotzdem schien dem ʿUmair die Sache nicht ganz geheuer zu sein. Er war vielleicht selbst, natürlich unerkannt, im feindlichen Lager gewesen, hatte die Stimmung der Krieger kennen gelernt, denn er theilte die Siegesgewissheit der ruhmredigen Seinigen augenscheinlich nicht. Er warnte sie und sprach zu ihnen: „Wisset, ihr Kuraishiten, Noth bringt Tod, die Kameele von Jathrib tragen als Last das Verderben (d. h. die muslimischen Streiter werden mit der Wuth der Verzweiflung kämpfen und die Beute, welche wir von ihnen gewinnen können, wird nur der Tod sein). Es sind Leute, die keinen anderen Schutz und keine andere Zuflucht als ihr Schwert haben. Bei Gott, ich glaube nicht, dass einer von ihnen fällt, ehe er einen von euch getödtet hat,

und haben sie so viele getödtet, als ihre Zahl beträgt, was habt ihr noch Gutes vom Leben?“ Auch ʿUtba bin Rabîʿa, ein angesehener, ernster und tapferer Mann, warnte die Kuraishiten. „Bei Gott, ihr wagt eine ernste Sache, wenn ihr Muhammed angreift“, rief er ihnen zu. „Schlagt ihr ihn, so wird kein Mann mehr dem anderen ins Gesicht sehen können, denn Einer wird des Anderen Vetter oder Stammgenossen getödtet haben, darum kehret zurück, und hindert Muhammed nicht, mit den übrigen Arabern Krieg zu führen. Besiegen sie ihn, so habt ihr, was ihr wünschet; wenn dies nicht geschieht, so seid ihr aller Hoffnung beraubt, und erlangt doch nicht, was ihr wollt.“ Die weisen Rathschläge wurden nicht befolgt, der eigensinnige und selbstgefällige Abû-Dshahl setzte seinen Willen trotzig durch. Das Verhängniss ging seinen Weg.

Der Morgen des 19. Ramadhân (d. i. des 16. März 624 — es war ein Freitag —) brach an. Die Sonne sendete schon am frühen Morgen ihre glühenden Strahlen herab. Die Muslims hatten Wasser in Fülle und ihre Lage war darum eine sehr günstige im Vergleich zu der ihrer Gegner, welche im Bereich ihres Lagers keinen Brunnen hatten und ohne Zweifel durch die Hitze litten.

Die Kuraishiten setzten sich zuerst in Bewegung. Wahrscheinlich wollten sie den Muslims den Besitz ihres grossen Brunnens streitig machen. Als Muhammed den vom Hügel ʿAkankal herabkommenden Zug des mekkanischen Heeres heranrücken sah, betete er: „Gott, da kommen die Kuraishiten in ihrem Hochmuth

und in ihrer Prahlerei. Sie bekämpfen dich und zeihen deinen Gesandten der Lüge. Verleihe mir deine Hilfe, die du mir zugesagt hast, vertilge sie heute Morgen."

Muhammed ordnete selbst Alles für die Schlacht an. Er besichtigte sein kleines Heer, das in festgeschlossener Schlachtlinie dastand, verbesserte selbst einige Fehler in der Aufstellung, gab selbst die Parole „Ahad" (der Einzige) aus. Er verbot den Seinigen ganz ausdrücklich, anzugreifen, bis er ihnen die Weisung dazu ertheilen würde, gab aber den Befehl, dass, wenn der Feind ihnen bis auf Schussweite nahe komme, so sollten sie ihn mit ihren Pfeilen zurücktreiben.

So verhütete er ein bei der grossen Uebermacht des Feindes sehr gefährliches Vordringen der Einzelnen. Es sollte in enggeschlossener Schlachtlinie gekämpft werden, was umsomehr geboten war, als die ziemlich starke feindliche Reiterei zerstreuten Trupps sehr leicht hätte gefährlich werden können.

Mit der grössten Spannung, aber ruhig und in fester Haltung erwarteten die Muslims das Herannahen des Feindes. Noch einmal trat Muhammed vor ihre Front und sprach ihnen mit kräftigen Worten Muth zu. „Bei dem, in dessen Hand Muhammed's Seele ist, es wird heute Niemand, welcher gegen den Feind kämpft, im Kampfe ausharrt und sich getrost in Gottes Willen ergiebt und von ihm den Lohn erwartet, und nur vorwärts und nicht rückwärts sieht, fallen, ohne von Gott in das Paradies geführt zu werden." Die kurzen, aber viel verheissenden Worte verfehlten

ihre Wirkung nicht. Alle waren vom besten Eifer und Muth beseelt.

Muhammed zog sich dann in die für ihn errichtete Hütte zurück, in welcher er den grössten Theil des Tages mit Abû-Bekr verweilte, aufmerksam die Entwickelung der Ereignisse verfolgend.

Einstweilen waren die Kuraishiten bis in die Nähe der muslimischen Schlachtlinie herangerückt, und, als wären sie im tiefsten Frieden, hatten Mehrere derselben scheinbar ganz unbefangen sich dem Brunnen genähert, um aus demselben zu trinken. Man liess sie dies ganz ungestört thun. Nur der Machzumite Al-Aswad bin ʿAbd-al-asad, ein händelsüchtiger und bösartiger Mann, versetzte durch sein herausforderndes, brutales Benehmen und durch die den Muslims in das Gesicht geschleuderten Worte: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, dass ich aus ihrem Brunnen trinken und ihn einreissen oder davor sterben werde!“ den Oheim des Muhammed, den Hamza bin ʿAbd-al-muttalib, welcher die übermüthigen Worte hörte, in einen solchen Zorn, dass er aus der Schlachtreihe heraussprang und den frechen Menschen angriff. So entspann sich der erste Zweikampf. Hamza versetzte seinem Gegner einen furchtbaren Schlag, mit dem er ihm ein Bein abhieb, noch ehe Al-Aswad den Brunnen erreichte. Er fiel auf den Rücken und sein Blut spritzte auf seine Gefährten. Schnell suchte er sich wieder zu erheben, hüpfte auf einem Bein zu dem Brunnen, sprang hinein, um seinen Schwur zu lösen, aber Hamza folgte ihm sogleich und erschlug ihn im Brunnen.

Der Kampf war so eröffnet. Drei tapfere Kuraishiten, ʿUtba bin Rabîʿa, sein Bruder Shaiba und sein Sohn Walîd, traten darauf aus den Reihen hervor und forderten, wie dies der Brauch war, zum Zweikampf heraus. Da gingen ihnen drei Männer aus der Zahl der Medînenser entgegen. Die Kuraishiten, welche sie nicht kannten, frugen: „Wer seid ihr?“ Sie antworteten: „Männer von den Anssâr (Hilfsgenossen).“ Da versetzten Jene stolz: „Mit euch haben wir nichts zu thun.“ Darauf rief der Herold der Kuraishiten: „O Muhammed, lass Männer von unserem Volke hervortreten, welche uns ebenbürtig sind!“ Muhammed rief den Hamza, ʿAlî und ʿUbaida bin al-Hârith auf und als diese hervortraten und den Kuraishiten ihre Namen nannten, sagten diese: „Das sind edle, uns ebenbürtige Kämpfer.“ Darauf ging ʿUbaida, der Aelteste von ihnen, auf ʿUtba zu, Hamza kämpfte mit Shaiba und ʿAlî mit Walîd. Es dauerte nicht lange bis Hamza und ʿAlî ihre Gegner getödtet hatten. ʿUtba und ʿUbaida verwundeten sich schwer und der Kampf zwischen Beiden wäre unentschieden geblieben, wenn nicht ʿAlî und Hamza schnell hinzugesprungen wären und den ʿUtba getödtet, den schwer verwundeten ʿUbaida aber hinter die Schlachtreihe getragen hätten.

Der für die Kuraishiten so überaus unglückliche Ausgang dieser Zweikämpfe machte auf sie den entmuthigendsten Eindruck. Gleich bei dem Beginn des Kampfes sahen sie sich ihrer edelsten und tapfersten Führer und Helden beraubt. Nichtsdestoweniger versuchten sie es immer wieder mit Herausforderungen

Einzelner zum Zweikampf, die von den Muslims angenommen und, wie es scheint, immer mit gleich günstigem Erfolge ausgefochten wurden. Fast der ganze Tag verging mit solchen Einzelkämpfen, in welchem die Mekkaner Einen nach dem Anderen verloren. Einen Massenangriff wagten sie nicht, weil ihnen die unerschütterliche Ruhe und Mannszucht der beständig in fest geschlossener Schlachtlinie dastehenden Muslims imponirte.

Erst gegen Abend, als Muhammed von der allgemeinen Entmuthigung seiner Gegner Nachricht erhalten hatte, gab er den Befehl zum allgemeinen Angriff. Mit tapferem Muthe und kühner Entschlossenheit gingen die Muslims vor. Die Kuraishiten leisteten trotz ihrer noch immer grossen Uebermacht keinen Widerstand. In wildester Flucht, Einer den Anderen mit sich fortreissend, verliessen sie das Schlachtfeld, auf welchem sie siebzig Todte zurückliessen, während ebenso Viele als Gefangene in die Hände der Muslims fielen, welche nur vierzehn Mann an Todten verloren.

So endete die erste, siegreiche Schlacht der Muslims.

Zwei den Arabern bisher vollkommen unbekannte Dinge hatten, worauf Sprenger*) mit vollstem Rechte aufmerksam macht, in dem Kampfe den Ausschlag gegeben: der Kampf in geschlossenem Glied und die strenge Disciplin, welche das Ganze des Heeres und

*) Vgl. Sprenger, Das Leben und die Lehre des Mohammed III, S. 124 ff.

seine einzelnen Bewegungen von einem Willen, dem Willen des Heerführers, abhängig macht. Diese straffe Zucht verdankten die muslimischen Heere einzig und allein dem Islâm und der durch ihn immer und immer wieder eingeprägten Lehre von der Nothwendigkeit der Unterwerfung des Menschen unter den Willen Gottes und seines Propheten.

Die Mekkaner hatten bei der wilden Flucht, mit der sie dem Tode oder der Gefangenschaft zu entkommen suchten, natürlich Alles zurückgelassen, was sie am schnellen Lauf verhinderte. So fiel den Muslims ausser den etwa siebzig Gefangenen doch noch eine ziemlich beträchtliche Beute (10 Pferde, 150 zum Theil sehr werthvolle Kameele, Waffen, Kleider und Waaren in Menge) zu. Noch am Abend nach der Schlacht wurden die gefallenen Muslims begraben, die Leichen der Mekkaner in einen Brunnen gestürzt und verschüttet, die Beute zusammengelesen, die Gefangenen gebunden und das muslimische Heer trat seinen Rückzug nach Medîna an.

Noch unterwegs, und zwar auf einem Sandhügel Sajjara, wurde von Muhammed die Beute zu gleichen Theilen unter die Muslims vertheilt. Von da zog das Heer nach Rauhâ, bis wohin die Medînenser, welche von dem wunderbaren Ausgange der Schlacht schnell Kunde erhalten hatten, ihm entgegen kamen, ihm freudig und in gehobener Stimmung zu seinem grossen Siege Glück wünschend.

Nur zwei Gefangene Nadha bin al-Hârith und ʿUkba bin Muʿait, wurden zum Tode verurtheilt und an Beiden noch auf der Reise das Urtheil vollzogen.

Den Anderen wurde das Leben geschenkt. Sie wurden übrigens auf der Reise in der humansten Weise behandelt, man theilte mit ihnen die wenigen Lebensmittel und liess sie sogar, wenn sie zu sehr ermüdet waren, die Kameele besteigen. Erst nach der Rückkehr nach Medîna wurden sie unter die Krieger vertheilt und nach und nach von ihren mekkanischen Landsleuten für zum Theil sehr beträchtliche Lösegelder wieder losgekauft. Einige arme Gefangene wurden als Lehrer verwendet, da sie der in Medîna wenig geübten Schreibkunst kundig waren. Man übergab einem Jeden zwölf Knaben als Schüler und sobald diese soweit unterrichtet waren, dass sie des Lehrers entbehren konnten, schenkte man ihnen die Freiheit.

---

## NEUNTES KAPITEL.

### Die weiteren Kämpfe.

So unbedeutend scheinbar die Schlacht bei Bedr und der in ihr von Muhammed erfochtene Sieg war, so nachhaltig ist ihre Wirkung auf die ganze Entwickelung des Islâm gewesen. Man kann diesen Sieg mit bestem Recht als einen Grundpfeiler des ganzen islâmischen Reiches ansehen.

Es ist schon im Vorübergehen auf zwei völlig neue Erscheinungen aufmerksam gemacht worden, welche hier das erste Mal auftreten und die Entwickelung der muslimischen Macht in so überraschender Weise gefördert haben: einmal die neue kriegerische

Taktik und dann die unaufhaltsame Macht der religiösen Ueberzeugung. Beide stehen in diesem Falle in einer ganz unleugbaren Verbindung miteinander.

Die ganze Kriegsführung der Araber hatte bisher in schnellem Angriff der Krieger und in ebenso schnellem Sichzurückziehen derselben bestanden, wobei der Willkür des Einzelnen Alles überlassen war und das Hauptgewicht in der Schnelligkeit seiner Bewegung lag. Die Kriege waren Guerillakriege, wie sie noch heute bei den Beduinen üblich sind, die Schlachten, wenn man sie so nennen darf, waren mehr oder minder grosse Reihen von Episoden einzelner Reitergefechte, welche des inneren Zusammenhanges und eines geordneten Schlachtplanes vollständig ermangelten. Die Heere entbehrten des Hauptführers, dessen Wille für die Bewegungen des Ganzen oder seiner Theile der allein massgebende hätte sein müssen. Diese ganze Kriegsführung entsprach der unentwickelten Form der verschiedenen Gemeinwesen, in welchen wohl zu Zeiten die Stimme eines höher geachteten und ausgezeichneten Mannes sich Gehör verschaffen konnte, in welchen im Grunde aber doch eine gesetzlose und aller Organisation bare und ledige Freiheit die Willensfreiheit des Einzelnen geradezu zum Schaden des Ganzen in ganz ungebührlicher Weise begünstigte. Mit einem solchen Heere — wenn man auf eine derartig organisirte oder vielmehr gar nicht organisirte Anzahl von zu gleicher Zeit in das Feld ziehenden Kriegern die Bezeichnung Heer überhaupt noch anwenden darf — kann unmöglich ein geordneter Feldzugsplan durchgeführt werden. Wollte nun aber Mu-

hammed über kurz oder lang das ihm vorschwebende Ziel, nämlich den endlich doch einmal erfolgenden Einzug in Mekka erreichen, so musste er nach Mitteln suchen, um mit der ihm zu Gebote stehenden geringeren Anzahl von Soldaten gegen grössere Massen Stand halten zu können. Die einzige Möglichkeit, dies Ziel zu erreichen, war in der Anwendung einer anderen als der bisher üblichen Verwendung der Aufstellung und Verwendung der Truppen, in der Aenderung der eigentlichen Taktik gegeben. Muhammed musste, da er die arabische Art der Kriegsführung genau kannte, wissen, dass ihm in der nächsten Zukunft immer grössere Massen von Reiterei gegenüber stehen würden, deren er fast gänzlich entbehrte. Es kam also darauf an, die ihm zu Gebote stehenden Massen von Fussvolk in der Weise zu verwenden, dass sie der Reiterei nicht nur Stand halten, sondern ihr auch wirksam die Spitze bieten konnten. Das war aber nur dann allein möglich, wenn das Fussvolk in geschlossenen Linien kämpfte, wenn es, so viel als es überhaupt anging, sich des Einzelkampfes enthielt. Diese Art der Taktik wendete Muhammed in der Schlacht von Bedr zuerst und mit dem wirksamsten Erfolge an, und diese neue Taktik ist für lange Zeit die von den Muslims in allen ihren Kriegen angewendete geblieben.

Eine derartige Verwendung der Infanterie ist aber nur dann überhaupt denkbar und wirksam, wenn die einzelnen Mannschaften an Selbstbeherrschung und an den strengsten Gehorsam gewöhnt sind, wenn sie gelernt haben, ruhig und geduldig auszuharren, bis der

Befehl zum Kämpfen auch an sie kommt. Es gehört dazu eine Reihe von sittlichen Eigenschaften, welche die frivolen, sich keiner regelrechten Ordnung fügenden mekkanischen Götzendiener eben nicht hatten, wenn man ihnen auch persönlichen Muth und eine grosse Raschheit und Behendigkeit in den Bewegungen, das was man „élan“ nennt, entschieden nicht absprechen kann.

An diese sittlichen Eigenschaften der Geduld, der Selbstbeherrschung, des Gehorsams hatte aber der Islâm seine Bekenner von Anfang an streng gewöhnt, und diese ernteten den reichen Segen davon schon beim Beginn ihrer kriegerischen Laufbahn.

Wer etwas tiefer blickt und die Macht des Einflusses einer Religion auf die sittliche Bildung ihrer Bekenner nicht ganz unterschätzt, wird das unmöglich verkennen können. Es ist ja nicht nöthig, Muhammed geradezu zum bewussten Erfinder der neuen Taktik zu machen, es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass diese neue Taktik mit den Gefechtsgewohnheiten der sich immer nur auf die Defensive beschränkenden Medînenser im engsten Zusammenhang stand, aber es ist ebenso gewiss, dass sich dieselbe nicht auf grössere Truppenkörper übertragen liess, wenn diese Truppen nicht die erwähnten Eigenschaften besassen. Der Besitz derselben war aber lediglich und allein nur die Frucht der im Korân gebotenen Zucht und Willigkeit zum Gehorsam.

Alles das musste den Anhängern Muhammed's selbst bald klar werden und der Werth der neuen Religion musste in ihren eignen Augen höher und

höher steigen. Der ganze Zug nach Bedr, namentlich aber der Entschluss, trotz des Entkommens der Karawane die sich in grosser Uebermacht befindenden, auf das Beste ausgerüsteten und wegen ihrer Tapferkeit gefürchteten Mekkaner anzugreifen, war ein deutlicher Beweis ihrer aufopferungsfähigen und opferfreudigen Anhänglichkeit an Muhammed und an die von ihm verkündete Lehre, aber auch ein rühmliches Zeugniss für ihren Muth und ihr Vertrauen zu der Sache, die sie vertraten. Sie hatten die ihnen zugemuthete Probe in musterhafter Weise bestanden und hatten trotz ihrer geringeren Zahl und ihrer unzulänglichen Ausrüstung den Sieg erfochten, was dem Muhammed selbst so überraschend vorkam, dass er denselben nur dem unmittelbaren Beistande der Engel zuschreiben zu können glaubte.

Die alte Erfahrung, dass auf die grosse ungebildete Masse der Erfolg einen fascinirenden Einfluss ausübt, und dass sie immer Anbeter desselben ist, bewährte sich auch jetzt. Auf die Araber machte die Nachricht von einem Waffensiege zu allen Zeiten einen unbeschreiblich tiefen Eindruck und der Besiegte sinkt schnell in ihren Augen an Werth und an Einfluss.

Man kann sich denken, in welcher Weise allenthalben die Nachricht von der Niederlage der stolzen Mekkaner, der Bewohner der eigentlichen, allen Arabern durch ihre Pilgerfahrten wohlbekannten Hauptstadt des weiten Landes aufgenommen wurde.

In Mekka erregte die Botschaft von dem Siege der Feinde den furchtbarsten Schrecken. Einen solchen Ausgang des Kampfes hatte man für absolut

unmöglich gehalten und man sah sich nun in seinen besten Hoffnungen vollkommen getäuscht. War der materielle Verlust, obgleich er nicht so ganz unbedeutend war, auch zu verschmerzen — der Verlust der tapfersten Kämpfer, der angesehensten Männer war ganz unersetzlich und dazu kam nun noch der Verlust des Ansehens bei den arabischen Stämmen! Das einzige Gefühl, das sich Aller bemächtigte, war das leidenschaftliche Gefühl der Rache, welches selbst die Trauer über den Verlust der in tapferem Streite rühmlich Gefallenen ganz in den Hintergrund treten liess.

Man glaubte die geliebten Todten am besten ehren zu können, wenn man ihr Blut rächte. So beschloss man auf Anrathen des Abû-Sufjân bin Harb, die sonst übliche und feierliche Todtenklage aufzuschieben, bis diesem Gefühl der Rache Genüge geschehen sei. Man beschloss ferner, Alles vorzubereiten, um sich des ganz nothwendigen Sieges über die verachteten Feinde zu vergewissern. Ja Abû-Sufjân wollte sogar verhindern, dass man die Gefangenen durch Zahlung eines Lösegeldes aus der Gefangenschaft befreie, weil so auf Kosten der Mekkaner die Feinde mit Mitteln ausgestattet würden, welche ihnen (den Mekkanern) selbst schliesslich zum grössten Nachtheil gereichen könnten. Es war in dem Mann entschieden etwas Spartanisches, er hatte allein den Vortheil seiner Landsleute im Auge und war der Ansicht, dass der Einzelne sich dem Ganzen opfern müsse. Es war dies bei ihm um so anerkennenswerther, als sein eigner Sohn sich unter den Ge-

fangenen mit befand, den er, der reiche Mann, leicht hätte loskaufen können. Indess das Gefühl der Vaterliebe war doch zu mächtig in ihm, als dass er es über sich vermocht hätte, lange zu warten. Ganz widerrechtlich bemächtigte er sich eines als Wallfahrer nach Mekka gekommenen Medînensers und tauschte diesen gegen seinen Sohn aus. Auch den anderen Mekkanern liess es keine Ruhe. Sie schickten Lösegelder für die ihnen nahe stehenden gefangenen Verwandten nach Medîna und kauften dieselben frei.

Mekka hatte in der Schlacht seine angesehensten und tapfersten Männer verloren, was für die Einwohner der Stadt um so empfindlicher war, als ihr eine feste und geregelte Verfassung im Grunde fehlte und die ganze Ordnung ihrer Angelegenheiten mehr oder weniger nur auf dem Ansehen einzelner angesehener Persönlichkeiten beruhte. Es mag das sehr ideal sein, es ist aber höchst gefährlich, wenn man die realen Verhältnisse ins Auge fasst, denn, wenn ein Gemeinwesen solcher hervorragenden und Vertrauen erweckenden Männer ermangelt, ermangelt es auch des leitenden Principes.

Es war ein Glück für die Stadt, dass an die Stelle der Gefallenen ein Mann treten konnte, welcher in Folge seines Ranges und seines grossen Vermögens sich des allgemeinsten Ansehens erfreute, der grosse Energie besass und dem zugleich eine reiche Lebenserfahrung zur Seite stand, welche ihn befähigte, den Seinen mit klugem Rath und energischer That beizustehen und an ihre Spitze zu treten.

Dieser Mann war eben Abû-Sufjân bin Harb,

dessen zur Rettung der grossen syrischen Karawane getroffene Massregeln von so günstigem Erfolg begleitet gewesen waren, welcher, wie in einer Vorausahnung der Niederlage, von dem Weiterziehen ganz entschieden abgerathen hatte. Man mochte sich in Mekka seiner klugen Vorsicht wohl erinnern und es bitter bereuen, statt seinem Rathe dem des eitlen und oberflächlichen Abû-Dshahl gefolgt zu sein.

Abû-Sufjân nahm die Zügel in die Hand. Die Aufgabe, welche ihm zufiel, war keine leichte und keine dankbare. Die Gemüther waren von leidenschaftlicher Wuth und wildem Schmerz im höchsten Grade aufgeregt. Ein beängstigendes Gerücht über drohende Gefahr folgte dem andern. Die Einen waren gelähmt von bitterem Schmerz über die Verluste, welche sie erlitten hatten, die Anderen ergingen sich in ohnmächtigen Wuthausbrüchen, beide Gefühle machten sich in rachedürstenden oder tief sentimentalen Trauergedichten zu Ehren der Gefallenen Luft, meistens von klagenden Frauen verfasst, welche die nach Hause zurückkehrenden Flüchtlinge dem Hohn und Spott preiszugeben und die Wuth der Anderen zu erregen suchten. Es war, als sei der Bevölkerung jede Besonnenheit abhanden gekommen. Es ist für einen ruhigen, klugen und die Lage der Dinge nüchtern beurtheilenden Mann schwer, einer solchen, einem entfesselten Krater gleichenden, Stimmung gegenüber sich Geltung zu verschaffen: räth er zur Klugheit und Besonnenheit, so verletzt er die nach schneller Rache Dürstenden und setzt sich wohl auch gar dem Vorwurf der Feigheit und Energielosigkeit aus; fordert er

zum energischen Handeln auf, so muss er gewärtig sein, von den in ihren Gefühlen der Liebe und Anhänglichkeit an die Verstorbenen tief Getroffenen des Mangels an Gefühl und Theilnahme beschuldigt zu werden. In beiden Fällen ist er der Gefahr ausgesetzt, sich die Sympathien zu verscherzen, deren er so dringend bedarf.

In solchen Lagen würde freilich ein Mann, der nach augenblicklicher Volksgunst strebt, an der Spitze eines Gemeinwesens ziemlich nutzlos sein. Da bedarf man eines festen Charakters, eines Führers, der nicht nach rechts und nicht nach links blickt, dem es nur um die Sache zu thun ist, der rücksichtslos auf sein Ziel losgeht. Nur ein solcher Mann kann als Helfer in der Noth auftreten. Alle diese Eigenschaften besass Abû-Sufjân. Er suchte zunächst die Ruhe in der Stadt herzustellen, that Alles, um den sentimentalen und die Kraft lähmenden Todtenklagen zu steuern, stellte den Mekkanern vor, dass der Sieg nur dann errungen und die empfindliche Scharte nur dann ausgewetzt werden könne, wenn so schnell als möglich mit Energie und unbeugsamem Muthe alle Massregeln getroffen würden, welche den Sieg verbürgten. Mit nachhaltiger Thatkraft bereitete er die Rüstungen zu einem neuen Feldzug vor. Er ersetzte die Verluste an Reitthieren und Waffen, suchte mit anderen arabischen Stämmen und namentlich mit den den Muslims immer feindlicher werdenden Juden von Medîna Verbindungen anzuknüpfen. Es gelang ihm, die gelähmte Thatkraft der Mekkaner wieder neu zu beleben, ihre Stimmung zu heben und ihnen klar zu machen, dass

von ihnen selbst nicht nur die Befriedigung ihres Durstes nach Rache, sondern auch die Zukunft ihrer eignen Subsistenz abhänge, die ja ganz in Frage gestellt sei, wenn sie nicht mehr im Stande wären, Handelskarawanen nach Syrien zu schicken, und wenn die wirklich drohende Gefahr sich realisire, dass Medîna den gesammten Handel an sich risse. Trete dieser durchaus nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit liegende Fall ein, so würde Mekka zu dem Range der zweiten Stadt Arabiens herabsinken.

Während Muhammed die Seinen selbst im Fall der Niederlage auf Allâh's Macht und Willen vertrösten und sicher sein konnte, bei ihnen festen Glauben und tapfere Ergebung, aber auch gewisse Hoffnung auf eine bessere Zeit zu finden, war dem Abû-Sufjân die Anwendung dieses den Muth und die Ausdauer so nachhaltig belebenden geistigen Mittels freilich versagt. Er konnte die Seinen nicht auf die Hilfe ihrer Götter verweisen, weil sie ja selbst den Glauben an ihre Macht verloren hatten. Es ist für ein Volk ein leidiger Trost, einzig und allein auf die eigne Kraft angewiesen zu sein. Wenn sie nun doch nicht zureicht? Was dann?

Trotz alledem wird man der Energie und der Klugheit Abû-Sufjân's die vollste Anerkennung nicht versagen können. Mit geradezu bewunderungswürdiger Ruhe und Klarheit, mit seltener Aufopferungsfähigkeit und Umsicht sorgte er für das Wohl der Seinen, welche den Kopf verloren zu haben schienen und rathlos, in ohnmächtiger und unfruchtbarer Wuth sich gegen ihre Feinde ergingen, welche ihrerseits

mit massvoller Freude die Früchte ihres Sieges genossen.

Während Muhammed sich bei seinem Heere befand, das bei Bedr so tapfer Mannszucht gehalten hatte, hatte der Tod nach längerer Krankheit seine Tochter Rukajja, die Frau des ʿOthmân, der deshalb in Medîna zurückgeblieben war, dahin gerafft. Gerade als die Nachricht vom Siege der Muslims in Medîna verkündigt wurde, fand das Begräbniss derselben statt. ʿOmar liess dem ʿOthmân seine Tochter Hafssa antragen, allein dieser wollte sie nicht heirathen und wurde kurze Zeit darauf von Muhammed dadurch getröstet, dass dieser ihm seine andere Tochter Umm Kulthûm*) zur Frau gab, während er selbst die etwas streitsüchtige Hafssa, die Tochter des ʿOmar, heirathete, welche die herbe Energie ihres Vaters besessen zu haben scheint, wenigstens lassen verschiedene Züge aus ihrem Leben mit Sicherheit darauf schliessen. Ausser ihr heirathete Muhammed kurze Zeit darauf auch noch Zainab, die Tochter des Chuzaina, deren Mann ʿUbaida bin al-Hârith bei Bedr gefallen war. Diese Heirath mit der überaus wohlthätigen und für das Wohl der Armen ungemein besorgten Zainab — welcher man deshalb den Ehrennamen Umm al-masâkîn (Mutter der Armen) beilegte — war allerdings wohl ebenso wie die Heirath mit der Hafssa, welche ʿOmar vergeblich sowohl dem Abû-Bekr wie dem ʿOthmân als Frau

*) ʿOthmân bekam deshalb, weil er zwei Töchter des Propheten geheirathet hat, den Beinamen Dsû'l-nûrain (der Mann der beiden Lichter).

angeboten hatte, mehr ein Act der Commiseration. Die Ehe mit Zainab war übrigens nur von kurzer Dauer, denn diese starb schon wenige Jahre, nachdem sie Muhammed geheirathet hatte.

Das Verhältniss der Muslims zu den in Medîna wohnenden Juden war unterdessen ein immer gespannteres geworden. Mit scheelem Auge hatten dieselben auf den Sieg bei Bedr gesehen. Sie konnten und mussten voraussehen, dass der Sieg des Islâm ihnen selbst die schlimmste Gefahr bringen werde. So ergriffen sie denn die ihnen von Seiten der Mekkaner gebotene Gelegenheit, mit diesen letzteren Verbindungen anzuknüpfen, welche gegen den Islâm und seine Bekenner gerichtet waren. Die Umstände machten ihnen die grösste Vorsicht zur strengsten Pflicht. Allein das Geheimniss scheint doch nicht vollkommen gewahrt worden zu sein. Es entstanden allerlei Reibereien, welche leicht einen Vorwand zu offenen Feindseligkeiten geben konnten.

Die Juden besassen grosse Reichthümer, die den Muslims abgingen, und so waren sie im Stande, ihrer Feindschaft gegen Muhammed und seine Anhänger kräftigen Nachdruck zu geben. Mit ihren gleichfalls reichen Glaubensgenossen in anderen Gegenden Arabiens standen sie naturgemäss im engsten Zusammenhang und suchten ausserdem mit den Muhammed feindlichen Stämmen der Araber nach allen Seiten hin Verbindungen anzuknüpfen.

So bildete sich nach und nach eine festgeschlossene Kette von gefährlichen Feinden, welche Muhammed so rasch wie möglich zu durchbrechen suchen

musste. Mit überraschender Schnelligkeit ging er im Monat Shawwâl des J. 2 d. Fl. (Ende des Februar 624) gegen die Stämme Sulaim und Ghatafân vor, welche an der Grenze der Landschaft Nadshd ihre Wohnsitze hatten, aber bei seinem Nahen, da sie fast ganz unvorbereitet waren, schleunigst flohen. So besetzte er denn mit seiner etwa zweihundert Mann starken kleinen Truppenmacht, ohne Widerstand zu finden, eine ihrer grössten Oasen und machte reiche Beute an Vieh.

Noch bedeutendere Erfolge erzielte Muhammed durch den nur wenige Wochen darauf unternommenen Feldzug gegen den jüdischen Stamm der Banû Kainukâ', der zu den Verbündeten der medînensischen Juden gehörte und zugleich mit diesen den Vertrag unterschrieben hatte, welcher von Muhammed zu Anfang seines Aufenthaltes in Medîna mit den dortigen Einwohnern geschlossen worden war.

Als Veranlassung des kriegerischen Unternehmens gegen diese also doch eigentlich im Vertragsverhältniss mit Muhammed stehenden Juden wird Folgendes angegeben. Eine arabische Milchhändlerin, welche den Marktflecken regelmässig besuchte, wurde von einem Juden insultirt und ein Muslim, indignirt darüber, tödtete den Juden. Wüthend fielen die Juden über den Muslim her und ermordeten ihn. Andere Muslims waren herbeigeeilt, um ihren Glaubensgenossen zu schützen, es entstand ein Kampf in dem Ort, bei welchem die Muslims den Kürzeren zogen. Die Nachricht von diesem Ereigniss war schnell nach Medîna gedrungen, und Muhammed beeilte sich, an die Banû

Kainukâ' eine Botschaft zu schicken mit der Meldung, dass sie entweder sich sofort zum Islâm bekennen oder der schlimmsten Vergeltung gewärtig sein müssten. Höhnisch liessen die Juden ihm antworten: „Ueberhebe dich nicht deines Sieges bei Bedr. Dort hast du es mit des Krieges noch ungeübten Neulingen zu thun gehabt. Wenn du uns angreifen willst, wirst du sehen, dass wir andere Männer sind, als deine mekkanischen Landsleute."

Sofort liess Muhammed die Seinigen zu den Waffen greifen und rückte mit einer starken Mannschaft gegen die in der unmittelbarsten Nähe von Medîna befindlichen Wohnsitze der Banû Kainukâ' aus, welche durch feste Thürme befestigt waren. Niemand von ihren Glaubensgenossen kam ihnen zu Hilfe, selbst die medînensischen Juden und die insgeheim mit ihnen verbundenen sogenannten Munâfikûn (d. i. Heuchler), welche sich wohl äusserlich zum Islâm bekannten, aber innerlich bittere Feinde desselben waren und an deren Spitze 'Abd-allâh bin Ubajj stand, wagten es nicht, ihnen die vertragsmässige Hilfe zu leisten und so mussten denn die Banû Kainukâ' darauf verzichten, sich dem Muhammed in offener Feldschlacht entgegenzustellen, und waren genöthigt, sich in ihre befestigten Wohnsitze zurückzuziehen. Hier belagerte sie der Feind, welcher den festen Platz nicht zu nehmen vermochte, fünfzehn Tage lang, bis er sie zur Uebergabe nöthigte. Am zwanzigsten Tage des Monats Shawwâl des Jahres 2 d. Fl. (15. April 624) ergaben sich die Belagerten endlich dem Feind. Sie hatten auf die Vergünstigung freien Abzuges gehofft.

Allein Muhammed beschloss, sie sämmtlich tödten zu lassen. Es wäre das eine grausame Gewaltthat sondergleichen gewesen, welche durch nichts motivirt war, als durch den Hass, den Muhammed auf die Juden geworfen hatte. Nur durch die Bitten und Drohungen des ʿAbd-allâh bin Ubajj konnte er bewogen werden, den zur Hinrichtung bereits geknebelt herbeigeführten Juden das Leben zu schenken. Sie wurden für alle Zeit aus Medîna verbannt und mussten mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe nach Adzraʿât in Syrien auswandern, wo sie sich niederliessen. Die Beute, welche den Muslims in die Hände fiel, war eine sehr grosse. Die Banû Kainukâʿ betrieben das Handwerk der Goldschmiede und besassen nicht unbedeutende Vorräthe von edlen Metallen, welche nun nebst ihrem zum Theil kostbaren Handwerkszeug, sowie zahlreichen Waffen, Eigenthum der Sieger wurden.

Die grausame Art, mit welcher sich Muhammed nicht nur bei dieser speciellen Gelegenheit, sondern auch während dieser ganzen Zeit gegen die Juden benahm, wirft einen tiefen Schatten auf sein Leben. Wiederholt gab er den Befehl zur Ermordung einzelner Juden (wie z. B. des Kaʿb bin al-Ashraf), welche ihm entweder besonders gefährlich erschienen, oder seinen besonderen Hass erregt hatten.*)

Man sieht, dass in Muhammed der orientalische Herrscher die Oberhand über den Propheten gewann,

*) Ibn-Hishâm a. a. O. S. 553 berichtet, Muhammed habe die rohe Aeusserung gethan: „Erschlaget jeden Juden, der in eure Hand fällt."

der weltliche Charakter über den geistlichen. Das eigentlich religiöse Element wird auf diese Weise allerdings mehr geschädigt als man sagen kann. Es wächst zwar vielleicht extensiv die Gewalt und Macht der Religionsgesellschaft, aber der Quell der religiösen Ideen versiecht immer mehr und an die Stelle des innigen, tiefen Glaubens und seiner schlichten Sprache tritt die leere, oberflächliche und hochtönende Phrase, welche den empfindlichen Mangel an Ideen ersetzen soll. An die Stelle der wirklichen inneren Verbindung der Seele mit Gott tritt die auf völliger Selbsttäuschung beruhende Fiction einer solchen. Gedanken des gewöhnlichsten Egoismus werden für göttliche Gedanken und göttliche Befehle ausgegeben und das ursprünglich reine Gottesbewusstsein wird durch eine derartige Verweltlichung des Individuums in der gefährlichsten und schädlichsten Weise alterirt, wenn nicht ganz und gar vernichtet. Wohl können Momente einer reineren Stimmung, der höchsten und von allen irdischen Gedanken freien Andacht zeitweilig wieder eintreten, so dass dem menschlichen Geiste wirklich tiefe und echt religiöse Gedanken sich offenbaren, aber diese Momente bleiben doch eben vereinzelte.

So verhielt es sich mit Muhammed. Mochte er auch durch die fortwährenden Intriguen und Stichleien seiner Feinde und namentlich auch der Juden noch so sehr gereizt sein, die Massnahmen gegen die letzteren zeugen nicht von der überlegenen Ruhe, welche sich des ganz vom Gottesgedanken erfüllten Menschen bemächtigt und ihn befähigt, geduldig die

Unbilden der Gegenwart im Hinblick auf die Zukunft der Alles ausgleichenden Ewigkeit zu ertragen und die Bestrafung dem zu überlassen, den er selbst den „gerechtesten Richter" genannt hatte. Hier handelte es sich zum Theil um Beleidigungen, welche jüdische Dichter oder Dichterinnen dem Muhammed durch ihre allerdings den Hass der Feinde auf das Tiefste erregenden und natürlich mit Windeseile nach allen Seiten hin verbreiteten und überall mit Beifall aufgenommenen Spottgedichte zugefügt hatten.

Die muslimischen Berichte über die Zeit, von welcher hier die Rede ist, erzählen noch von einigen anderen kleineren kriegerischen Unternehmungen Muhammed's, so z. B. von einem Zug desselben gegen zweihundert Kuraishiten, welche unter der Führung des Abû-Sufjân eine Recognoscirung bis in die Gegend von Uraidh, drei Meilen von Medîna, unternommen hatten, wo sie unbedeutende Verwüstungen an den Dattelanpflanzungen verübten und einige Muslims ermordeten. Muhammed, schnell von der Annäherung derselben unterrichtet, zog ihnen eilig entgegen, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, weil sie die Flucht ergriffen. Sie liessen, um schneller zu entkommen, ihren Mehlvorrath zurück und daher wird der Kriegszug „Gazwat al-sawîk" (Mehlfeldzug) genannt.

Ein anderer Feldzug richtete sich gegen die Banû Ghatafân, welche abermals gerüstet und sich mit anderen Stämmen gegen Muhammed verbündet hatten. Er zog ihnen bis nach Dsû Amarr in der Provinz Nadshd entgegen. Allein diese zogen sich schleunig

in das nahe Gebirge zurück, so dass es gar nicht zum Angriff kam. Nach einer, freilich von Vielen stark bezweifelten Nachricht gerieth Muhammed bei dieser Gelegenheit*) in die grösste Lebensgefahr. Als er sich nämlich in Dsû Amarr befand, in dessen Umgebung seine Leute sich gelagert hatten, wurde er plötzlich von einem heftigen Regen überrascht, der ihn ganz durchnässte. Muhammed entfernte sich vom Lager, zog seine Kleider aus, um sie an der Sonne trocknen zu lassen, und legte sich auf die Erde. Natürlich glaubte er nicht, dass die Feinde so nahe seien, als sie es in der That waren. Ihr Anführer Duʿthûr bin al-Hârith hatte sich an das Lager herangeschlichen und seine Leute hatten Muhammed's Thun beobachtet. Schleunigst meldeten sie dem Duʿthûr was sie gesehen hatten und machten ihn darauf aufmerksam, dass sein Feind, von den Seinigen getrennt, jetzt in seiner Hand sei, er solle sich nur beeilen, den günstigen Augenblick zu benutzen. Duʿthûr wählt sein bestes Schwert und eilt zu dem wehrlosen Muhammed. Er steht plötzlich vor dem nichts Böses Ahnenden. „Wer schützt dich jetzt vor mir?“ ruft er ihm zu. Muhammed antwortet: „Gott!“ Da stösst ihn der Engel Gabriel, der sich ihm plötzlich zeigt, vor die Brust und das Schwert fällt ihm aus der Hand. Muhammed ergreift es schnell, dringt auf ihn ein und ruft ihm zu: „Wer schützt dich nun vor mir?“ „Niemand!“ antwortet ihm Duʿthûr,

*) Vgl. Wâkidî's Kitâb al-magâzî. Ed. by A. von Kremer S. 193.

fügt aber hinzu: „Ich bekenne, dass es keinen Gott giebt als Allâh und dass Muhammed der Gesandte Gottes ist. Bei Allâh, nie werde ich wieder gegen dich Leute rüsten.“ Da gab ihm Muhammed sein Schwert, und Du'thûr kehrte zu den Seinigen zurück, erzählte ihnen, was ihm begegnet war und forderte sie auf, sich zum Islâm zu bekennen. Auf diese Begebenheit soll sich der Korânvers (Sûr. 5, 14) beziehen: „O ihr Gläubigen, gedenket der Gnade Gottes gegen euch. Als Leute gegen euch ihre Hände auszustrecken gedachten, hielt er ihre Hände von euch zurück. Fürchtet Gott und die Gläubigen sollen auf Gott vertrauen.“

Die kleinen hierauf folgenden kriegerischen Unternehmungen des Muhammed waren so unbedeutend und verliefen meistens so resultatlos, dass sie auf die Weiterentfaltung der islâmischen Macht von keinem merkbaren Einfluss waren. Sie dienten aber ohne Zweifel dazu, die Anhänger Muhammed's in beständiger Wachsamkeit und Thätigkeit zu erhalten und hatten vielleicht den Vortheil, dass sie die verschiedenen Ansätze zu engeren Verbindungen zwischen den Mekkanern und den arabischen Stämmen im Keime erstickten. Es war das für die Sicherheit der Muslims unbedingt nothwendig, denn das konnte Muhammed nicht zweifelhaft sein, dass, wenn diese beabsichtigten Bündnisse der gemeinsamen Feinde zur Wahrheit werden sollten, für den Islâm eine vielleicht unüberwindliche Gefahr heraufbeschworen würde. Dies klar einzusehen, war Muhammed klug genug und so erklärt es sich denn, dass er die Seinigen beständig

in Athem hielt und, selbst unermüdlich thätig, keine Gelegenheit ungenützt vorüber gehen liess, um auch den Feinden, die ihn mit Kundschaftern aller Art umgaben und, ebenso unermüdlich wie er, sich mit berechnender Klugheit und Umsicht auf den Rachezug gegen ihn vorbereiteten, mit welchem sie ihn und die Seinigen vernichten und die neue Religion ersticken zu können glaubten. Sie hielten endlich, nachdem dreizehn lange Monate seit der Schlacht von Bedr vergangen waren, die Zeit für gekommen, um den vernichtenden Schlag gegen Muhammed und gegen Medîna auszuführen.

---

## ZEHNTES KAPITEL.

### Die Niederlage am Berge Uhud. Weitere Kämpfe gegen den jüdischen Stamm der Banû Nadhîr und Vertreibung desselben. Zug nach Dûmat-al-dshandal.

Es war im Monat Shawwâl des dritten Jahres der Flucht (beginnt 17. März 625*) als gegen dreitausend Mekkaner mit anderen Verbündeten Mekka verliessen und die Richtung nach Medîna einschlugen.

Abû-Sufjân hatte mit wirklich bewundernswerther

---

*) Wenn es richtig ist, was Wâkidî erzählt, dass damals die Gerste in Aehren, aber noch grün war, so dass sie den Thieren der Mekkaner zur Weide diente, so müsste der Monat Shawwâl damals allerdings früher begonnen haben, denn im März wird in Medîna die Gerste geschnitten. Vgl. J. Wellhausen, Mohammed in Medîna S. 17.

Thatkraft und Umsicht alle Massregeln getroffen, welche die Vorbereitung zum Kampfe ihm nothwendig erscheinen liess. Der Hass gegen seinen Feind hatte ihn nicht blind gemacht gegen die Vorzüge desselben. Er hatte eingesehen, dass er es mit einem glaubensmuthigen und energischen Heere zu thun haben würde und sich klar gemacht, dass ruhige, sich selbst bezwingende Energie, welche sich zu concentriren versteht, in solcher Lage allein helfen könne. Der wüthende Ruf nach Rache, welchen die fanatisirten Weiber von Mekka fortwährend ertönen liessen und der Hass, welchen die Maulhelden der Stadt zu predigen nicht müde wurden, hatten die Bewohner in beständiger Aufregung erhalten, und wenn es nach diesen geistig ärmlichen Führern und Leitern der Volksstimmung gegangen wäre, hätte man sich schon lange auf den Weg gemacht. Abû-Sufjân konnte inmitten dieser fanatisirten Bevölkerung dem Vorwurfe der Zaghaftigkeit und des Mangels an Energie, ja wohl gar auch des guten Willens nicht entgehen. Allein er liess sich in seiner Festigkeit nicht beirren, und benutzte höchstens diese niedrigeren Elemente dazu, um den Hass nicht einschlafen zu lassen.

Jetzt endlich glaubte er die Zeit zum Handeln gekommen. Alles schien ihm wohl vorbereitet zu sein. Er hatte für Alles gesorgt: Kriegsmaterial war in Fülle da, an der Ausrüstung fehlte nichts. Es standen ihm siebenhundert Gepanzerte, zweihundert gut Berittene und ausserdem zahlreiches Fussvolk zu Gebote. Dreitausend Kameele standen gleichfalls bereit. Alles sah mit der grössten und unerschütterlichsten Zuver-

sicht auf das für die damalige Zeit sehr zahlreiche Heer und glaubte in seiner Grösse und Stärke die sicherste Gewähr für den Sieg erblicken zu können.

Mit diesen Gefühlen verliess das Heer, vom Jubel des siegesgewissen Volkes und seinen glühendsten Wünschen begleitet, die Stadt. Selbst eine Anzahl fanatisirter Frauen befand sich in der Zahl der Ausziehenden, an ihrer Spitze Abû-Sufjân's eigne Frau Hind, die Tochter des bei Bedr gefallenen ʿUtba, welche ausser ihrem Vater auch einen Sohn, einen Bruder und einen Oheim in dieser Schlacht verloren hatte. Die Frauen glaubten durch ihre Gegenwart den Muth der Kämpfer immer neu beleben, vielleicht auch den Verwundeten im Fall der Noth Pflege angedeihen lassen zu können. Ob dem klugen Abû-Sufjân diese weibliche Begleitung sehr angenehm war, weiss man nicht, darf es aber wohl bezweifeln.

Muhammed's Verbindungen reichten bis nach Mekka, wo sein Oheim ʿAbbâs bin ʿAbd-al-muttalib lebte, der sich zwar nicht zum Islâm bekannt, aber doch seinem Neffen verwandtschaftliche Liebe bewahrt hatte und ihm gern und willig allerlei Kundschaft über das Treiben seiner Feinde zukommen liess. Auch jetzt gab er ihm schleunig Kunde und schickte ihm durch einen wahrscheinlich dem Stamme der Banû Chuzâʿa (einem in der Nähe von Mekka hausenden Beduinenstamm) angehörigen Boten einen Brief, der ihn von dem Auszuge des mekkanischen Heeres und von seiner Stärke genauer unterrichtete. Diese überraschende Botschaft erhielt Muhammed als er sich gerade in dem Dorf Kubâ, in der Nähe von

Medîna, befand. Er eilte sofort in die Stadt und rief die Häupter der Muslims zu einer Berathung zusammen.

Zunächst musste man sich natürlich darüber klar werden, wie man sich gegenüber dem in grosser Zahl und wohlgerüstet heranrückenden Feind verhalten, ob man entweder ihm entgegen ziehen, oder seinen Angriff in der doch immer einen festen Haltpunkt bietenden Stadt erwarten solle. Muhammed war für das Letztere. Er sagte in der Berathung: „Wollt ihr in Medîna bleiben und den Feind in seinem Lager lassen, so wird er einen schlechten Standpunkt haben, wenn er dort bleibt, und wenn er zu uns hereindringt, so bekämpfen wir ihn in der Stadt.“ Offenbar war Muhammed auf einen so schnell erfolgenden Angriff nicht genügend vorbereitet, er konnte der zahlreichen Reiterei keine genügende Truppenmacht entgegenstellen und musste daher eine offene Feldschlacht so viel wie möglich vermeiden. Bei dem Angriff auf die Stadt und bei dem Kampf in den engen Strassen derselben wäre für den Feind die Reiterei von keinem Nutzen und unter Umständen eher hinderlich gewesen. Dem Rath, den Muhammed gab, stimmte ʿAbd-allâh bin Ubajj vollkommen bei. „Wir Medînenser“, sagte er, „sind niemals gegen einen Feind ausgezogen, ohne von ihm geschlagen worden zu sein, während noch keiner uns in der Stadt angegriffen hat, ohne dass wir ihn zurückgeschlagen hätten. Darum lass sie; bleiben sie draussen, so haben sie einen schlimmen von allen Seiten eingeschlossenen Standort, dringen sie aber in die Stadt ein, so treten ihnen unsere Männer entgegen,

während unsere Frauen und Kinder Steine auf sie herabschleudern, und treten sie den Rückzug an, so bleiben sie mit Schande bedeckt, wie sie gekommen sind."

Wie klug dieser Rath auch war und wie sehr er auch den Verhältnissen entsprach, dennoch wurden die beiden erfahrenen Rathgeber überstimmt. Die Kampflustigen bestürmten Muhammed so lange, bis er in seine Wohnung ging, sich mit seinem Panzer bekleidete — es war an einem Freitag nach dem Gebete — und sich zu den in aller Eile versammelten Truppen begab. Wie es scheint, war bei diesen die Lust zum Kampfe doch nicht allzu gross. Es wird ausdrücklich erzählt, dass den bei weitem Meisten der Rath des Muhammed und des ʿAbd-allâh bin Ubajj doch als der vernünftigere erschien, und dass diese Stimmung sich selbst denen mittheilte, welche vorher im Kriegsrath für Kampf im offenen Felde sich ausgesprochen hatten. Muhammed mochte sehr erstaunt sein, als er zu den Truppen kam, zu hören, wie die Vertreter der jetzt auf einmal recht friedlich gewordenen Kriegspartei zu ihm sagten: „Es war nicht recht, dass wir dich zum Kampfe im freien Felde nöthigten. Wenn du willst, so bleibe in der Stadt. Gott sei dir gnädig!" Muhammed, wie es scheint, allem Schwanken in der Meinung abhold, antwortete: „Es ziemt einem Propheten nicht, wenn er einmal den Panzer angelegt hat, denselben wieder abzulegen, ehe er gekämpft hat." Die Antwort war von seinem Standpunkt entschieden die richtige. Hatte er einmal dem Andrängen der muthigeren Partei nach-

gegeben, so durfte er nicht so plötzlich wieder seinen Entschluss ändern. Nichts wirkt lähmender auf ein Heer als der Gedanke, dass der Führer nicht in sich selbst sicher sei. Eine solche Unsicherheit theilt sich sofort allen Theilen des Heeres mit und macht alle Anstrengungen desselben illusorisch.

Es war also psychologisch ganz entschieden gerechtfertigt, dass Muhammed inmitten seiner in ihren Entschlüssen so sehr schwankenden Umgebung nunmehr fest blieb, mochte er vielleicht auch im Innersten von der Richtigkeit seiner zuerst geäusserten Meinung überzeugt sein. Jetzt war Gefahr im Verzug. Jetzt galt es, schnell und sicher zu handeln.

Das stattlich ausgerüstete Heer der Mekkaner war von Westen her — es hatte die Strasse, die mehr am Meeresufer hinging, eingeschlagen — herangerückt und hatte zuletzt recht nahe von Medîna, südwestlich davon, in Dsû-'l Hulaifa Halt gemacht gehabt und sich dann mehr nach Norden in die westlich vom Berge Uhud*) gelegene fruchtbare Ebene al-Watâ gewendet und dort in der Nähe eines wasserreichen Brunnens Rûma sein Lager aufgeschlagen. Zwar hatten die in der Umgebung von Medîna wohnenden Landleute, als sie von dem Herannahen des Heeres Kunde erhielten, sofort ihr Vieh und ihre sonstigen beweglichen Besitzthümer in Sicherheit gebracht, allein trotzdem litten die Mekkaner doch keinen Mangel. Die fruchtbaren Thäler gewährten Lebensmittel genug.

Ihre Stellung war eine ganz vorzüglich gut ge-

*) Gewöhnlich „Ohod" geschrieben.

wählte. Zunächst wollten sie sich ohne Zweifel von dem ermüdenden dreizehntägigen Marsch durch die glühenden Sandsteppen erholen. Mit dem Angriff auf Medîna hatten sie es wohl nicht so eilig. Allein das konnte Muhammed so genau nicht wissen, sonst würde er sicher noch einige Tage gewartet und gesucht haben, noch mehr Hilfstruppen heranzuziehen. Er war von der vortheilhaften Stellung des Feindes schnell und genau unterrichtet worden. Gefahr befürchtend, verliess er noch am Freitag Abend die Stadt, ordnete vor den Thoren derselben schleunigst alle nothwendigen Massregeln an, und marschirte im Dunkel der Nacht in der Richtung des Berges Uhud, in dessen Nähe er, also im Osten des Feindes, Aufstellung nehmen wollte. Noch während des nächtlichen Marsches verliess ihn ʿAbd-allâh bin Ubajj mit dreihundert der sogenannten „Munâfikûn" (Heuchler) und kehrte wieder nach Medîna zurück, weil er unzufrieden war, dass man seinen Rath nicht befolgt und den Angriff der Mekkaner nicht in der Stadt abgewartet hatte. So war dem jetzt nur noch aus siebenhundert Mann bestehenden Heere Muhammed's das der Feinde um mehr als das Vierfache an Zahl überlegen. Dennoch setzten die Muslims ihren Marsch fort, bis sie zum Berge Uhud kamen. Sie hatten Mühe, von ihren Feinden ungesehen an den Ort ihrer Bestimmung zu kommen.

Am südlichen Fusse des steilen Berges nahmen sie Stellung. Ihren Rücken deckte der Berg. Vor ihnen, nach Südwesten hin, dehnte sich die fruchtbare Ebene aus, in welcher sich der Feind gelagert hatte,

der es, sorglos wie er nun einmal war, nicht verhinderte, dass Muhammed eine kleine Anhöhe „ʿAinain“ von seiner kleinen, übrigens nur aus fünfzig Mann bestehenden Bogenschützenabtheilung, welche unter dem Commando des ʿAbd-allâh bin Dshubair stand, besetzen liess. Die Mekkaner liessen sich so einen allerdings sehr bedeutenden Vortheil entgehen, was ihnen in der That sehr verhängnissvoll hätte werden können, wenn diese Bogenschützen in der Folge die ihnen von Muhammed gegebenen Instructionen gewissenhafter beobachtet hätten. Dieser schärfte ihnen nämlich ausdrücklich ein, dass sie unter keinen Umständen den ihnen angewiesenen Posten verlassen sollten. „Was sich auch ereignen sollte“, sagte er ihnen, „bleibet an dieser Stelle. Verlasset sie nicht, wenn wir siegen, und auch dann nicht, wenn ihr bemerkt, dass die Unsrigen in Unordnung gerathen. Ihr habt nichts zu thun, als die Bewegungen der Reiterei der Mekkaner zu überwachen und sie mit euren Pfeilen zurückzutreiben, wenn sie uns im Rücken angreifen will.“ Die übrigen Theile des kleinen Heeres wurden in der Ebene aufgestellt und in vier Theile getheilt. Den rechten Flügel befehligte ʿUkkâsha bin Muhssan, den linken Flügel Abû-Salama bin ʿAbd-al-Asad, den Vortrab Abû-ʿUbaida bin Dsharrâh und Saʿd bin Abî-Wakkâss, die Reserve stand unter dem Befehl des Mikdâd bin ʿAmr.

Gleich am Morgen des Tages, an welchem die Muslims ihre Stellungen am Uhud eingenommen hatten, an einem Sonnabend, den 7. Shawwâl des Jahres 3 d.

Flucht (23. März 625), begann die Schlacht, welche von dem Berge Uhud ihren Namen erhalten und grosse Berühmtheit erlangt hat.

Die Muslims hatten im Angesicht des Feindes mit den Waffen in der Hand ihr Morgengebet verrichtet, zu welchem Bilâl, wie gewöhnlich, die Gläubigen rief. Muhammed hatte mit ihnen gebetet. Für den, der wirklich glaubt, hat der Gedanke an Gott und das Gebet, wenn es mit wirklicher Andacht verrichtet wird, immer etwas unendlich Erhebendes, zur Erfüllung der Pflicht Anspornendes, dem vielleicht gesunkenen Muth mächtig Aufhelfendes. Der Mensch wird sich dadurch seiner unauflöslichen Verbindung mit Gott immer wieder von Neuem bewusst, in dessen Hand sein Schicksal ist, der ihn schützt, wenn er will, oder der ihn zu sich in sein Reich nimmt, wenn er will. Unerschütterliche Hingebung an Gottes Rathschluss und väterlichen Willen bemächtigt sich des Menschen und befreit ihn von aller Furcht, welche die Kräfte dessen so leicht lähmt, der nur an der Welt hängt. Siebenhundert standen Dreitausend gegenüber. Ein verzweifelter, ja ein tollkühner Kampf, wenn der Minderheit das Gottvertrauen fehlt, wenn ihr die Gewissheit des Kraft verleihenden bestimmten Gefühles abgeht, dass der Kampf einer gerechten Sache gilt, welcher zuletzt doch der Sieg zu Theil werden muss.

Keine, auch nicht die leiseste Andeutung von einem Schwanken der Muslims. In ruhiger und tapferer Haltung warten sie der Dinge, welche kommen sollen. Jeder voreilige Angriff konnte bei der

geringen Zahl ihres Heeres geradezu Verderben bringend werden, darum gebot Muhammed, unter allen Umständen ruhig zu warten, bis der Feind angreifen würde.

Den Beginn der Schlacht bezeichneten auch jetzt wieder einzelne Zweikämpfe, zu denen die Gegner wie gewöhnlich mit polternder und renommistischer Beredtsamkeit aufforderten. Der Erste war Abû-ʿÂmir, der „Mönch", wie er genannt wurde, zu dem Stamme der Banû Aus gehörig. Er schien zu glauben, dass er nur sich zu zeigen brauche, um sofort einen Abfall seiner Stammesgenossen von der Partei Muhammed's zu bewirken. Er hatte sich bitter getäuscht. Steinwürfe empfingen ihn und er musste sich schleunig hinter die Front zurückziehen.

Es folgten eine Anzahl von Zweikämpfen, in denen die mit Löwenmuth kämpfenden Muslims meist entweder Sieger blieben, oder ihren Gegnern die schwersten Verluste beibrachten.

Die hauptsächlichsten Kämpfe galten der Eroberung der Banner, welche den einzelnen Abtheilungen vorgetragen wurden. Das Hauptbanner der Kuraishiten befand sich in den Händen von Leuten des Stammes der Banû ʿAbd-al-dâr. Ihm galt der erste Angriff von Seiten der Muslims. Mit einer Tapferkeit und Beharrlichkeit sondergleichen vertheidigten die Mekkaner ihre Ehre. Zehn von ihren tapfersten Männern fallen bei dieser Gelegenheit und zuletzt ergreift noch ein Negersklave Sawâb das Banner. Er verliert die rechte und dann die linke Hand und presst noch mit seinen verstümmelten Armen die Fahne an seine Brust, bis auch er, tödlich getroffen, fällt. Nie-

mand wagt es mehr, die Fahne wieder aufzunehmen. Da verlässt die Mekkaner der Muth und die Schlachtordnung löst sich auf. Vergebens hatten die mekkanischen Reiter versucht, die Muslims, deren Stellung sie umgangen hatten, von hinten anzugreifen, immer wieder waren sie von den in so gut gewählter Stellung sich befindenden Bogenschützen der Muslims durch gutgezielte Pfeilschüsse zurückgetrieben worden. Vergebens hatten die zu Megären gewordenen Weiber der Mekkaner, namentlich Hind, welche sich durch die roheste Verstümmelung der gefallenen Muslims hervorthat, die Ihrigen zu neuen Anstrengungen aufgefordert, vergebens sogar selbst in den Kampf einzugreifen gesucht. Nichts half. Der Sieg entschied sich für die Anhänger Muhammed's. Die Mekkaner, voran die Frauen, begannen zu fliehen und die Gegner drangen in das feindliche Lager vor und fingen schon an, Beute zu machen.

Da plötzlich trat eine Wendung ein, welche alle mit so grossen und rühmlichen Anstrengungen, mit dem Tode der Tapfersten, wie Hamza und vieler Anderer, schwer erkauften Opfer illusorisch machte. Die auf der Anhöhe postirten muslimischen Bogenschützen, welche das Schlachtfeld genau überblicken konnten, sahen, dass es ans Beutemachen ging. Habgierig, wie sie nun einmal waren, verliessen sie ihren Anführer ʿAbd-allâh bin Dshubair, bei dem nur etwa zehn Leute treu aushielten, und mischten sich unter die Kämpfenden, um Theil an der Beute zu haben. Sofort bemerkt der ruhig dreinschauende Anführer der feindlichen Reiterei, Châlid bin Walîd, diesen

Hauptfehler, greift die wenigen Zurückgebliebenen an, macht den ʿAbd-allâh und seine Getreuen nieder und fasst die Muslims von der Rückseite. Neuer Muth bemächtigt sich der schon in der Auflösung begriffenen mekkanischen Krieger. Eine Frau, ʿAmra bint Alkama ergreift das am Boden liegende mekkanische Banner, das Fussvolk folgt dem Beispiel der Reiterei und stellt sich den Muslims entgegen, welche, des Sieges gewiss, der falschen Meinung sind, dass sie jetzt einer festen Ordnung nicht mehr bedürfen. Von allen Seiten stürzt man plötzlich auf sie ein. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, dass Muhammed gefallen sei. Das war freilich der schwerste Schlag! Allgemeiner Schrecken verbreitet sich. Einer der muslimischen Helden nach dem anderen, wie z. B. Abû-Bekr, ʿOmar, ʿAlî, wird verwundet und der herrliche Erfolg des Morgens geht durch den Ungehorsam und durch die Habgier der Bogenschützen verloren.

Durch das so sehr fehlerhafte Vordringen der Bogenschützen war Muhammed in die schwerste Gefahr gerathen. Er hatte sich wahrscheinlich in ihrer Nähe aufgehalten, um von dem erhöhten Standpunkte, auf welchem diese sich befanden, das Schlachtfeld übersehen und von da aus seine Befehle geben zu können.

Da auf einmal erfolgt der so überraschend kommende Angriff der Reiterei, welchen die Wenigen, die sich in Muhammed's Nähe befanden, nicht zu widerstehen vermögen. Dieser selbst wird vom Pferd herunter gerissen und stürzt, wie erzählt wird, in eine Grube, und fast wehrlos, wenn auch mit einem Doppelpanzer bekleidet, ist er den Pfeilen und Säbelhieben

seiner Feinde, die ihn erkannt zu haben scheinen, ausgesetzt. Zwar stürzen ʿAlî und Talha herbei, um ihn zu befreien, Abû-Dudshâna sucht ihn mit seinem Körper zu decken, aber umsonst. Zwei Ringe seines Visiers werden ihm in das Gesicht getrieben, er wird an der Stirne und an der Wange verwundet und das Blut des Propheten fliesst. Die Seinen wetteifern in Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit, um das Leben des ihnen so theuren Mannes zu schützen. Selbst eine Frau Namens Nusaiba bint Kaʿb aus dem Stamme Mâzin, Umm ʿUmâra beigenannt, welche eigentlich nur um Erfrischungen zu bringen und den Verwundeten die erste Hilfe zu leisten mit in den Kampf gezogen war, ergreift das Schwert und den Bogen eines Gefallenen und kämpft, bis sie eine schwere Wunde in die Schulter erhält. Einer der ihn schützenden Kämpfer nach dem anderen fällt und der Kampf zieht sich immer mehr nach der Mitte der Schlachtlinien.

Die Kuraishiten hätten den verhassten Gegner mit der grössten Leichtigkeit gefangen nehmen können. Es bleibt ein ungelöstes Räthsel, warum sie es nicht thaten. Sie scheinen sicher geglaubt zu haben, er sei todt, wie das allgemein verbreitete Gerücht, das auch in den muslimischen Reihen fest geglaubt wurde, besagte. Man sah ihn nirgends, und so bekam das Gerücht neue Nahrung. Ein ruhmrediger Mekkaner, welcher ihn vom Pferd gestürzt hatte (ʿAbd-allâh bin Kamîja), hatte mit Bestimmtheit behauptet, dass er ihn getödtet. Dass man ihn wirklich einige Zeit vermisst hat, scheint in der That richtig zu sein.

Allein die Seinen hatten ihn doch geschützt und es war ihnen gelungen, das Schlimmste von ihm abzuwenden, so dass er trotz der zahlreichen, aber wie es scheint nicht gerade schweren Verwundungen, doch noch das Bewusstsein behielt. Er lag mit geschlossenem Visier, zum Tode ermüdet, da; ein Zahn war ihm eingestossen, die Unterlippe durch einen Hieb gespalten und der Blutverlust aus anderen Wunden hatte ihn geschwächt. Nur die, welche ihn unmittelbar umstanden, wussten, dass er noch lebe. Die anderen Getreuen, wie ʿOmar und Abû-Bekr, welche nicht in seiner unmittelbaren Nähe waren, hielten ihn für todt. Weil sie ihn nirgends sahen, glaubten sie dem allgemeinen Gerücht. Sie waren selbst zum Theil schwer verwundet und vom Kampf ermüdet, und überliessen sich, ganz apathisch geworden, der dumpfsten Verzweiflung. Ein Medînenser, Anas bin Nadhr, traf sie. „Was steht ihr denn so bewegungslos da?“ ruft er ihnen zu. Sie antworten: „Muhammed ist todt!“ „Aber schämt ihr euch nicht, ihn zu überleben? Auf, lasst uns sterben wie er!“ Das Wort wirkt. Allen ihren Muth zusammenraffend stürzen sie sich noch einmal in den Kampf, dringen bis zu der Stelle vor, wo Muhammed, von den Seinen umringt, liegt, die ihn noch gegen die immer sich wiederholenden Angriffe der Mekkaner vertheidigen, befreien ihn und schaffen ihn in eine Schlucht des nahen Berges Uhud. Hier bringt ʿAlî dem Verwundeten Wasser, wäscht seine vielen Wunden, hier verrichten sie gemeinsam das Mittagsgebet, das sie Alle, ermüdet und zum Theil schwer verwundet, nur sitzend beten können.

Unter den Kuraishiten hatte sich das Gerücht von dem Tode Muhammed's schnell verbreitet und damit hielten sie den Zweck des Kampfes für vollkommen erfüllt. Die Muslims waren müde und kämpften nicht mehr, weil auch sie an die Wahrheit des Gerüchtes glaubten. Damit hatte der Kampf sein Ende erreicht.

Die scheusslichen Scenen der Leichenverstümmelungen von Seiten der Mekkaner wiederholten sich noch einmal. Jetzt wurden sie von Niemand daran verhindert. Selbst Abû-Sufjân liess an dem Leichnam des ruhmvoll gefallenen Hamza, des Oheims des Propheten, seine Wuth aus, wessen er sich freilich dann selbst schämte. Hind liess den Leichen — fünfundsiebzig Muslims lagen todt auf dem Schlachtfeld — Nasen und Ohren abschneiden und schmückte damit ihr Halsband.

Abû-Sufjân gab sofort den Befehl zum Aufbruch, weil er wusste, dass der Sonnenbrand die unbestattet daliegenden Leichen schnell in Verwesung bringen und so die Luft der Umgegend verpestet würde. Aber ehe seine Leute abzogen, besuchte er noch einmal das Schlachtfeld. Da war es, wo er den Leichnam des nach tapferstem Kampfe gefallenen Hamza, des Oheims von Muhammed, erblickte und die Kinnbacke desselben mit seiner Lanze zerschmetterte. Dshalîs bin Zabbân, der Anführer der Ahâbîsh (der Bundesgenossen der Mekkaner), sah dies und rief, empört über diese Roheit: „Seht, ihr Söhne Kinâna's, wie der Anführer der Kuraishiten gegen seinen erschlagenen Vetter handelt.“ Als Abû-Sufjân die Worte hörte, sagte er: „Weh dir, halte es geheim, es

war Unrecht von mir.“ Vergeblich suchte Abû-Sufjân nach dem Leichnam Muhammed's und obgleich Châlid, der Anführer der mekkanischen Reiterei, wusste, dass er sich nach der Schlacht zurückgezogen habe, unternahm man doch nichts, sich seiner Person zu bemächtigen. Abû-Sufjân begnügte sich mit Drohungen, die er, auf einen Hügel sich stellend, laut in die Ebene rief: „Der Krieg ist ein Spiel! Der heutige Tag ist eine Vergeltung für den Tag von Bedr. Erhebe dich Hobal!“

Hieran schliesst sich nun noch ein Bericht, der sich in den bei weitem meisten Quellen findet, und im Wesentlichen Folgendes besagt: Muhammed hörte die Worte von seinem Lager aus und sagte zu ʿOmar, stehe auf, antworte ihm und sprich: „Gott allein ist erhaben, Niemand ausser ihm. Unsere Erschlagenen sind im Paradies, die eurigen in der Hölle.“ Als ʿOmar die Worte ihm laut zugerufen hatte, rief Abû-Sufjân ihn zu sich und Muhammed befahl ihm hinzugehen, um zu sehen, was er wolle. Als ʿOmar zu Abû-Sufjân kam, beschwor ihn dieser, ihm zu sagen, ob Muhammed getödtet sei. ʿOmar versicherte ihm, dass dies nicht der Fall sei und dass Muhammed seine Worte höre. Da sagte ihm Abû-Sufjân: „Deine Worte sind mir glaubwürdiger und zuverlässiger als die des Ibn-Kamîja (der sich gerühmt hatte, er habe den Propheten getödtet). Dann rief Abû-Sufjân: „An euren Gefallenen sind Verstümmelungen verübt worden, bei Gott, ich hatte keinen Wohlgefallen daran, habe mich aber auch darüber nicht geärgert. Ich habe es weder geboten, noch ver-

boten.“ Beim Weggehen rief er noch: „Stellt euch nächstes Jahr wieder in Bedr ein!“ Muhammed hörte die Worte und befahl einem seiner Gefährten, ihm zu antworten: „Es sei so, wir wollen uns dort wieder treffen!“*)

Die Mekkaner schlugen dann bald ihr Lager ab, rafften die wenige Beute, welche sie erobert hatten, zusammen und zogen in der Richtung nach Medîna ab. Die auf das Aeusserste erschöpften Muslims waren natürlich in grosser Besorgniss über das Schicksal der Stadt. Sie mussten fürchten, dass die Mekkaner dieselbe sogleich angreifen würden. Allein das geschah nicht. In einem Kriegsrath, welcher in ʿAkîk, ganz in der Nähe von Medîna, gehalten wurde, beschlossen die Mekkaner die sofortige Rückkehr nach Mekka. „Wir haben einen Sieg erfochten“, sagte Ssafwân bin Umajja, der bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen stand, „und die bei Bedr Gefallenen gerächt. Damit wollen wir uns begnügen, denn wir können nicht wissen, ob wir das gleiche Glück haben, wenn wir Medîna angreifen. Kehren wir also nach Mekka zurück!“

Ueberblickt man den Gang und das Resultat der Schlacht von Uhud, die übrigens von den Muslims merkwürdigerweise immer als eine siegreiche bezeichnet wurde, trotzdem dass sie mit einer Niederlage endigte, so bieten sich allerdings einige höchst merkwürdige Thatsachen.

*) Vgl. hierzu die Anmerkung am Schlusse dieses Kapitels.

Ein nur äusserst schwach gerüstetes Heer wagt es, einer viermal stärkeren, ausgezeichnet ausgerüsteten, von den militärisch tüchtigsten Führern (wie z. B. Châlid bin Walîd und ʿAmr bin al-ʿâssî, die später zum Islâm sich bekannten) geleiteten Truppenmacht sich entgegenzustellen und dieselbe anzugreifen. Es gelingt der kleinen Schaar, trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr, in wenigen Stunden einen grossen Sieg zu erringen, in das feindliche Lager einzudringen, so dass Alles die Flucht zu ergreifen anfängt. Da plötzlich ändert sich in Folge eines unverzeihlichen Ungehorsams der beutelüsternen Bogenschützen die ganze Sachlage. Indem diese eine ganz vortreffliche Stellung preisgeben, dringt die mekkanische Reiterei, welche die Stellung der Muslims schnell umgangen hatte, in die Rückseite der muslimischen Schlachtlinie, wirft Alles über den Haufen und das Gefecht wird wieder zum Stehen gebracht. Die Muslims von allen Seiten bedrängt, müssen sich zu dem Berg, der ihren Rückhalt bildet, wieder zurückziehen, in dessen Nähe Muhammed sich befindet. Muhammed's Person ist der Mittelpunkt der ganzen Schlacht geworden.

Es wäre dem jetzt siegreichen Feinde ein Leichtes gewesen, sich derselben zu bemächtigen. Und doch machte er auch nicht den leisesten Versuch, dies zu thun. War es Grossmuth? Ganz gewiss nicht. Eine solche wird Niemand von Leichenverstümmlern erwarten. Hätte man aber doch vielleicht noch grossmüthig sein wollen, dann brauchte man ja den Gefangenen nur grossmüthig zu behandeln, aber man musste, wenn man irgendwie die Zukunft in das Auge

fasste, unter allen Umständen versuchen, ihn unschädlich zu machen. Von alle dem geschah nichts. Man hatte dem Rachegefühl Genüge geleistet und mit diesem niedrigen Resultat begnügte man sich.

Ein Volk, welches in den Kampf zieht und dabei auf seine Fahnen nichts anderes als das Wort Rache zu schreiben weiss, leidet an einer beklagenswerthen Ideenlosigkeit und verwirkt dadurch die Zukunft, die nur denen gehört, welche in harter und consequenter Selbstzucht sich selbst und ihre Leidenschaft zu bekämpfen verstehen, und welche wirklich nur für eine höhere Idee kämpfen. Die Rache ist nur eine niedere Leidenschaft, sie ist keine höhere Idee. Man hätte vielleicht dem Abû-Sufjân, der einen weiteren Blick zu haben schien, zutrauen können, dass er die Zukunft im Auge haben und sich nicht mit dem Siege des Augenblickes begnügen würde. Allein er bewährte sich bei dieser Gelegenheit doch nicht als der weitblickende Mann, für welchen man ihn halten zu dürfen schien.

Es war durch den Kampf beim Berge Uhud für die Zukunft Mekka's nichts den Wünschen der Mekkaner Entsprechendes entschieden, was so leicht hätte geschehen können. Nur das eine hatte sich wieder klar gezeigt, dass der Glaube der Anhänger Muhammed's ihnen eine Kraft, eine Standhaftigkeit und eine Aufopferungsfähigkeit verlieh, welche sie befähigten, einer grossen erdrückenden Uebermacht gegenüber entschlossen Stand zu halten und kühnen Angriffen muthig die Spitze zu bieten, dass die Anhänglichkeit an die Person des Muhammed eine unerschütterliche

war und dass in den nächsten Freunden desselben, wie Abû-Bekr, ʿOmar und ʿAlî, der dem Islâm die Zukunft sichernde Gedanke zum Durchbruch kam: „Auch wenn der Prophet gestorben ist, lebt doch der, dessen Botschaft er seinem Volke gebracht, und dass sie, wie der Prophet, die Pflicht hätten, für den Glauben an den Einen Gott zu kämpfen, und die Sache dieses Einen Gottes zu vertreten.“ Auf der anderen Seite aber zeigte sich auch an dem Beispiele der ungehorsamen Bogenschützen, dass der Mangel an Disciplin und strenger Befolgung des Befehles zur Niederlage und zum Untergange führt.

Als die Mekkaner noch im Laufe des Tages das Schlachtfeld verlassen hatten, besuchte Muhammed, dessen Wunden man nothdürftig verbunden, nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, das Schlachtfeld, auf dem fünfundsiebzig seiner Anhänger erschlagen und zum Theil in der schauderhaftesten Weise verstümmelt lagen. Der erste Anblick dieser rohen Greuelthaten erregte seine tiefste Empörung, die ihn zu dem Gelübde verleitete, sich einst dafür an den Leichen seiner Feinde zu rächen. Er nahm aber später selbst dieses eines Propheten unwürdige Gelübde zurück. Am tiefsten betrauerte er den Tod seines tapferen, geliebten Oheims Hamza, den er sofort in einem besonderen Grabe begraben liess, welches noch bis auf den heutigen Tag ein von den gläubigen Muslims aller Länder vielbesuchter Wallfahrtsort ist. Die anderen Leichen liess er, meist je drei zusammen in ein Grab, sofort bestatten, verbot

die Leichen zu waschen, weil er sagte, das an ihnen klebende Blut werde im Paradies wie Moschus duften. Die Leichen der Wenigen, welche man bereits nach Medîna geschafft hatte, liess er dort begraben.

Noch am Tage der Schlacht kehrte er gegen Abend nach Medîna zurück, das durch die unverhältnissmässig grossen Verluste, welche die Medînenser erlitten hatten — unter den Gefallenen befanden sich allein siebzig Medînenser — in die tiefste Trauer versetzt war. Es ist wohl sehr erklärlich, dass sein Ansehen durch die nicht wegzuleugnende Niederlage gelitten hatte, wenigstens augenblicklich geschwächt wurde. Dennoch hatte er den Muth, gleich am andern Tage durch den Gebetausrufer Bilâl die Seinigen aufzufordern, dass sie sich sofort von Neuem aufmachen sollten, um die Mekkaner zu verfolgen. Wollte er dadurch nur die Leute auf die Probe stellen, oder hatte er wirklich die, man kann wohl sagen tollkühne, Absicht, das im Vergleich mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen gross zu nennende Heer der Mekkaner zu verfolgen? Er hatte ja kaum wenige Stunden Zeit gehabt, um sich und den Seinen, von denen Viele schwer verwundet waren, die allernothdürftigste Erholung und Ruhe zu gewähren, und doch sollten nur diejenigen an dem Verfolgungszuge Theil nehmen dürfen, welche am Tag vorher mit gekämpft hatten.

Mag dem sein, wie ihm wolle, die Seinigen bestanden die Probe. Alle, auch die Verwundeten, stellten sich ein und verliessen mit ihrem Propheten ungeschwächten Muthes die Stadt, wie es scheint, noch

an demselben Tage und marschirten bis Hamrâ al-Asad, etwa zwei Meilen von Medîna entfernt. Hier blieben sie bis zum nächsten Donnerstag und kehrten dann unverrichteter Sache nach Medîna wieder zurück.

Die Biographen Muhammed's geben an, Muhammed habe durch den Auszug aus Medîna den Feind in Schrecken setzen wollen. Derselbe sollte hören, dass ihm nachgesetzt worden sei, und daraus schliessen, dass die Muslims noch mächtig seien und dass ihre Niederlage sie nicht so geschwächt habe, dass sie dem Feinde keinen Widerstand mehr leisten könnten. Es lässt sich wohl denken, dass dieser Zweck in gewisser Beziehung erreicht wurde. Auf der anderen Seite mochte aber Muhammed viel zu thun haben, um den deprimirenden Eindruck, welchen der sieglose Ausgang der Schlacht auf die Medînenser selbst gemacht hatte, in etwas abzuschwächen. Wie gewöhnlich half er sich auch in diesem Falle mit zum Theil sogar tieferen und sehr fruchtbaren Betrachtungen, die er selbst für Eingebungen des göttlichen Geistes, also für göttliche Offenbarungen hielt. Die Korâncommentatoren und Biographen*) beziehen ziemlich viele Verse des Korân auf dies Ereigniss, manche darunter gewiss nicht mit Unrecht. Sicher bezieht sich auf dasselbe die im Korân (Sûr. 3, 132 ff.) aufgezeichnete Betrachtung: „Dies ist eine deutliche Lehre für die Menschen und eine Leitung und Ermahnung für die Gottesfürchtigen. Werdet

*) Vgl. das interessante Kapitel bei Ibn-Hishâm a. a. O. S. 592 ff.: „Ueber die auf Uhud sich beziehenden Offenbarungen."

nicht kleinmüthig und seid nicht traurig (wegen dessen, was euch widerfahren ist). Ihr seid doch die Oberen, wenn ihr gläubig seid (d. h. ihr werdet doch wieder die Oberhand und den Sieg gewinnen, wenn ihr an meinen Propheten und seine Botschaft von mir glaubt und die Pflichten, welche dieser Glaube euch auferlegt, erfüllet). Wenn Verwundung euch trifft, so (bedenket), auch Anderen sind ähnliche Wunden geschlagen worden. Wir machen die Tage zu Tagen mit wechselndem Glück unter den Menschen, damit Gott diejenigen erkenne, welche glauben und aus eurer Zahl die Blutzeugen auswähle, (Gott liebt nicht diejenigen, welche Unrecht thun) und damit Gott die, welche glauben, reinige (von ihren Sünden, wenn das Unglück sie trifft) und die Gottesleugner vernichte. Glaubt ihr, dass ihr in das Paradies eingehen werdet, ehe Gott die kennt, welche für seine Sache kämpfen und geduldig ausharren? (d. h. glaubt ihr, ihr würdet Gottes Lohn empfangen, ohne dass er euch durch Unglück erprobte, um zu sehen, ob ihr wirklich glaubet und im Unglück ausharret?). Ihr habt ja den Tod gewünscht, noch bevor er euch nahe war (d. h. ihr wolltet ja vor der Schlacht für das, was ihr für wahr haltet, als Märtyrer sterben; er meint damit diejenigen, welche Muhammed aufgefordert haben, mit ihnen gegen den Feind zu ziehen, weil sie bei Bedr nicht mit gefochten und aus Verlangen nach dem Märtyrertod). Ihr habt ihn (den Tod) nun gesehen, indem ihr zuschautet" (d. h. ihr habt mit eignen

Augen gesehen, wie der Tod durch das Schwert zwischen euch und Andere getreten ist, ihr erblicktet den Feind, und dann hat Gott den Tod von euch abgehalten). „Muhammed ist nur ein Gesandter. Vor ihm sind andere Gesandten dahingegangen, wollt ihr euch auf euren Fersen umdrehen (d. h. wollt ihr eure Religion wechseln), wenn er stirbt oder getödtet wird? Wer dies thut, der schadet Gott nicht, aber Gott belohnt die Dankbaren." (Es beziehen sich die Worte auf das während der Schlacht entstandene und jedenfalls zunächst von den Mekkanern verbreitete, von den Muslims aber für wahr gehaltene Gerücht, dass Muhammed getödtet worden sei. Da nun die Muslims demselben Glauben schenkten, ergriffen sie theils die Flucht, theils aber bemächtigte sich ihrer eine solche Apathie, dass sie willenlos vom Kampfe abstanden.) „Keiner stirbt, ausser nach dem Willen Gottes, zu der vorher bestimmten Zeit."

Ohne Zweifel waren diese Betrachtungen — so kann man sie ja wohl am besten nennen —, welche Muhammed an die von ihm und seinen Anhängern während der Schlacht am Berge Uhud gemachten Erfahrungen knüpfte, sehr geeignet, theils den Muth derselben zu heben, theils aber die Kleingläubigen wegen ihres Mangels an Vertrauen zu Gott und an demüthiger Hingebung und Unterwerfung unter seinen Alles entscheidenden Willen zu strafen. Hegel hat vollkommen Recht, wenn er*) behauptet: „Die Ver-

*) Vgl. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (3. Aufl. Berlin, 1848) S. 432.

ehrung des Einen (Gottes) ist der einzige Endzweck des Muhammedanismus und die Subjectivität hat nur diese Verehrung als Inhalt der Thätigkeit, sowie die Absicht, dem Einen die Weltlichkeit zu unterwerfen.“ Die Betrachtungen Muhammed's sind nicht nur ganz richtige, sondern zeugen auch von einem grossen praktischen Geschick und ganz merkwürdigem Tact.

Während seines Aufenthaltes in Hamrâ al-Asad liess Muhammed zwei Hinrichtungen vollführen, und zwar an zwei Leuten, welche dort gefangen genommen wurden. Der eine war Muʿâwija bin al-Mughîra und der andere Abû-ʿAzza ʿAmr al-dshumahî. Der Letztere war schon früher bei Bedr gefangen genommen und dann unter der Bedingung wieder freigelassen worden, dass er nie wieder gegen Muhammed und seine Anhänger kämpfe. Nichtsdestoweniger hatte er sich von Abû-Sufjân bereden lassen, mit den Anderen auszuziehen und beim Berge Uhud mit gegen Muhammed zu kämpfen. Auf dem Rückwege hatte er sich verirrt und war schlafend gefangen genommen worden. Zwar flehte er noch ein zweites Mal um Gnade, allein Muhammed wollte sich von dem wortbrüchigen Mann nicht ein zweites Mal betrügen lassen (er sagte zu ihm: „Nein, bei Gott, du sollst in Mekka nicht dein Gesicht streicheln und sagen: ich habe Muhammed zweimal betrogen“) und gab dem Zubair Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen.

Hier lag ohne Zweifel ein nach dem Kriegsrecht mit dem Tode zu bestrafender Treubruch vor. Etwas anders verhielt es sich mit Muʿâwija bin al-Mughîra.

Diesen hatte, nachdem er ebenfalls gefangen genommen war, Muhammed unter der Bedingung begnadigt, dass er, wenn er nach drei Tagen noch gefunden werde, das Leben verwirkt habe. Statt nun sofort nach Mekka zurückzukehren, verbarg er sich und am vierten Tage wurde er in seinem Versteck entdeckt und auf Muhammed's Befehl getödtet.

Wenn Muhammed durch den so schnell nach der Schlacht unternommenen Zug nach Hamrâ-al-asad nicht nur die Seinigen auf die Probe stellen, sondern auch einen tieferen Eindruck auf die feindlichen Stämme ausüben und bei ihnen die Vorstellung erwecken wollte, dass sein und der Seinigen Muth und Kraft völlig ungebrochen sei, so erreichte er den letzteren Zweck wenigstens nicht vollkommen. Die Mekkaner mochten sich übrigens auch ihres Sieges über die Gebühr gerühmt haben. Sie hatten noch immer nach allen Seiten ihre Verbindungen, und nach beduinischen Begriffen und Anschauungen hatten sie vielleicht auch ganz recht, sich ihrer Thaten zu rühmen. Sie hatten ja blutige Rache genommen. Man kann von ungebildeten Beduinen nicht verlangen, dass sie sich über diesen doch ausserordentlich niedrigen Standpunkt erheben, und so ist es begreiflich, dass man die Mekkaner wirklich allgemein für die Sieger hielt und die Tragweite der von ihnen errungenen Resultate in der übertriebensten Weise überschätzte.

Diese hohe Meinung, welche die beduinischen Stämme von dem Siege der Mekkaner hatten, trat nun allerdings auch in den immer stärker sich regen-

den Versuchen, gegen Medîna und seine Bewohner feindlich vorzugehen, mehr und mehr zu Tage. Es knüpften sich im Geheimen Bündnisse, welche zunächst in ihrer Vereinzelung scheinbar gar nicht so gefahrdrohend waren, welche aber doch Muhammed zur unermüdlichen Vorsicht mahnen mussten. Er liess es an derselben nicht fehlen und war unablässig auf der Hut. Bereits wenige Monate nach der Schlacht am Uhud, im ersten Monat des vierten Jahres der Flucht (d. i. Ende Juni 625) erfuhr er, dass der grosse Stamm der Banû Asad seine Streitkräfte sammele und beabsichtige, einen Raubzug gegen Medîna zu unternehmen. Es wäre gefährlich gewesen, die Vorbereitungen zu dem Unternehmen sich weiter entwickeln zu lassen. Darum liess Muhammed, welcher durch den Tajjiten Walîd bin Zuhair von der Absicht der Banû Asad rechtzeitig unterrichtet worden war, mit der grössten Eile den Abû-Salama bin ʿAbd-Asad, der bei Bedr und beim Uhud mit gefochten hatte, mit hundertundfünfzig Mann ausrücken. Der Tajjit wies dem kleinen Heer den ziemlich weiten Weg, welches, als es in dem Gebiete des feindlichen Stammes ankam, den grössten Schrecken verbreitete, so dass die ruhmredigen Feinde nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Flucht zu ergreifen. Die Muslims machten nur eine sehr geringe Beute und nahmen drei Sklaven gefangen. Zu einem Gefecht war es gar nicht gekommen. Aber der tapfere und umsichtige Abû-Salama wurde doch das Opfer des kleinen Kriegszuges, von dem er schon nach einer nur zehntägigen Abwesenheit zurückkehrte. Denn die kaum nothdürftig

verharschte Armwunde, die er im Kampfe beim Uhud erhalten hatte, brach in Folge der Anstrengungen wieder auf, und nachdem er sechs Monate schwer gelitten hatte, erlag er. Er hinterliess eine Wittwe, Umm Salama, die Tochter des Abû-Umajja, welche Muhammed vier Monate nach dem Tode ihres Mannes zur Frau nahm. Sie überlebte den Propheten, wie es scheint, um mehrere Jahre.

Wahrscheinlich noch kurze Zeit vor dieser Begebenheit hatte die Muslims ein anderer Verlust getroffen, welcher ihnen sehr empfindlich war. Muhammed hatte angeblich auf Bitten einiger Leute vom Stamme Haun bin Chuzaima sechs seiner Anhänger unter der Führung des Marthad mit einer Karawane abgeschickt, um den Stamm, in welchem sich das Verlangen nach näherer Kunde des Islâm kundgegeben hatte, mit dem Korân und seinen Lehren genauer bekannt zu machen. Als dieselben sich an dem Brunnen al-Radshî' gelagert hatten, wurden sie von einer Anzahl Hudsailiten, welchen der Brunnen gehörte, überfallen und theils ermordet, theils gefangen genommen. Die drei Gefangenen, Zaid bin al-Dathinna, Chubaib bin 'Adî und 'Abd-allâh bin Târik, sollten nach Mekka geführt werden, wo man sie verkaufen wollte. 'Abd-allâh aber, der sich unterwegs befreite und auch seine Leidensgefährten zu befreien suchte, wurde getödtet, während die beiden anderen in der That nach Mekka geführt und dort von Leuten gekauft wurden, welche durch ihren Tod einige von den Muslims in der Schlacht getödtete Verwandte rächen wollten. Man führte sie ausserhalb des hei-

ligen Gebietes von Mekka, um sie zu ermorden. Beide legten noch vor ihrem qualvollen Tode deutliches Zeugniss von ihrer Liebe für Muhammed ab. Nachdem sie noch ihre Gebete verrichtet hatten, erlitten sie, gottergeben, den Tod. Chubaib wurde in Tan'îm gekreuzigt; ehe an ihm die grausame That verübt wurde, bat er, dass man ihm erlaube, ein Gebet mit zwei Kniebeugungen verrichten zu dürfen. Als man ihm die Erlaubniss dazu gegeben hatte, betete er in andächtigster Weise und sagte dann: „Fürchtete ich nicht, dass ihr glauben könntet, ich verlängere mein Gebet aus Furcht vor dem Tode, so hätte ich noch länger gebetet." Chubaib, sagt Ibn-Hishâm (a. a. O. S. 641), ist der, welcher mit diesem Gebet von zwei Kniebeugungen (als Todtengebet) den Gläubigen als Beispiel voranging. Man hob ihn dann auf einen Galgen und band ihn fest, und er wurde durch Speere, welche junge Leute auf ihn warfen, getödtet.

Ein ganz ähnlicher, für Muhammed auch äusserst empfindlicher Verlust, traf die Muslims im Monat Ssafar des Jahres 4 (beginnt 13. Juli 625). Ein bei den Seinigen sehr angesehener Häuptling der Hawâzin (die Sitze des Stammes befanden sich damals in der Landschaft Nadshd), Namens Abû-Barâ 'Âmir bin Mâlik, mit dem Beinamen Mulâ'ib al-asinna,*) war nach Medîna gekommen, hatte sich dort mit Muhammed unterredet und war von diesem in den Lehren des Islâm unterrichtet worden. Abû-Barâ konnte sich zwar nicht gleich zur Annahme desselben

*) D. h. der mit den Speeren Spielende.

entschliessen, wurde aber doch so sehr von demselben eingenommen, dass er Muhammed bat, einen oder mehrere seiner Gefährten zu ihm nach Nadshd zu schicken, welche die Bewohner dieses Landes zum Islâm bekehren sollten, da er sicher hoffe, dass dieselben dem an sie ergehenden Rufe zum Bekenntniss der neuen Religion folgen würden. Muhammed erwiderte ihm, dass er seinen Stammesgenossen nicht recht traue. Als ihm aber Abû-Barâ zugesichert hatte, dass er seinen Abgesandten allen ihm nöthig scheinenden Schutz gewähren werde, entschloss sich der Prophet, die Bitte des wissbegierigen Heiden zu erfüllen. Er sandte daher den al-Mundsir bin ʿAmr, welcher, wie sich Ibn-Hishâm ausdrückt, „mit ausgestrecktem Halse dem Tode entgegenging", mit vierzig anderen treuen und in der Kenntniss des Korân bewanderten Muslims zu den Hawâzin. Sie kamen bis zu dem Brunnen Maʿûna, zwischen dem Gebiete der Banû ʿÂmir und der vulkanischen Ebene (Harra) der Banû Sulaim, welchen letzteren derselbe etwas näher gelegen war. Nachdem sie hier Halt gemacht hatten, schickten sie den Harâm bin Milhân mit dem Schreiben des Muhammed zu ʿÂmir bin al-Tufail. Dieser sah das Schreiben, welches er wohl überhaupt gar nicht lesen konnte, gar nicht an, sondern überfiel den Harâm und tödtete ihn und rief sodann die Banû ʿÂmir zum Kampfe gegen die Muslims auf. Allein da diese auf Abû-Barâ, welcher den Muslims Schutz versprochen hatte, nicht den Verdacht des Treubruches kommen lassen wollten, weigerten sie sich, der Aufforderung des

ʿÂmir bin al-Tufail Folge zu leisten. Letzterer wendete sich in Folge dessen an die Banû Sulaim, welche seinem Wunsche gerne entsprachen und unter seiner Führung das Lager der Muslims umzingelten. Diese griffen sofort zu den Waffen, wurden aber nach tapferer Gegenwehr bis auf Kaʿb bin Zaid getödtet. Nur dieser allein entkam dem Gemetzel. Man hatte ihn schwer verwundet, und in den letzten Zügen liegend, auf dem Schlachtfelde liegen lassen. Alle seine Kräfte zusammennehmend, schleppte er sich mühsam von den Todten weg. ʿAmr bin Umajja und ein Hilfsgenosse von den Banû ʿAmr bin ʿAuf, Namens al-Mundsir bin Muhammed, befanden sich bei der Heerde und merkten den Unfall ihrer Genossen erst an den das Lager umschwärmenden aasbegierigen Raubvögeln. Da sagten sie: „Bei Gott, diese Raubvögel bedeuten etwas!“ Darauf gingen sie näher, um die Sache zu untersuchen, und erblickten die in ihrem Blute liegenden Leichen ihrer Genossen, in deren Nähe sich die feindlichen Reiter noch befanden. Der Hilfsgenosse al-Mundsir bin Muhammed sprach darauf zu ʿAmr bin Umajja: „Was sollen wir nun thun?“ Dieser erwiderte: „Wir wollen zu Muhammed zurückkehren und ihm Nachricht bringen.“ Der Hilfsgenosse entgegnete aber: „Wahrlich, ich mag nicht lebend davonkommen von dem Orte, wo al-Mundsir bin ʿAmr getödtet worden und ich will nicht, dass mir die Leute von ihm erzählen.“ Darauf griff er die Feinde an, bis er getödtet wurde. Den ʿAmr bin Umajja aber nahmen sie gefangen. Nachdem er ihnen jedoch erzählt hatte, dass er zum Stamme

Mudhar gehöre, liess ihn ʿÂmir bin al-Tufail los und schenkte ihm, nachdem er ihm die Stirnhaare hatte scheeren lassen, die Freiheit. ʿAmr trat sofort die Rückreise an und begegnete unterwegs in der Nähe von Karkara zwei Leuten vom Stamme der Banû ʿÂmir und, empört über die von ihrem Stammgenossen ʿÂmir verübte Ermordung seiner Gefährten, erschlug er sie, als sie schliefen. Muhammed, dem er, seiner That als einer wohlverdienten Rachethat sich rühmend, Alles erzählte, war darüber sehr betreten, weil die ʿÂmiriten im Bundesverhältniss mit ihm standen. Er entschloss sich daher, das volle Blutgeld für dieselben ihren Verwandten zu entrichten.

Da der jüdische Stamm der Banû al-Nadhîr vertragsmässig einen Theil der Blutschuld an die auch mit ihnen im Bundesverhältniss stehenden Banû ʿÂmir zu leisten hatte, begab sich Muhammed zu ihnen, um sie zur Entrichtung ihres Antheiles aufzufordern. Als dieser ihnen seinen Wunsch ausgesprochen hatte, zeigten sie sich sogleich bereit, demselben nachzukommen, beschlossen aber im Geheimen, den Mann, welchen sie auf das Tiefste hassten, so schnell als möglich aus dem Wege zu räumen. Ein Jude sollte einen grossen Stein auf ihn stürzen. Eine glückliche Fügung rettete ihn vor dem ihm drohenden Unglück, von welchem er Kunde erhielt, und er kehrte schnell nach Medîna zurück. Hier erzählte er den Seinen, was ihm begegnet war und gab sofort den Befehl, alle Vorbereitungen zu einem Kriegszug gegen die ihm feindlichen Juden dieses Stammes so schnell wie möglich zu treffen.

Man ist bei Muhammed gewöhnt, dass er seine Entschlüsse schnell ausführte. Im gegebenen Falle konnten die Vorbereitungen rasch beendigt werden und eines weiten Marsches bedurfte es nicht, da der jüdische Stamm der Banû Nadhîr in der unmittelbarsten Nähe von Medîna, in Zuhra, einem ziemlich gut befestigten Platz, wohnte. Im Monat Rabî I. (beg. 11. August 625) des Jahres 4 der Flucht schlug Muhammed in der Nähe ihrer Wohnungen sein Lager auf. Die Juden, jeden Kampf klüglich vermeidend, hatten sich in ihre festen Burgen zurückgezogen und liessen sich ruhig belagern. Sie hofften mit der grössten Sicherheit auf die ihnen von ihren Bundesgenossen, den Banû ʿAuf, fest zugesagte Hilfe. Allein auch diese hielten es für gerathener, sich einem Kampfe nicht auszusetzen und beschränkten sich darauf, eine Art Vermittlerrolle zwischen den Banû Nadhîr und Muhammed zu spielen, welcher sechs Tage lang dieselben belagerte und — was allerdings im höchsten Grade Tadel verdiente — die Dattelbäume, welche seinen Feinden gehörten, schonungslos niederhauen liess. Nach mehrtägigen Verhandlungen mit den Banû ʿAuf bewilligte Muhammed auf Bitten der letzteren den Nadhîr freien Abzug und erlaubte ihnen, dass ein Jeder von seiner Habe soviel mitnehmen dürfe, als ein Kameel tragen könnte. Die Panzer wurden hierbei ausgeschlossen. Die Juden machten von dieser Erlaubniss den kühnsten und ausgiebigsten Gebrauch. Es wird ausdrücklich erzählt, dass Manche ihr Haus einrissen, um auch die Thürschwellen auf die Kameele zu laden. Froh, mit ihrem Leben und einem guten

Theil ihrer Habe davon zu kommen, verliessen sie unter Musikbegleitung mit ihren Frauen und ihren Kindern ihre Quartiere. Die Einen wanderten nach Chaibar, die Anderen nach Syrien aus. Nur zwei von ihren Stammgenossen blieben ruhig in ihren Wohnungen, da sie (wie es heisst, um ihre Habseligkeiten ganz für sich zu retten) sich zum Islâm bekannten, nämlich Jâmîn bin ʿUmair und Abû-Saʿd bin Wahb, jener der Vetter des Juden, welcher sich erboten hatte, den Muhammed bei Gelegenheit seines jüngsten Besuches im Judenquartier zu ermorden.

Unblutig, aber reich an Beute war der kleine Kriegszug, wenn man ihn so nennen kann, verlaufen und Muhammed blieb die nächsten Monate ruhig in Medîna. Er hatte die werthvolle Beute, welche ohne Schwertstreich in seinen Besitz gekommen war, für sein Eigenthum erklärt, mit welchem er nach Gutdünken schalten und walten könne und dieselbe unter die zum Theil sehr armen Ausgewanderten vertheilt und nur einen geringen Theil davon für ärmere Medînenser bestimmt. Um diesen allerdings sehr willkürlichen Schritt zu rechtfertigen, veröffentlichte Muhammed unmittelbar nach der Austreibung der Juden die neunundfünfzigste Sûre des Korân, welche sich ausschliesslich mit der ganzen Angelegenheit beschäftigt.

In dieselbe Zeit fällt auch nach der übereinstimmenden Annahme der Muslims das Verbot des Weines und des Spieles, wie dieses im Korân (Sûr. II, 119. IV. 42, V. 99 f.) wiederholt ausgesprochen ist. Muhammed hatte wahrscheinlich während der

verschiedenen Feldzüge unangenehme Erfahrung in Beziehung auf den Genuss des Weines von Seiten der Seinigen gemacht und gesehen, wie leicht die Disciplin durch denselben gelockert werden konnte. „Der Wein", sagte er, „bringt mehr Unheil als Nutzen." Ebenso befahl er um diese Zeit seinem Schreiber Zaid bin Thâbit, die hebräische Schrift zu lernen, weil er nicht mehr, wie dies bisher der Fall gewesen war, die schriftlichen Verhandlungen mit den zahlreichen Juden Arabiens einem Juden anvertrauen wollte. Da Muhammed diese Schrift selbst nicht kannte, war er in dieser Beziehung vollkommen von den der Schreibkunst kundigen Juden abhängig gewesen. Zwar hatte er gleich nach seiner ersten Ankunft in Medîna und dann später wieder nach der Schlacht von Bedr fürsorglich alle Massregeln ergriffen, um seinen Anhängern die ersten unerlässlichen Elemente der Bildung zu verschaffen und scheinen seine Bemühungen auch wirklich von einigen Erfolgen begleitet gewesen zu sein, allein diese Massregeln hatten sich doch nicht auf die Erlernung der hebräischen Schrift erstreckt, weil er in den Juden treue Bundesgenossen gefunden zu haben glaubte.

Darin hatte er sich nun allerdings empfindlich getäuscht und es ist wohl begreiflich, dass die gewaltsame Vertreibung der Juden aus dem Gebiete von Medîna bei den sämmtlichen Juden Arabiens einen unauslöschlichen Hass gegen ihn erregte, der freilich für ihn im höchsten Grade gefährlich werden konnte. Als muthige Krieger hatten sie sich ihm gegenüber nirgends bewährt, aber sie besassen die reichlichsten

Mittel und hatten als scheinbar unparteiische Vermittler zwischen den streitenden Parteien grossen Einfluss. Niemals stellten sie ihre Besitzthümer auf das Spiel, und errangen trotzdem immer die grössten Vortheile. Solche Gegner sind die gefährlichsten, weil ihnen sehr schwer beizukommen ist. Das fühlte Muhammed sehr bald heraus und dachte daher wohl schon lange an das Radicalmittel einer vollständigen Entfernung dieser Feinde vom arabischen Boden.

Wie bereits früher erwähnt wurde, sollte nach dem Schluss der Schlacht am Uhud Abû-Sufjân dem ʿOmar bin al-Chattâb zugerufen haben: „Ueber ein Jahr sehen wir uns in Bedr wieder.“ Muhammed hatte das Stelldichein angenommen. Jetzt nahte der Zeitpunkt, wo die beiden feindlichen Heere sich wieder treffen sollten. Muhammed hielt mit peinlichster Sorgfalt den Termin ein. Mit einem ziemlich zahlreichen Heere machte er sich im Monat Shawwâl des Jahres 4 der Flucht (März 626) auf den Weg nach Bedr. Sechs Tage wartete er mit den Seinigen auf die Mekkaner, aber vergeblich. Sie kamen nicht. Angeblich hatte die anhaltende Dürre, welche die Verproviantirung eines grösseren Heeres ausserordentlich erschwerte, den Abû-Sufjân abgehalten, den von ihm bereits in das Werk gesetzten Marsch weiter zu verfolgen. Die Muslims mussten also unverrichteter Sache von Bedr wieder abziehen.*)

*) Bei den muslimischen Schriftstellern wird dieser zweite Zug nach Bedr zum Unterschied von dem ersten „Bedr al-mauʿid“ oder auch „Bedr al-ssughra“ genannt. Eine ausführliche Darstellung dieses angeblichen (übrigens weder

Noch in dasselbe vierte oder in das fünfte Jahr der Flucht fällt wahrscheinlich der Zug, welchen Muhammed ziemlich weit nach Norden, nach Dûmat-al-dshandal, an der syrischen Grenze gelegen, unternahm. In diesem in fruchtbarer Ebene gelegenen und meist von Christen bewohnten Orte wurde ein vielbesuchter Markt gehalten, zu welchem sich Beduinen aus vielen Theilen Arabiens einfanden. Die letzteren pflegten dorthin zu gehen, nicht nur um selbst Handelsgeschäfte zu machen, sondern auch um die friedlichen Kaufleute, welche ihre Waaren dorthin brachten, entweder zu berauben, oder Erpressungen der schlimmsten Art zu verüben. Man mochte aber dort auch allerhand Verabredungen zu einem in grösserem Massstabe zu unternehmenden Raubzuge gegen das jetzt für reich geltende Medîna getroffen haben. Alle derartige Unternehmungen musste Muhammed im frühesten Keime zu ersticken suchen. Er liess deshalb an die Seinigen die Aufforderung ergehen, sich so schnell als möglich zu einem Feldzuge nach Dûmat-al-dshandal zu rüsten. Etwa tausend der Seinigen folgten der Aufforderung und zogen unter seiner Führung aus. Nach langen, nicht ganz unbeschwerlichen Nachtmärschen langten sie, von einem

---

von Buchârî noch von Muslim in dem Kitâb al-maghâzî oder [Muslim] in dem Kitâb al-dshihâd va'l-sijar als Feldzug erwähnten) Feldzuges nach Bedr findet sich bei Wâkidî. Vgl. J. Wellhausen, Muhammed in Medina (Berlin, 1882) S. 167 ff. Sollte das Ganze nicht ein zu Ungunsten der Mekkaner erfundenes Märchen sein? Vgl. die Anmerkung am Schluss des Kapitels.

sicheren Führer geleitet, in der Nähe der Oase an, machten eine ziemlich bedeutende Beute an Heerden, konnten aber der sofort nach allen Seiten hin fliehenden Beduinen nicht habhaft werden und kehrten unverrichteter Sache wieder nach Medîna zurück. Es scheint sicher zu sein, dass Muhammed bei dieser Gelegenheit nicht bis in die Stadt Dûmat-al-dshandal kam.

Anmerkung. Auf die grosse Unwahrscheinlichkeit der Erzählung von dem Zusammentreffen des Abû-Sufjân mit Muhammed nach dem Treffen am Berge Uhud hat bereits Weil in seiner Biographie Muhammed's (S. 130 u. 143) aufmerksam gemacht.

Es ist schon an sich nicht recht glaublich, dass Abû-Sufjân, wenn er wirklich von dem Aufenthalte des (nach einem falschen Gerüchte gefallenen) noch lebenden Feindes Kunde gehabt, diese günstige Gelegenheit, den gefährlichen Feind ohne alle Schwierigkeit zu beseitigen, unbenutzt hätte vorüber gehen lassen. Selbst wenn man bei ihm die grösste Ritterlichkeit hätte voraussetzen können, ein derartig grossmüthiges Verhalten gegen seinen Feind wäre ein ganz unbegreiflicher Fehler gewesen. Man hat aber nach dem ziemlich deutlichen, viele einzelne Züge des Charakters des Abû-Sufjân wiedergebenden Bilde desselben, wie es uns in den Berichten der arabischen Historiker vorliegt, durchaus keinen stichhaltigen Grund, anzunehmen, dass eine solche Voraussetzung berechtigt wäre. Abû-Sufjân war ein sehr kluger, sehr thatkräftiger, die Verhältnisse klar überblickender, wenn die Umstände es erheischten zu Aufopferungen fähiger Mann, aber das kann man ihm nicht zutrauen, dass derselbe Mann, welcher eben die Leiche des von ihm gehassten Hamza in so barbarischer Weise mit behandelt hatte, nun den noch bitterer gehassten, ganz ohne Vergleich gefährlicheren Muhammed, dessen er sehr leicht habhaft werden konnte und dessen er von seinem Standpunkte aus unter allen Umständen habhaft zu werden suchen musste,

in so ritterlicher Weise geschont und ihm nur, wie der Ritter des Mittelalters im Turnier seinem Gegner gegenüber es wohl that, zugerufen hätte: „Ueber ein Jahr*) sehen wir uns wieder."

Es wird dann weiter erzählt, dass Muhammed in loyalster Weise zur angegebenen Zeit auf dem Kampfplatz bei Bedr sich eingestellt habe, während Abû-Sufjân ausgeblieben sei, weil die grosse Dürre es ihm unmöglich gemacht habe, das Heer zu verproviantiren. Musste dieser sehr kluge Mann nicht doch sich dessen klar bewusst sein, dass er sich auf diese Weise gar zu leicht dem Verdachte aussetzen könne, als ob er ein neues Zusammentreffen mit den Muslims fürchte? Einem solchen Verdachte durfte er sich und die Seinen aber unter allen Umständen nicht aussetzen, wenn er nicht seine Sache in der schlimmsten Weise gefährden wollte. Es konnte das Ausbleiben sowohl den Muslims, wie den heidnischen Beduinen kaum anders erscheinen wie als Feigheit, und dem Rufe der Feigheit setzt sich ein Mann, wie Abû-Sufjân es war, sicher nicht aus. Dass die grosse Dürre für ihn und sein Heer ein schwer zu besiegendes Hinderniss sein würde, konnte er schon lange vorher wissen, und er hätte Zeit gehabt, durch Unterhändler zur Kenntniss Muhammed's zu bringen, dass er sich zu dem Rendezvous nicht stellen könne.

Es wird nun aber doch erzählt, dass Muhammed mit einem ziemlich grossen Heere von Medîna aus nach Bedr gezogen sei und dass fast zu gleicher Zeit Abû-Sufjân ebenfalls mit einem grossen Heer Mekka verlassen habe, um nach Bedr zu gehen. Dieses im höchsten Grade auffallende Zusammentreffen wird sich aber mit Weil (a. a. O. S. 143, Anm.) ganz einfach dadurch erklären lassen, dass Beide die gerade in jene Zeit fallende Messe in Bedr besuchen wollten. Abû-Sufjân mochte nun aber in Erfahrung gebracht haben, dass Muhammed bereits dahin gezogen sei. Wenn es sich für ihn und die Mekkaner nicht um ein seine und der Seinen Ehre engagirendes, kriegerisches Stelldichein, sondern

*) Nach einer anderen Ueberlieferung: „Nach zwei Monaten."

um eine Handelsspeculation handelte, konnte er, ohne seinem Rufe zu schaden, den Rückmarsch wieder antreten. Er konnte als Grund für diesen Rückmarsch sehr wohl das geltend machen, dass der den Seinen durch die Dürre erwachsende Schaden den eventuellen Nutzen des Besuches der Messe weit übersteigen werde.

Schliesslich darf wohl bemerkt werden, dass die älteren Traditionssammlungen von diesem zweiten kriegerischen Feldzug nach Bedr nichts erwähnen. Wenn es wahr ist, dass Muhammed in Begleitung von einer grösseren Anzahl von wohlgerüsteten Kriegern nach Bedr gegangen ist, so erklärt sich diese kriegerische Begleitung aus den ganzen Verhältnissen der damaligen Zeit. Muhammed konnte es ohne eine solche nicht wagen, Medîna zu verlassen, selbst wenn er nur den ganz friedlichen Zweck hatte, einen grossen Markt zu besuchen.

## ELFTES KAPITEL.

## Belagerung von Medîna. Kampf gegen die Banû Kuraizha, die Banû Musstalik. Abenteuer der ʿÂïsha. Zug nach al-Hudaibija. Eroberung von Chaibar. Versuch, den Muhammed zu vergiften. Einnahme von Fadak, Wâdîʿb-Kurá und Taimâ.

Es war der klaren Umsicht und unermüdlichen Thatkraft Muhammed's gelungen, die mannigfachen Gefahren, welche ihm und den Seinigen von allen Seiten beständig drohten, für den Augenblick wenigstens abzuwenden. Dadurch hatte sich das Vertrauen zu ihm und seiner Sache immer wieder von Neuem befestigt. Seine Anhänger hatten von ihrer Liebe zu ihm die leuchtendsten Proben abgelegt und waren

ohne Zagen für ihn dem Tode entgegengegangen. Sie hatten in verschiedenen Treffen einer fast erdrückenden Uebermacht gegenüber muthig Stand gehalten und als ihr Prophet in der Schlacht verwundet worden war, als das Gerücht, dass er gefallen sei, sich allgemein verbreitet hatte, da hatte sich plötzlich in ihnen die Meinung Bahn gebrochen, dass sie nicht für die persönlichen und vergänglichen Interessen und Pläne eines Menschen zu kämpfen hätten, sondern dass sie im Dienste einer Idee ständen, die hoch erhaben und unvergänglich sei. Dieser unerschütterliche Glaube war zunächst nur in einigen Wenigen der hervorragendsten Männer zum Durchbruch gekommen, aber er hatte auch in den Fernerstehenden schnell Wurzel gefasst, unterstützt durch die Aeusserungen Muhammed's selbst, welcher ihnen (vgl. Sûr. 3, 138 f.) sagte: „Muhammed ist nichts anderes als ein Gesandter. Andere Gesandte sind schon vor ihm gestorben, wenn er nun auch sterben oder getödtet werden sollte, wollt ihr da wohl wieder in eure früheren Fussstapfen (d. h. zum Unglauben) zurückkehren? Wahrlich, wer in diese zurückkehrt, der schadet Gott durchaus nicht. Kein Mensch kann sterben ohne den Willen Gottes."

Wer die Geschichte der Völker und der religiös erregten Zeiten kennt, der kennt auch die unüberwindliche Macht der religiösen Ueberzeugung. In ihr beruhte die wachsende Macht Muhammed's und seiner Anhänger, denn diese wurden durch diese Macht mit einer Kraft und Ausdauer des Willens ausgerüstet,

welche sie befähigte, allen den zahlreichen Hindernissen sich unerschütterlich entgegenzustellen, welche von allen Seiten sich aufthürmten und ihre Kraft immer wieder von Neuem auf die Probe stellten. Aber gerade durch einen solchen unaufhörlichen Kampf wurde diese Kraft ausserordentlich gestählt und die Feinde verhalfen ihr, wider ihren eignen Willen, zu einer Höhe der Entwickelung, die sich in der nächsten Zeit wieder in ungeahnter Weise bewähren sollte.

Das wurde den Feinden des Islâm doch wohl nach und nach immer klarer, dass sie es mit sehr klugen, sehr energischen, sehr kühnen Gegnern zu thun hatten, welche unter sich völlig einig waren. Ihnen fehlte diese Einheit und die damit verbundene Fähigkeit, sich einem anderen Willen unterzuordnen und straffe Disciplin zu halten. Jeder von ihnen folgte in schrankenloser Freiheit und Willkür seinem eignen Willen. Kein Führer vermochte das ihm folgende Heer in fester Ordnung zu halten und die an der Spitze der einzelnen Abtheilungen Stehenden handelten auf eigne Faust, ohne sich irgendwie darum zu bekümmern, in wie weit die von ihnen eingeschlagenen Schritte mit dem Gesammtplane in Verbindung ständen. Mit einem derartig organisirten Heer, mag dasselbe noch so zahlreich, mag es noch so gut ausgerüstet, mag es noch so muthig und tapfer sein, ist auf die Länge doch nichts auszurichten, wenn es sich einem Gegner gegenüber befindet, welcher einem Willen sich unterordnet und so fähig ist, taktische Kriegspläne auszuführen.

Die Keime einer neuen strengen Organisation zeigten sich zunächst in dem Heer der Muslims. Es

war das sicher die beste Vorschule für die Anbahnung eines Staatsorganismus, einer fast neuen Erscheinung auf dem arabischen Boden, auf dem sich zwar eine Anzahl von kleineren Gemeinwesen mit dazu gehörigem Landgebiet fanden, welche unter dem Oberbefehl selbstgewählter Scheiche standen, die je nach ihrer Befähigung ein mehr oder weniger despotisches Regiment führten. Es waren das, wenn man so sich ausdrücken kann, kleine Freistaaten, deren Häupter von der Bevölkerung oder einem Theile derselben gewählt, eifersüchtig auf ihren Einfluss, eifersüchtig auf die Präponderanz ihres Stammes, mit kleinem und beschränktem Gesichtskreis, ohne alle Bildung, unter der sittlich und geistig lähmenden Macht des Glaubens an ein blind herrschendes Fatum stehend, eines geistigen Schwunges und eines höheren Strebens entbehrten. Jetzt auf einmal erkannten sie, dass sie, obgleich durch sehr verschiedenartige Sonderinteressen von einander getrennt, sich miteinander verbinden müssten, um dem gemeinschaftlichen Feind die Spitze zu bieten und die von ihm drohende Gefahr abzuwenden.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Juden, auf welchen die feste Hand des verhassten Propheten am schwersten lag, auch die meiste Mühe sich gaben, zwischen den unter einander nur in sehr loser Verbindung stehenden arabischen Stammhäuptern eine engere Verbindung anzubahnen. Sie hatten, wie bereits gesagt, Geldmittel und Schlauheit wie Geschäftsgewandtheit genug, um die von ihnen selbst gewählte Vermittlerrolle mit Glück und Geschick durchführen

zu können. Zu kriegerischen Unternehmungen, welche in die Eintönigkeit des täglichen Lebens eine willkommene Abwechselung brachten, hatten die Araber immer Zeit und Lust. Insofern fanden die Bemühungen der Juden einen günstigen Boden, und ihre Hauptaufgabe bestand nur darin, das schnell wieder verlodernde Feuer des Hasses immer von Neuem wieder anzufachen. Die dazu nöthige Zähigkeit besassen sie in überreichem Mass. Vor Allem galt es, die Mekkaner in die nöthige kriegerische Stimmung zu versetzen, denn wenn die Häupter der beduinischen Stämme auch immer behaupteten, dass sie von den Bewohnern Mekka's vollkommen unabhängig seien und dass sie nach diesen nichts zu fragen brauchten, so konnten sie sich in der Praxis doch nicht dem unleugbaren Uebergewicht der heiligen Stadt entziehen. War also Mekka für das Unternehmen gewonnen, so war die Hauptsache gethan. In Mekka fanden die Juden die grösste Bereitwilligkeit und nun begaben sie sich von Stamm zu Stamm, ja sie dehnten ihre Werbungen sogar bis zur Landschaft Nadshd aus und fanden meistens williges Gehör und hatten nur hier und da, z. B. bei den Banû-Ghatafân nöthig, besondere Versprechungen und Garantieen zu geben. Allenthalben fanden sie dieselbe instinctive Abneigung gegen Muhammed und seine Anhänger, in denen alle Welt gefährliche Feinde sah, welche ihre ungemessene Freiheit schwer bedrohten, und gegen welche unter allen Umständen ein Vernichtungskampf in das Werk gesetzt werden müsste.

So zogen sich von allen Seiten die schwersten

Gewitterwolken gegen Medîna zusammen, und wohl Mancher musste verzagend sich sagen: „Wie soll das enden?“ Auch der unmittelbaren Umgebung Muhammed's bemächtigte sich dieses Gefühl der Unsicherheit und Angst, und nur die alten treuen, glaubensstarken Freunde des Propheten sahen mit ihm der Gefahr ohne Zagen entgegen. Sie hatten schnell von den furchtbaren Rüstungen ihrer Feinde Kunde erhalten und erfahren, dass diese mit geradezu erdrückender Uebermacht gegen Medîna auszurücken im Begriffe seien. Ein an Zahl auch nur irgendwie entsprechendes Heer konnte man dieser Uebermacht nicht gegenüber stellen und darum musste man den Gedanken, dem Feind im offenen Felde entgegenzutreten, von vornherein aufgeben. Man musste die Stadt als Hauptstützpunkt für alle Kriegsoperationen benutzen. Ein Perser Salmân, der ein bewegtes Leben geführt und nach manchen Abenteuern als Sklave nach Medîna gekommen war, wo er sich zum Islâm bekannt und seine Freiheit wieder erlangt hatte, gab den klugen Rath, die jedem Angriffe offenen Seiten von Medîna, im Norden, Nordosten und Nordwesten der Stadt durch einen breiten Graben zu schützen. Man ging sofort an das Werk. Die Härte des zum Theil steinigen Bodens bot manche Schwierigkeiten, allein unverdrossen überwand man sie alle. Der Prophet ging mit gutem Beispiel voran und noch ehe die mehr als zehntausend Mann starke Armee des Feindes, unter der Führung des Abû-Sufjân, im Monat Shawwâl des Jahres 5 d. Fl. (März 627), in die Nähe der Stadt kam (die Mekkaner schlugen nördlich von

Medîna nicht weit vom Berge Uhud ihr Lager auf), war der Graben fertig. Ende März verliess Muhammed mit seinem dreitausend Mann starken Heer die Stadt und bezog zwischen ihr und dem Graben ein Lager, nachdem er die Frauen und die Kinder in den befestigten Burgen (utûm) untergebracht hatte. Die Feinde waren über diese ihnen völlig unbekannte Kriegführung geradezu betreten. Sie wussten thatsächlich nicht, was sie anfangen sollten. Sie begnügten sich zunächst damit, Unmassen von Pfeilen auf die jenseits des Grabens lagernde Armee zu werfen. Ohne jeden Erfolg.

So zog sich, ohne alles Blutvergiessen, die Belagerung mehr als eine Woche hin. Während dieser Zeit waren die Juden, welche sich dem mekkanischen Heere mit angeschlossen hatten, bemüht, ihre Stammgenossen die Banû Kuraizha, welche in unmittelbarster Umgebung von Medîna wohnten und dem alten Schutz- und Trutzbündniss mit Muhammed treu geblieben waren, diesem abwendig zu machen. Nach langen Verhandlungen gelang ihnen dies. Dadurch veränderte sich plötzlich die Lage der Muslims in der allerbedenklichsten Weise, und die Stimmung eines Theiles derselben wurde eine so gedrückte und muthlose, dass Muhammed, dem die Situation wohl selbst unheimlich wurde, mit den Häuptern der Banû Ghatafân wegen ihres Abfalles von den Mekkanern Verhandlungen begann, indem er ihnen das Drittel des Ernteertrages des Gebietes von Medîna anbot, wenn sie die feindliche Partei verliessen. Allein gegen diese Bedingung erklärten sich einige einflussreiche Muslims,

namentlich der Ausite Saʿd bin Muʿâds und der Chazradshite Saʿd bin ʿUbâda, und so wurden die Verhandlungen abgebrochen. Man wollte es auf die Entscheidung des Kampfes ankommen lassen, und man that gut daran, denn schon die nächsten Tage brachten ihnen Erfolge, welche ihren Muth neu belebten. Einige wenn auch ziemlich ungeschickte, doch nicht ganz unbedeutende Versuche der Mekkaner, den Uebergang über den Graben zu forciren, mislangen vollständig. Sie wurden mit bestem Erfolge abgeschlagen und auch in den hierbei entstehenden Zweikämpfen bewährte sich die alte Tapferkeit des jugendlich-ritterlichen ʿAlî immer wieder von Neuem.

Die Kunst, mit zäher Geduld eine Stadt zu belagern, kannten die beduinischen Araber nicht. Nur ein schnell errungener Erfolg war nach ihrem Sinn. Bei der grossen Uebermacht, welche ihnen zu Gebote stand, wäre es für sie gewiss keine unmögliche Aufgabe gewesen, die Stadt, in welcher sich überdies so viele dem Islâm ganz feindliche Elemente befanden, zu nehmen. Sie machten auch hier und da Versuche, sich mit diesen Elementen in Einvernehmen zu setzen, um durch sie Eingang in die Stadt zu finden, oder durch sie den Belagerten Verlegenheiten zu bereiten, allein Muhammed's Wachsamkeit vereitelte dieselben ebenso, wie er die verschiedenen Angriffsversuche, die zum Theil nicht ganz ungefährlich waren, siegreich zurückschlug, weil er überall die Augen hatte.

Ausserdem war in die Kriegsoperationen der Mekkaner keine rechte Einheit zu bringen. Jeder der Beduinenführer folgte seinem eignen Gutdünken, keiner

wollte dem andern gehorchen und so verging für die Belagerer die Zeit ganz fruchtlos. Sie mochten gehofft haben, dass sie sich in der fruchtbaren Umgebung von Medîna mit der grössten Leichtigkeit würden verproviantiren können, aber in dieser Hoffnung hatten sie sich schwer getäuscht. Das Wetter war sehr kalt, es machte sich ein bedenklicher Mangel an Futter für das Vieh bemerkbar, welches in Folge des Hungers starb. Dazu kam, dass die Gerüchte, dass Muhammed mit Beduinen Verhandlungen wegen ihres Abfalles von der gemeinsamen Sache begonnen habe, sich, wahrscheinlich vielfach entstellt und vergrössert, schnell im Heer der Belagerer verbreiteten, und es entstand so in kurzer Zeit eine für die Führer äusserst unbehagliche, zum Theil sogar gefährliche Misstimmung unter den Feinden, welche, wie es schien, nicht sehr geneigt waren, länger der Ungunst des Wetters zu trotzen und vor der Stadt auszuhalten.

Die Quellen berichten uns ausdrücklich, dass „in einer Nacht der Sturm und Gottes Schaaren gegen Muhammed's Feinde wütheten, so dass kein Topf stehen blieb, kein Feuer brannte und kein Zelt mehr aufrecht stand." Da erhob sich Abû-Sufjân und sprach: „Es sehe Jeder von euch, wer neben ihm sitzt!" Abû-Sufjân fährt dann fort: „Hier ist eures Bleibens nicht, Rinder und Kameele sind gefallen, die Banu Kuraizha haben uns im Stich gelassen und wir haben Böses von ihnen vernommen, der Wind stört uns, wie ihr sehet, kein Zelt und kein Topf bleibt stehen, kein Feuer brennt, brechet auf! Ich bleibe nicht länger hier." Er ging darauf zu seinem

Kameel, setzte sich darauf und gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Als die anderen Stämme hiervon Nachricht erhielten, entschlossen sie sich gleichfalls zum Aufbruch und am folgenden Morgen war der Feind abgezogen. Natürlich begab sich auch Muhammed noch an demselben Tage (Anfang April 627) zurück in die Stadt und legte die Waffen ab. Er konnte in der That für diesen Ausgang des Feldzuges, der so gefahrdrohend für ihn begonnen hatte, nur dankbar sein. Alles hatte gezagt, Niemand hatte es für möglich gehalten, dass er einer solchen Uebermacht werde Stand halten können. Vor sich hatte er einen übermächtigen Feind, mitten in der Stadt eine Masse feindliche Elemente, welche die scrupulöseste Wachsamkeit dringend nothwendig machten. Es gehörte ein grosser Fonds von innerer Festigkeit, von unerschütterlichem Gottvertrauen, von Muth und Ausdauer dazu, um in so schwieriger Lage den Kopf oben zu halten. Auch unter diesen Umständen — das werden selbst seine Gegner zugestehen müssen — bewährte sich Muhammed in vorzüglicher Weise. Zwar rühren die Quellen, auf welche wir angewiesen sind, lediglich nur von Muhammed's Anhängern her, aber wir haben keinen hinreichenden Grund, der uns berechtigte, daran zu zweifeln, dass der Prophet sich auch bei dieser Gelegenheit als vollwichtigen Mann zeigte, welcher alle Eigenschaften besass, um den Seinen das festeste Vertrauen einzuflössen.

Ohne Sang und Klang, ohne nur irgend welches Resultat errungen zu haben, mussten die Feinde, welche mit solcher in die Augen und Ohren fallenden

Ostentation und dem kühnsten Siegesbewusstsein von allen Seiten herbeigezogen waren, den ruhmlosen Schauplatz ihrer Thaten wieder verlassen. Ueberall, wo man von dem grossen Vernichtungskrieg gehört — und gewiss in allen Gegenden Arabiens, hatte man von dem bevorstehenden Untergang der Herrlichkeit Medîna's mit unverholener Schadenfreude gesprochen — war nun gewiss auch von dem ruhmlosen Abzuge der bisher für unüberwindlich gehaltenen Krieger die Rede. Da für den Ungebildeten der Erfolg, oder der Mangel an demselben, immer der Gradmesser ist, nach welchem er den Werth oder Unwerth einer Sache abschätzt, so war es ganz natürlich, dass auch in diesem Falle der Ruhm der Mekkaner in den Augen der Leute sinken musste. Es war das für Muhammed und seine Sache ein Erfolg ohne Gleichen. Auch hier hatte sich wieder seine Umsicht und die von ihm eingeführte straffe Ordnung und Disciplin in der vortheilhaftesten Weise bewährt, und der Ruf davon drang bald in alle Gauen Arabiens.

Trotz alledem musste aber doch Muhammed für die Zukunft immer erneuter Angriffe gewärtig sein, und in diesem Falle war seine Lage in Medîna stets eine sehr unsichere, so lange er die ihm unversöhnlich feindlichen Juden in seiner unmittelbarsten Nähe hatte. Er hatte eben wieder erfahren, wie zweideutig sie sich benahmen. Hatten sie nun auch nicht gewagt, offen die Waffen gegen ihn zu ergreifen, so schwächte doch der Umstand sein Heer, dass er so viele tüchtige Kräfte zur Bewachung der Juden verwenden und dieselben so der Vertheidigung entziehen musste.

Es wird von den muslimischen Quellen erzählt, dass an dem Tage, an welchem die Feinde früh abgezogen waren und Muhammed sich in die Stadt zurück begeben und in dem Augenblick, wo er die Waffen ablegen wollte, der Engel Gabriel zu ihm gekommen sei und ihm gesagt habe: „Die Engel haben die Waffen noch nicht niedergelegt. Ich bin nur gekommen, um die Leute zum Krieg aufzufordern, denn Gott befiehlt dir, gegen die Banû Kuraizha auszurücken und ich gehe zu ihnen, um ihre Burgen zu erschüttern.“ In Folge dessen befahl Muhammed dem Gebetausrufer, bekannt zu machen, dass Niemand das Nachmittaggebet anderwärts, als bei den Banû Kuraizha bete.

Sofort versammelten sich die eben in die Stadt zurückgekommenen Krieger von Neuem und zogen in die Vorstadt zu dem Quartier dieses jüdischen Stammes. Hier hatte sich unterdessen die Nachricht von der furchtbaren Gefahr, welche ihnen drohte, schnell verbreitet und den allgemeinsten Schrecken erregt. Sie ahnten, dass ihnen das grausamste Schicksal bevorstände und ihr tapferes Oberhaupt Kaʿb bin Asad gab ihnen zuerst den Rath, sich zum Islâm zu bekennen. Als sie sich tapfer weigerten, dies zu thun, rieth er ihnen zu dem verzweifelten Schritt, ihre Frauen und Kinder zu tödten und mit gezogenem Schwert gegen Muhammed auszurücken. „Gehen wir zu Grunde“, sagte er zu ihnen, „so lassen wir doch keine Familie zurück, um welche wir besorgt sein müssen, siegen wir, so nehmen wir ihre (der Araber) Frauen und Kinder.“ Auch hierzu konnten sie sich, sehr begreif-

licherweise, nicht entschliessen. „Nun", sagte er, „heute ist Freitag Abend, vielleicht glaubt sich Muhammed in Sicherheit, machen wir sofort einen Ausfall." Darauf erwiderten sie aber: „Sollen wir den Sabbat entweihen?" Unwillig über diese Unentschlossenheit rief Kaʿb bin Asad aus: „Wohl keiner von euch hat, seit ihn seine Mutter geboren hat, eine Nacht einen festen Entschluss gefasst."

Die Juden verschanzten sich in ihren festen Plätzen und suchten die sich immer wiederholenden Angriffe ihrer Feinde durch wohlgezielte Stein- und Pfeilwürfe tapfer abzuschlagen, aber nachdem die Belagerung gegen fünfundzwanzig Tage gedauert hatte, trat Hunger und bitteres Elend unter der Bevölkerung ein, und die Führer mussten sich entschliessen, mit Muhammed Unterhandlungen anzuknüpfen. Sie hofften dieselben Bedingungen, wie einst ihre Glaubens- und Stammesgenossen, die Banû Nadhîr, d. h. die Erlaubniss zu freiem Abzug, erlangen zu können. Allein Muhammed wollte davon nichts hören, er verlangte unbedingte Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Nothgedrungen mussten die Juden darauf eingehen. Sie hofften immer noch, dass die Fürbitten ihrer alten Bundesgenossen der Ausiten, ihnen förderlich sein würden. Muhammed schlug den Ausiten vor, dass er und sie es auf die Entscheidung ihres (der Ausiten) Häuptlings, des Saʿd bin Muʿâds, ankommen lassen wollten, welche Behandlung den Juden zu Theil werden solle. Die Ausiten gingen darauf ein, weil sie auf Saʿd's Milde gegen seine alten Bundesgenossen hofften, Muhammed aber war fest überzeugt, dass Saʿd's

Entscheidung ungünstig ausfallen würde, weil der wenige Tage vorher bei der Belagerung von Medîna schlimm verwundete Mann (an seiner Wunde schwer leidend) gegen die Juden, welche den Krieg gegen Medîna veranlasst hatten, heftig erzürnt war. Man legte demselben den Fall vor. Er liess die Versammelten schwören, dass sie unter allen Umständen seinem Spruch Geltung verschaffen würden und gab, nachdem man ihm zu folgen versprochen hatte, den furchtbaren Entscheid: „Ich verurtheile alle Männer zum Tode, die Frauen und Kinder aber zur Gefangenschaft. Alle Güter der Juden sind Beute der Gläubigen."

Damit war das Schicksal der bedauernswerthen Juden besiegelt. Die Männer wurden gebunden in die Mitte der Stadt Medîna geführt, die Frauen in die Häuser eingeschlossen. So unentschlossen die Männer sich früher gezeigt hatten, so entschlossen und tapfer zeigten sie sich jetzt im Angesichte des sicheren Todes. Einander durch Recitiren frommer Gesänge ermuthigend, gingen sie dem Tode entgegen, den Muslims durch ihr leuchtendes Beispiel zeigend, wie glaubensstarke Männer sterben. Es war ein furchtbares, in keiner Weise zu rechtfertigendes grausames Blutbad, welches in der Stadt angerichtet wurde. Sechshundert Männer wurden in den für die Execution eigens angelegten Gräben enthauptet. Die blutige Arbeit nahm einen ganzen Tag in Anspruch und erst am späten Abend hauchten die Letzten ihr Leben aus. Auch eine Frau, welche einen Muslim getödtet hatte, wurde enthauptet.

Eine ungeheuer reiche Beute fiel den Muslims in die Hände, theils an beweglichem, theils an unbeweglichem Eigenthum, die Sklavinnen nicht gerechnet. Diese wurden theils nach Nadshd, theils an die Juden in Taimâ, Chaibar u. s. w. verkauft, welche zum Theil ganz enorm hohe Preise für die Frauen zahlten, denen sie dann natürlich die Freiheit schenkten. Es wurde da ein ganz widerlicher und schamloser Handel mit wehrlosen Menschen getrieben, und man hat kein Wort für die Herzlosigkeit, mit welcher die Mütter von ihren Kindern und diese von ihren Müttern getrennt wurden.

Bei der Theilung der grossen Beute traf Muhammed das erste Mal die Einrichtung, dass die Reiter (sechsunddreissig an der Zahl) drei Theile, und zwar einen für den Mann und zwei für ihr Pferd, die Fussgänger aber nur einen Theil erhielten. Dies geschah nur um die Muslims zu ermuntern, dass sie sich noch mehr, als dies bisher geschehen war, mit Pferden versehen möchten. Hier wurde, sagt ein Berichterstatter, zum ersten Male die Beute in verschiedene Theile getheilt, und der fünfte Theil des Ganzen für den Propheten vorweggenommen, und nach diesem Gebrauche wurde bei den spätern Feldzügen verfahren.

Muhammed erhielt von den tausend Frauen, welche mit zur Beute gehörten, zweihundert. Die meisten davon verkaufte er nach der an Pferden reichen Landschaft Nadshd und tauschte für sie Pferde und Waffen ein. Er behielt für sich nur eine schöne junge Wittwe Raihâna. Einen ihr von Muhammed ge-

machten Heirathsantrag schlug sie, da sie den Islâm nicht annehmen wollte, aus, und nahm ihn auch nicht an, nachdem sie convertirt hatte, sondern zog es vor als Sklavin bei ihm zu bleiben. Die Nachricht, dass sie später doch die Frau Muhammed's geworden sei, scheint nicht richtig zu sein. In diese Zeit fällt aber eine selbst für die (in dieser Beziehung an sehr Starkes gewöhnten) Araber sehr anstössige Heirath des Muhammed. Dieser veranlasste nämlich seinen Adoptivsohn Zaid, den ihm einst Chadîdsha als Sklaven geschenkt und den er dann adoptirt hatte, seine schöne Frau Zainab bint Dshahsh zu verstossen, damit er sie heirathen könne, was auch geschah und das grösste Misfallen der Arabern erregte, weil nach deren Anschauungen die Ehe mit der Tochter eines Adoptivsohnes ebenso streng verboten war, wie mit der Schwiegertochter. Zainab, deren ernste und schlichte Frömmigkeit gerühmt wird, soll (nach einer freilich sehr zweifelhaften Tradition) Anfangs selbst Anstand genommen haben, das Verhältniss einzugehen und gesagt haben, dass sie zu der Ehe nur dann sich entschliessen könne, wenn Gott sie ausdrücklich billige und in Folge davon soll der 37. Vers der 33. Sûre offenbart worden sein. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls kann man es nicht hart genug tadeln, dass Muhammed, um seinen persönlichen den Arabern anstössigen Neigungen den Schein des Rechtes und des Gott Wohlgefälligen zu verleihen, sich stellte, als ob Gott ihm das, was er gethan, befohlen habe. Auf diesem Wege konnte sein Ansehen unmöglich gewinnen.

Es folgte den aufregenden Wochen der Belagerung Medîna's und dem mit ihr in unmittelbarstem Zusammenhange stehendem Blutbade eine Zeit grösserer Ruhe, welche nur durch einige wenige kriegerische Unternehmungen unterbrochen wurde. Diese letzteren hatten nichts als Raub und Plünderung zum Zweck. Nur der kleine Zug gegen die Banû Lahjân galt der Rache, welche Muhammed an ihnen zu nehmen hatte für die bereits vor zwei Jahren von ihnen ermordeten muslimischen Missionäre. Derselbe verlief aber völlig resultatlos, da die Leute des Stammes vor ihm flohen und es ihm nicht möglich war, sie zu erreichen. Der Kriegszug, welchen ʿAlî auf Befehl des Muhammed gegen die Banû ʿAbd-allâh bin Saʿd unternahm, blieb ebenfalls resultatlos, während es dem gleichfalls vom Propheten gegen die in der Umgegend von Dûmat-al-dshandal wohnenden Banû Kalb ausgesendeten ʿAbd-al-rahmân bin ʿAuf gelang, eine grössere Anzahl von Familien zu bewegen, dass sie sich zum Islâm bekehrten. Andere aber behielten zwar den christlichen Glauben bei, fanden sich jedoch bereitwillig, Tribut an die Muslims zu zahlen.

Noch in demselben Jahre sah Muhammed sich gezwungen, die Waffen gegen die Banû Musstalik zu ergreifen, welche sich an dem Brunnen Muraisîʿ, in der Gegend von Kudaid, gesammelt hatten, um ihn anzugreifen. Er war von ihrem Vorhaben zeitig genug unterrichtet worden und es gelang ihm daher, ihnen zuvorzukommen. In aller Stille war er gegen sie ausgerückt und überfiel sie so plötzlich und so unerwartet,

dass sie beim ersten Angriff, bei welchem zehn der Ihrigen fielen, schleunigst die Flucht ergriffen. Die bei den grossen Heerden Zurückbleibenden wurden gefangen genommen. Die Zahl der Gefangenèn wird auf zweihundert Familien geschätzt und die Beute, welche den Muslims in die Hände fiel, war eine ganz ausserordentlich grosse: Tausend Kameele und fünftausend Schafe. Die Sklaven und Sklavinnen wurden unter die Sieger vertheilt. Unter den letzteren befand sich die anmuthige Barra bint al-Hârith (al-Dshuwairîja genannt), die Tochter eines Stammscheiches, eine reiche, stolze Schöne, welche dem Thâbit bin Kais zufiel, aber um keinen Preis Sklavin werden wollte. Sie bot dem glücklichen Sieger an, dass er den Preis ihres Lösegeldes bestimmen möchte, damit sie sich von ihm loskaufen könne. Der schlaue Araber machte aber eine so ganz exorbitante Forderung, dass sie zu Muhammed ging und sich über Thâbit beklagte. Als dieser der prächtigen Frau ansichtig wurde, bot er ihr an, sie selbst zu heirathen. Sie nahm das Anerbieten an und so vermehrte sich von Neuem Muhammed's Harem.

Muhammed hatte auch bei diesem Kriegszug, wie er das schon öfter gethan, eine seiner Frauen, diesmal die ʿÂïsha mitgenommen. Ihr begegnete auf dem Rückzuge das Abenteuer, dass man sie, ohne es zu wissen, auf dem Wege zurückliess. Da sie nicht wusste, wohin sie sich in der finstern Nacht wenden sollte, blieb sie, in ihr Tuch gehüllt, am Wege in der Wüste sitzen, weil sie hoffte, dass man sie bald vermissen und suchen würde. Allein weil Niemand ver-

muthete, dass sie sich in ihrer tiefverhüllten Sänfte nicht befinde, wurde sie auch nicht vermisst. Nachdem sie einige Zeit einsam dagesessen hatte, kam Ssafwân bin Muʿattal, welcher sie erkannte, auf sein Kameel setzte und zu dem Gros des Heeres zurückführte. Beide kamen, als die Sonne schon hoch stand, im Lager an. Alle Welt war über das eigenthümliche Ereigniss sehr verwundert und einige böse Zungen bemächtigten sich der Angelegenheit. Man zieh sie der Untreue gegen Muhammed, welcher Anfangs selbst ungewiss war, wie sich die Sache verhielte. ʿÂïsha wurde bald nach ihrer Ankunft in Medîna krank. Muhammed benahm sich völlig theilnahmlos gegen sie und daran merkte sie, dass er Verdacht gegen sie hege. Nachdem er indessen genauere Erkundigungen über sie eingezogen und vorzüglich ihre Sklavin befragt hatte, überzeugte er sich von ihrer Unschuld, rehabilitirte sie durch eine Offenbarung (Sûr. 12, v. 19) und nahm sie aus dem Hause ihrer Eltern, in welches sie sich geflüchtet hatte, wieder zu sich.

Es ist über Schuld oder Nichtschuld der ʿÂïsha bei dieser Gelegenheit viel gestritten worden. Erwägt man aber, dass von den vier Leuten, welche sie anklagten, drei im höchsten Grade verdächtige Belastungszeugen (wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, da überhaupt ausser der Beklagten und dem Ssafwân gar kein Zeuge sich vorfand) waren, dass ʿÂïsha auch sonst nie auch nur zu dem leisesten Verdachte Veranlassung gab, und dass Muhammed selbst zuletzt ihre Treue nicht bezweifelte, so wird man die Frau von dem Verdacht wohl freisprechen müssen.

Zweifelsohne war aber das Ereigniss die nächste Veranlassung, dass Muhammed in dieser Zeit das Gebot gab (vgl. Sûr. 33, 50 ff.), dass seine Frauen sich in grösserer Reserve halten und dass die Gläubigen in die Häuser des Propheten nur dann eintreten sollten, wenn es ihnen erlaubt sei. „Wenn ihr etwas Nothwendiges von den Frauen des Propheten zu fordern habt, so fordert es hinter einem Vorhang. Dies trägt zur Reinheit eurer und ihrer Herzen bei."

Muhammed hatte schon lange sich vorgenommen, nach so langer Zeit endlich einmal wieder die Pflichten der Pilgerfahrt nach Mekka zu erfüllen. Er war von frühester Jugend her gewohnt, dies zu thun und er mochte wohl oft Sehnsucht gehabt haben, die auch ihm heiligen Orte, deren Anblick er sechs lange ereignissvolle Jahre sich hatte versagen müssen, wieder zu sehen. Freilich musste er sich sagen, dass er das nicht thun könne, wenn er nicht von einem grösseren Heere begleitet wäre, welches die Macht hätte, den sich ihm voraussetzlich widersetzenden Mekkanern im äussersten Falle die Spitze zu bieten und den Eingang in die heilige Stadt zu erzwingen.

Er forderte daher seine in Medîna wohnenden Anhänger und die in der Nähe der Stadt wohnenden, ihm zum Theil befreundeten Beduinen auf, ihn auf dem friedlichen Pilgerzug zu begleiten, und hoffte, es würden so Viele seiner Aufforderung Folge leisten, dass er im Stande wäre, mit einer imposanten Macht in Mekka aufzutreten. Allein er fand sich in seiner Hoffnung getäuscht. Es ist dies in der That um so auffallender, als er, sicheren Nachrichten zufolge, aus-

drücklich versichert hatte, dass er nur friedliche Absichten habe, dass er nicht daran denke, als ein das heilige Gebiet verletzender Eroberer in demselben aufzutreten, sondern dass es ihm nur um die Erfüllung der heiligen, jeden kriegerischen Plan ausschliessenden Pflicht zu thun sei.

Trotzdem zeigte sich nur eine relativ kleine Menge bereit, ihn zu begleiten, den Nachrichten nach nur etwa 150 Mann.

Man hat in dieser auffallenden Erscheinung ein deutliches Symptom des sinkenden Ansehens des Muhammed erblicken wollen und behauptet, dass sich überhaupt in der Zeit, welche auf die Belagerung Medîna's folgte, ein solches Sinken der Macht und der Achtung des Propheten bemerkbar gemacht habe, und man hat die Ursache davon vornehmlich in der eigenthümlichen, in Arabien bis dahin ganz ungewöhnlichen Art der Kriegsführung finden zu können geglaubt, deren sich Muhammed bei Gelegenheit der Belagerung von Medîna bedient hatte. Die Araber, meinte man, hätten im höchsten Grade gemissbilligt, dass er, um die Feinde abzuhalten, einen Graben um einen Theil der Stadt gezogen und sich hinter demselben verschanzt habe. Es sei dies ihrer Ansicht nach ein feiges Mittel gewesen, das eines tapferen Kriegers unwürdig sei. Inwieweit die Mekkaner und die in ihrer Begleitung zur Bekämpfung Muhammed's herbeigekommenen Beduinen an dieser Art der Kriegsführung Anstoss genommen haben, darüber kann man jetzt freilich wohl kaum mehr urtheilen. Jedenfalls wird man nicht behaupten können, dass die Muslims

sich feige benommen hätten. Sie hätten sich ja so leicht, wie das die vom Feinde überraschten Beduinen sonst gern zu thun pflegten, zurückziehen können. Allein das hatten sie eben nicht gethan.

Sollte man überhaupt annehmen können (was freilich sehr zweifelhaft ist), dass die so auffallend geringe Betheiligung an dem Zuge nach Mekka in einer Schwächung des Ansehens Muhammed's ihren Grund gehabt hätte, so müsste man glauben, dass dieselbe eine andere Veranlassung gehabt hätte. Die grausame Ermordung der wehrlosen Bevölkerung eines Stadtviertels konnte Niemandem als das Ergebniss einer tieferen religiösen Gesinnung, eines Glaubens erscheinen, dessen Prediger in hochtönenden Worten immer und immer wieder von der Barmherzigkeit und der verzeihenden Gnade Gottes in erbaulichster Weise redete. Wo blieb denn da die praktische Bethätigung jener erhabenen Gedanken? Und wenn derselbe beredte Prediger, welcher tagtäglich von der Nothwendigkeit der Geduld, der inneren Selbstzucht und des Fastens sprach, welcher den Seinigen das Almosen und die Uebung des gläubigen und andächtigen Gebetes als religiöse Pflicht empfahl und vorschrieb, eine schöne Frau nach der anderen ehelicht, und sich als ein sehr, sehr tief in den Fesseln sehr gewöhnlicher Sinnlichkeit gefangener Mann, als ein Mann zeigt, welcher nicht im Stande ist, nach dieser Seite hin sich selbst Zwang aufzulegen, an sich selbst eine heilsame Selbstzucht zu üben, dessen Lebenspraxis mit den von ihm aufgestellten trefflichen Lehren scheinbar in so directem Widerspruch

steht, dann kann sehr leicht ein wohl begreifliches und darum sehr verzeihliches Mistrauen gegen diesen Mann bei seinen Anhängern eintreten. So wird die enthusiastische Liebe und die jeder Aufopferung fähige Hingabe an seine Person erheblich abgekühlt, und wenn man ihm vielleicht auch noch Gehorsam leistet, so ist das doch nicht überall mehr der freie Gehorsam, welcher aus der Ueberzeugung von der Trefflichkeit, ja man könnte sagen: Ehrfurcht gebietenden Heiligkeit seiner ganzen Persönlichkeit und seines Charakters hervorgeht. Dieser Gehorsam ist dann doch mehr oder weniger nur das Ergebniss des Gefühles der Furcht vor der Gewalt und Macht des weltlichen Herrschers, welche imponirt und vielleicht sogar Bewunderung erregt, aber — darüber täusche man sich nicht — der eigentlich religiöse Charakter des Verhältnisses zwischen dem Propheten und seinen Anhängern blasst sich mehr oder weniger ab und es tritt eine Verweltlichung ein, welche nur schädlich wirken kann. Während man früher in dem Verkündiger der neuen Lehre nur den Gesandten Gottes sah, der nur im göttlichen Auftrag spricht und handelt, erblickt man jetzt in ihm eigentlich nur den, der mit den Prärogativen geistlich-weltlicher Macht ausgerüstet ist. Ja es ist in solchen Perioden der Entwickelung sogar möglich, dass für den religiös weniger tief Gebildeten die Idee Gottes hinter dem mit allen Attributen der Macht ausgestatteten Nimbus des mächtigen Herrschers zurücktritt. Allein in tieferen und feineren Geistern kann dabei noch immer, trotz aller Trübungen und Störungen des religiösen Fühlens

und Denkens der Gemeinde das, man möchte sagen, mystische, von der Person des Verkündigers völlig getrennte Element der Religion und des Glaubens, noch weiter sich ganz rein erhalten und gewissermassen latent fortleben. Mag die Macht und Gewalt des irdischen Herrschers auch noch so sehr sich dem Auge geltend und den Anhängern derselben fühlbar machen und oft als diejenige Macht erscheinen, von welcher die Geschicke des Ganzen wie der Einzelnen abhängig sind, für den wahrhaft Religiösen bleibt dennoch das Bewusstsein, dass Aller Schicksale — auch selbst das Schicksal dieses mächtigen Herrschers —, dass alle Erfolge nur einzig und allein von Gott und seinem Willen abhängig sind, mag die irdische Gewalt auch noch so mächtig, auch noch so unerschütterlich erscheinen.

Es ist ganz unleugbar, dass dem Rufe Muhammed's zu dem Zuge nach Mekka auffallend wenig Gehör geschenkt wurde, es hatte das aber sicher nicht seinen Grund in dem Sinken seiner äusseren Macht, welche, im Gegentheil, gerade in jener Zeit sich durch die grossen Erfolge gesteigert hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht in einem (für den kühleren Beurtheiler) nur allzu gerechtfertigten Mistrauen gegen seine Person, sondern wohl vielmehr in der den Arabern eigenen Scheu vor einem Kriege, während eines heiligen Monates*) auf dem heiligen Gebiete von

*) Die vier heiligen Monate der Araber waren die Monate: Dsû'l-Ka'da, Dsû'l-Hiddsha, Muharram und Radshab. Muhammed's Aufruf zu dem Pilgerzuge nach Mekka erging vor dem Beginn des Monates Dsû'l-Ka'da

Mekka. Mochten die Versicherungen Muhammed's, dass er bei dem Zuge nur friedliche Absichten verfolgen, dass er nur einem religiösen Bedürfniss und einer religiösen Pflicht genügen wolle, auch noch so aufrichtig gemeint sein, davon konnte man sich überzeugt halten, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht in seiner Macht stehen würde, den Kampf zu vermeiden, wenn die Mekkaner ihm den Eintritt in die heilige Stadt wehren sollten. Dass dies aber geschehen werde, darauf konnte man mit Bestimmtheit rechnen, wie der Erfolg auch lehrte.

Im Anfang des Monates Dsû'l-Ka'da des Jahres 6 (Mitte März des Jahres 628) verliess Muhammed in Begleitung von siebenhundert oder (nach anderen Angaben) von vierzehnhundert Mann die Stadt Medîna. Dem feierlichen Zuge wurden siebzig festlich geschmückte, zum Opfer bestimmte Kameele vorangeführt. Der Prophet selbst legte den Ihrâm*) (das Pilgergewand) an, damit man sicher sei, dass er keinen Krieg beabsichtige und damit man wisse, dass er nur

---

und es sollten während dieses Monates die Pflichten der Pilgerschaft vollführt werden. Der Zusammenstoss beider Mächte hätte also ganz nothwendig während eines heiligen Monates stattfinden müssen.

*) Ueber den Ihrâm vgl. R. Burton, Personal narrative of pilgrimage to El Medinah. (2. ed.) II, 133. Der Ihrâm verpflichtet den Pilger dazu, sich während der Pilgerfahrt des Umganges mit Frauen sowie des Gebrauches von Wohlgerüchen und feineren Lebensgenüssen zu enthalten, sich nicht die Haare schneiden zu lassen, keine Waffen zu tragen, kein Geld bei sich zu führen u. s. w.

um der Pilgerschaft willen und aus Verehrung für den heiligen Tempel ausziehe. Nach allen Seiten hin schickte er Boten an die Beduinen, um sie von seinen friedlichen Absichten in Kenntniss zu setzen und sie aufzufordern, ihn zu begleiten. Allein auch jetzt noch folgten nur sehr Wenige dem Ruf.

In Mekka hatte man schnell von Muhammed's Vorhaben Kunde erhalten. War man dort falsch berichtet oder wollte man absichtlich nicht an eine Verfolgung friedlicher Zwecke glauben? Man begann in aller Eile zu rüsten und schickte sofort eine Heeresabtheilung dem Muhammed auf dem Wege nach Medîna entgegen. In Dsû Tuwán machte das mekkanische Heer Halt, während die Reiterei unter Châlid bin Walîd noch weiter vordrang. Als Muhammed dies erfuhr und daraus ersah, dass man ihn mit Waffengewalt an der Ausführung seines Vorhabens verhindern wolle, schlug er, von der Heerstrasse nach Westen hin abbiegend, den Weg durch die steilen Gebirgsgegenden nach al-Hudaibija zu ein. Hier an der Grenze des heiligen Gebietes machte er Halt und hoffte von da aus ungehindert und ohne zu den Waffen greifen zu müssen, Mekka besuchen zu können. Allein die Mekkaner hatten schnell von dieser Aenderung seines Marsches Kunde erhalten und waren in Eilmarsch nach Mekka zurückgekehrt, weil sie dieses bedroht glaubten. Als sie aber hörten, dass er an die Grenze des heiligen Gebietes gekommen sei, dieselbe aber noch nicht überschritten habe, schickten sie wiederholt Boten zu ihm, um ihn über seine Absichten zu befragen. Alle kamen mit der gleichen Nachricht

zurück, dass Muhammed nur friedliche Absichten verfolge, dass er nur die Pilgerfahrt vollziehen und an den heiligen Orten seine Opfer darbringen wolle. Einige von ihnen hatten mit eigenen Augen die stattlich aufgeputzten Opferkameele gesehen. Da die Mekkaner das nicht glauben wollten, erklärten sie, sie würden es nicht dulden, dass die Muslims mekkanischen Boden betreten, und sie mit Waffengewalt daran verhindern. Das erschien aber doch selbst den heidnischen Beduinen als ein schweres Unrecht, gläubige und friedliche Pilger von den heiligen Orten mit Gewalt fern zu halten.

Sie erklärten den Mekkanern mit der grössten Entschiedenheit, dass sie sammt ihren Bundesgenossen sich von ihnen trennen würden, sobald sie es wagten, gegen den nur in friedlicher Absicht kommenden Muhammed und seine Anhänger die Waffen zu gebrauchen, um dieselben so mit Gewalt an der Erfüllung der heiligen Pflicht zu verhindern.

Die Mekkaner liessen sich durch diese sehr peremtorische Erklärung nicht irre machen, sondern schickten den Thakîfiten ʿUrwa bin Masʿûd zu Muhammed, um ihm kund thun zu lassen, dass sie, wenn er noch weiter gehe, sich ihm unbedingt widersetzen würden. ʿUrwa wurde in der zuvorkommendsten Weise von Muhammed aufgenommen und konnte sich selbst davon überzeugen, dass dieser nur in friedlicher Absicht komme, andererseits aber wurde er auch durch den Augenschein belehrt, dass auch die Seinigen mit unerschütterlicher Treue an ihm hingen. Er hob dies letzte in dem Bericht, welchen er den Mekkanern bei

seiner Rückkehr abstattete, sehr beredt hervor. „Ich habe manchen fürstlichen Hof besucht", sagte er ihnen, „ich habe die Beherrscher des byzantinischen wie des persischen Reiches in aller ihrer Macht und Herrlichkeit gesehen, aber niemals habe ich einen Machthaber kennen gelernt, der von seinen Unterthanen so verehrt wurde, wie Muhammed von seinen Gefährten." Nach der Rückkehr des ʿUrwa schickte Muhammed den ʿOthmân bin ʿAffân nach Mekka, um durch ihn mit den Häuptern der Kuraishiten zu unterhandeln. Aber auch dieser Schritt war vergeblich, ja man hielt den muslimischen Abgesandten sogar einige Zeit gefangen, so dass im muslimischen Lager schon das Gerücht entstand, er sei in Mekka ermordet worden. Da gelobten sich, von Zorn über eine solche Freveltat überwältigt, Muhammed und die Seinen mit feierlichem Eide, nicht eher zurückzukehren, als bis sie den Streit mit den Waffen entschieden hätten. In feierlicher Versammlung empfing Muhammed, unter einem Akacienbaum sitzend (vgl. Sûr. 48, 18), den erneuten Schwur der Treue (daher die Bezeichnung: der Eid des Baumes) bis in den Tod. Alle waren bereit, freudig in den Tod zu gehen. Ein solcher Enthusiasmus erschien den Mekkanern doch bedenklich und sie liessen den ʿOthmân schleunig wieder los und schickten unter der Führung des Suhail bin ʿAmr eine Deputation an Muhammed, deren Instruction dahin ging, mit Muhammed einen Vertrag abzuschliessen, durch welchen den Muslims die Zusicherung gegeben würde, dass man sie im nächsten Jahre ungehindert die Pilgerschaft werde vollziehen lassen,

dass sie aber für dieses Jahr von der Ausführung abstehen zu wollen versprechen müssten.

Trotz der feierlichen Versicherungen der Treue und der Opferwilligkeit seitens der Seinigen ging Muhammed auf die Vorschläge der Mekkaner ein. Man war im muslimischen Lager in der furchtbarsten Aufregung darüber. Selbst die nächsten Anhänger und Freunde des Propheten theilten im höchsten Grade die allgemeine Unzufriedenheit und machten von ihrer Entrüstung gar kein Hehl. Muhammed hatte, wie es schien, Alles gegen sich und dennoch beharrte er felsenfest auf seiner Meinung. „Gott will es so und da haben wir Alle zu gehorchen." Mit dieser Losung schlug er alle und jede Opposition nieder und behielt die Disciplin in seiner starken Hand. Niemand wagte weiter zu widersprechen. Es liegt allerdings etwas Wunderbares und Grossartiges in einer solchen Macht des Geistes und des eisernen Willens, welche im Stande ist, einem geradezu empörten Heere sich entgegenzustellen und es durch einen Wink zum Gehorsam zu zwingen, aber ebenso wunderbar ist die Energie des Glaubens und der Treue, welche den empörten Kriegern die Kraft verleiht, ihre eigne Leidenschaft zu zügeln und zu besiegen und sich demüthig und opferfreudig (denn das grösste Opfer, welches energische Charaktere, wie z. B. ʿOmar es war, bringen können, ist die Selbstüberwindung und das Opfer der eignen Meinung) dem zu unterwerfen, was sie für Gottes Willen halten. Man würde einen groben Fehler begehen, wenn man in einem solchen Falle von der schwächlichen Treue des Sklaven sprechen wollte. Die Männer,

welche hier mit thätig waren, waren sehr selbstbewusste, sehr energische und der kühnsten Leidenschaft fähige Menschen, welche schon oft bewiesen hatten, wie bedeutende Thaten sie zu verbringen vermochten, und welche auch in ihrem weiteren Leben die leuchtendsten Beispiele von Tapferkeit, Energie und Einsicht gaben.

Aber auch Muhammed überwand sich selbst in dem gegebenen Falle. Man kann überzeugt sein, dass es ihm Herzensbedürfniss war, wieder einmal nach Mekka zu kommen und dass ihm das sich ihm entgegentretende Hinderniss im höchsten Grade störend erscheinen musste. Aber er sah ein, dass er ohne Kampf nichts erreichen könne, und einen Kampf in heiliger Zeit und auf heiligem Boden zu führen, widerstand ihm. Er hätte sich dazu nur dann zu entschliessen vermocht, wenn ihm jetzt alle Hoffnung abgeschnitten worden wäre, und wenn er hätte fürchten müssen, dass ihm das heilige Gebiet für alle Zukunft verschlossen wäre. Allein jetzt bot sich ihm ja die sichere Hoffnung, dass er schon im nächsten Jahre kein Hinderniss finden würde. Diese Aussicht, in kurzer Zeit auf friedlichem Wege seine Absicht erreichen zu können, machte sogar einen solchen Eindruck auf ihn, dass er sich entschloss, mit den Mekkanern einen Vertrag abzuschliessen, dessen Bedingungen für ihn und die Seinigen theilweise so unvortheilhafte, um nicht zu sagen erniedrigende waren, dass sie bei den Letzteren den höchsten Unwillen erregten. Die Vertragspunkte waren folgende: 1) Es wird auf zehn Jahre ein Waffenstillstand zwischen Mu-

hammed und den Kuraishiten geschlossen. 2) Kommen Ueberläufer von den Kuraishiten ohne Erlaubniss ihrer Herren zu Muhammed, so soll dieser sie zurückschicken, muslimische oder auf Muhammed's Seite stehende Ueberläufer sollen aber von den Kuraishiten nicht ausgeliefert werden. 3) Wer mit Muhammed oder den Kuraishiten ein Bündniss schliessen will, dem steht es frei. 4) Muhammed soll in diesem Jahr wieder abziehen und nicht nach Mekka kommen, im folgenden Jahr aber sollen die Kuraishiten die Stadt verlassen und Muhammed soll mit seinen Genossen drei Tage darin zubringen, mit der Rüstung eines Reisenden, nur das Schwert in der Scheide, ohne andere Waffe." Als der Vertrag aufgeschrieben wurde, gab Muhammed zur Verwunderung seiner Gefährten zu, dass in der Ueberschrift statt der Formel: „Im Namen Gottes des Gnädigen, des Barmherzigen", die bei den Kuraishiten damals gewöhnliche Eingangsformel: „In deinem Namen, o Gott", gebraucht und bei der Nennung seines Namens nicht „Muhammed der Gesandte Gottes", sondern Muhammed bin ʿAbd-allâh gesagt wurde.

Es entsprach das vollständig dem Gebrauch bei internationalen Verträgen und es wäre thöricht gewesen, wenn Muhammed seinen völlig geschäftsunkundigen Gefährten zu Liebe, auf ihrer Meinung bestanden hätte, wonach Formeln gebraucht werden sollten, welche eine Anerkennung des Prophetenthumes Muhammed's von Seiten seiner Feinde unzweifelhaft involvirt hätten. Anders verhielt es sich mit dem zweiten Punkt der Vertragsbestimmungen, durch dessen Anerkennung

Muhammed sich und die Seinigen ohne Zweifel in Nachtheil setzte. Wenn er den Seinen zum Troste sagte, an der Wiedererlangung Solcher, welche von unserer Sache abfallen, kann uns nicht viel gelegen sein, so hatte er vielleicht recht, aber dadurch, dass er sich dazu verstand, kuraishitische Ueberläufer den Ihrigen wieder auszuliefern, gab er einen Vortheil aus den Händen, und beeinträchtigte zugleich das Recht der Einzelnen unter den Kuraishiten, sich offen zu dem muslimischen Glauben zu bekennen, was ja gar nicht möglich war, wenn es ihnen nicht frei stand, zu der anderen Partei überzugehen. Muhammed entgegnete denen, welche ihn darauf aufmerksam machten, dass diejenigen unter den Kuraishiten, welche zu ihm übergehen wollten, sich dann freilich gedulden und auf Gottes Lohn in jenem Leben rechnen müssten. Allerdings ein leidiger Trost für ungeduldige Leute!

Dieser Vertrag, welcher von angesehenen Leuten beider Parteien unterschrieben wurde, bot für Muhammed immerhin verschiedene nicht zu unterschätzende Vortheile. Es lag schon in dem Factum, dass die Mekkaner mit ihm und den Seinigen unterhandelt und einen Vertrag abgeschlossen hatten, ein Anerkenntniss der Gleichberechtigung seiner Macht mit der Macht der Kuraishiten. Es war ferner selbst den bisherigen Verbündeten der Kuraishiten erlaubt, mit Muhammed Bündnisse zu schliessen, ohne dass dieselben dagegen Einspruch erheben durften. Das konnte für die Muslims zum grössten Vortheil werden. In Muhammed war doch wol das Bewusstsein, dass die Zukunft Arabiens ihm und den Seinigen und seiner

Sache gehöre, immer klarer und bestimmter geworden. Von Jahr zu Jahr war seine Macht gewachsen, und wenn es ihm nun von jetzt an frei stand, Schutz- und Trutzbündnisse mit allen arabischen Stämmen zu schliessen, so konnte er des endlichen Sieges sicher sein, und er konnte sich wol selbst zu der so überaus unvortheilhaften Bedingung verstehen, kuraishitische Ueberläufer ausliefern zu müssen.

Als Muhammed den Vertrag geschlossen hatte, legte er das Pilgergewand ab, schlachtete seine Opferthiere und beschloss, den Rückzug nach Medîna anzutreten. Er blieb nur noch wenige Tage in Hudaibija und kehrte dann zurück. Die Stimmung der Seinigen war eine sehr erregte. Sie waren empört darüber, dass Muhammed den Eintritt in Mekka nicht mit Waffengewalt erzwungen und dass er sich ausserdem dazu verstanden hatte, Vertragsbedingungen einzugehen, welche ihrer Meinung nach des Propheten Gottes unwürdig waren, namentlich waren sie darüber entrüstet, dass sie verpflichtet sein sollten, mekkanische Ueberläufer sofort wieder auszuliefern. Allein gerade diese Bedingung schlug schon in der nächsten Zeit zum entschiedenen Nachtheil der Mekkaner aus. Viele der aus Mekka entwichenen und dahin wieder ausgelieferten Ueberläufer (Muhammed behauptete übrigens, dass die Frauen von der Bedingung ausgeschlossen seien und handelte auch nach dieser Ansicht) flohen gewöhnlich schliesslich doch wieder in die Wüste und vereinigten sich dort mit anderen unglücklichen Schicksalsgenossen zu organisirten Freibeuterbanden, welche den Handel der mekkanischen Karawanen in der

ärgsten Weise gefährdeten und für die Mekkaner zu einer wirklichen Calamität wurden. Diese schlimme Erfahrung nöthigte schliesslich die Kuraishiten den Muhammed zu bitten, dass er diese Bedingung des Vertrages aufhebe und von nun an die mekkanischen Ueberläufer bei sich behalten und überwachen möchte.

Muhammed hatte zwar Mekka nicht betreten, aber es hatte doch den Anschein, als habe er die Mekkaner gezwungen, mit ihm einen Vertrag zu schliessen, und dieser Schein erhöhte sein Ansehen bei den Beduinen ganz ungemein. Es gab von jetzt an in Arabien zwei gleichberechtigte, zwei gleichbedeutende Mächte und Muhammed, der einstige Flüchtling, hatte sich zu dem Range der einen derselben aufgeschwungen. Die übermüthigen und stolzen Mekkaner hatten sich genöthigt gesehen, mit dem ihnen verächtlich scheinenden Landsmann, den sie selbst noch vor Kurzem auf das Aeusserste verhöhnt und verspottet hatten, zu verhandeln. Der ungeheure Wechsel des Schicksals hatte sich im Laufe von nur sechs Jahren vollzogen und obendrein war die Macht des Feindes zusehends im Wachsen begriffen, während die ihrige sichtbar hinschwand. Sie, die Wächter des altarabischen Heiligthumes, des heiligen Bodens, hatten in unseliger Verblendung das alte, unverbrüchlich heilige Gesetz verletzt, nach welchem Niemand verhindert werden sollte, den Pflichten der Anbetung im Heiligthum zu genügen und der Prophet der neuen Lehre hatte Scheu getragen, trotzdem dass er in seinem vollen Rechte war, mit Waffengewalt zu erzwingen, was Niemand ihm verweigern durfte. So hatten die Mek-

kaner sich selbst in den Augen von ganz Arabien in das Unrecht gesetzt, während ihr Feind durch eine unleugbare That der Selbstüberwindung auf dem Wege dessen geblieben war, was nach altarabischen Anschauungen als nationale, heilige, unverletzliche Pflicht galt. So war der Vortheil ganz unbestritten auf Muhammed's Seite.

Muhammed war nach kurzem Aufenthalt in Hudaibija wieder nach Medîna zurückgekehrt. Das Heer, welches ihm freiwillig, wahrscheinlich reiche Beute erhoffend, gefolgt war, befand sich in aufgeregtestem Zustand. Wenn auch gewiss ein Theil der Anhänger, trotz getäuschter Hoffnung auf Ruhm und Beute, mit unverbrüchlicher Treue an Muhammed hing und ihm (ohne vielleicht die ganze Tragweite der Vortheile des mit den Mekkanern geschlossenen Vertrages ermessen zu können) zutraute, dass er nur einem göttlichen Befehle gemäss gehandelt habe, so gab es doch in dem Heere so verschiedenartige Elemente, dass an eine Gleichartigkeit der religiösen Gesinnung und des inneren persönlichen Verhältnisses des Einzelnen zu dem Propheten selbstverständlich nicht zu denken war. Es hatten sich unstreitig sehr Viele aus nichts weniger als religiöser Ueberzeugung an die muslimische Partei angeschlossen. Muhammed musste — nachdem er nun einmal das Religiöse mit dem Weltlichen so innig verquickt hatte — auch mit diesen Elementen rechnen, und, so viel als möglich, auch sie zu befriedigen suchen.

Wahrscheinlich aus diesem Grunde forderte er schon einen Monat nach seiner Rückkehr zu einem Kriegszug

nach Chaibar auf. Dieser Ort, drei bis vier Tagereisen nordwestlich von Medîna in einer ganz ungemein fruchtbaren Gegend gelegen, bestand eigentlich aus einer Anzahl von festen Burgen, deren bedeutendste al-Kammûs auf einem steilen, unnahbaren Felsen lag und für uneinnehmbar galt. Die ganze Gegend, mit Einschluss der Burgen, war im Besitze einer fleissigen, Ackerbau treibenden jüdischen Bevölkerung, welche mit den vertriebenen jüdischen Stämmen in ununterbrochener Verbindung stand und fortwährend Verschwörungen unter den Beduinen anzettelte, und dadurch in der That eine nicht geringe Gefahr für die Muslims bildete. Ob diese Leute gerade in der letzten Zeit etwa besonders rührig gewesen waren, weiss man allerdings nicht. Jedenfalls konnte sich Muhammed von der Eroberung ihrer Burgen und der in ihnen enthaltenen Schätze, wie der sie umgebenden reichen Anpflanzungen, die reichste Beute versprechen, welche ohne allzugrosse Anstrengungen zu erlangen war. Er konnte durch einen derartigen Feldzug das unzufriedene Heer beschäftigen und auch die habgierigen Elemente desselben befriedigen. Er versammelte vierzehn Hundert Leute (wahrscheinlich dieselben, welche ihn nach Hudaibija begleitet hatten), unter denen sich zwei hundert Reiter befanden, und zog im Monat Muharram*) des Jahres 7 d. Fl. (Mai 628) aus.

---

*) Nach Wâkidî würde der Feldzug etwas später, in den Monat Dshumâdá I. desselben Jahres (also in den September oder October), fallen; der Muharram scheint aber nach allen Indicien das Richtige zu sein.

Zwar hatten die Juden, von Muhammed's Absicht rechtzeitig unterrichtet, schleunigst befreundete Stämme um ihre Hilfe gebeten, allein die Muslims waren so schnell marschirt, dass sie noch früher in Chaibar ankamen und an die Belagerung der reichen Burgen gehen konnten. In raschem Anlauf nahmen sie eine Burg nach der anderen. Nur die Eroberung der grössten und festesten und am besten vertheidigten Burg al-Kammûs widerstand fast zwei Wochen den stürmischen und mit der grössten Tapferkeit vollführten Angriffen, bis es endlich dem eben erst von einer Augenentzündung (wie die Sage erzählt, durch Muhammed's wunderthätigen Speichel) geheilten ʿAlî gelang, durch einen glücklichen Zweikampf mit dem Befehlshaber Marhab, den er tödtete, den Sieg zu erringen. Bestürzt über den Tod ihres Anführers, zogen sich die tapfer kämpfenden Juden in die Burg zurück, von den mit unaufhaltsamer Gewalt nachdrängenden Muslims gefolgt, welche sich nun sehr bald in den Besitz der Burg setzten.

Auch die kleineren Burgen, welche noch übrig waren, fielen bald durch Capitulation in die Hände der Araber. Muhammed war dies Mal ziemlich milde gesinnt. Es wurde den Juden, welche nicht mit gekämpft hatten, das Leben gelassen. Ihre sämmtlichen beweglichen und unbeweglichen Güter wurden aber Eigenthum der Muslims. Muhammed liess sie sogar dort wohnen, und zwar als Pächter ihrer fruchtbaren Felder und Dattelanpflanzungen, von deren Ertrag sie jedoch die Hälfte an die neuen Eigenthümer abzugeben hatten. Der Eroberer erfüllte mit dieser

Bedingung einen Wunsch der Juden, welche auch so noch überaus günstig gestellt waren.

Die Hoffnung, dass man in einer der Burgen die verborgenen Schätze des Banû Nadhîr finden werde, realisirte sich nur unvollständig. Zwar gab (der Dichter) Kinâna bin Rabî', der sicher um den Versteck wusste, nach langem Drängen und Befragen einen Ort an, wo man auch allerlei fand, allein den Ort der eigentlichen Schatzkammer verrieth er nicht und musste dafür mit dem Leben büssen. Seine erst siebenzehnjährige Frau, die schöne Ssafîja bint Hujajj, welche dem Stamme der Banû Nadhîr angehörte, bezauberte den Muhammed so sehr, dass er sie zur Frau begehrte. Angeblich widerwillig nahm sie den Antrag an und es wurde die Ehe noch auf dem Heimwege nach Medîna vollzogen.

Beinahe wäre Muhammed noch in Chaibar das Opfer eines Mordanschlages geworden, welchen die Jüdin Zainab bint al-Hârith auf ihn machte. Sie reichte ihm und dem Bishr bin al-Barâ einen stark vergifteten Lammbraten. Muhammed merkte an dem Geruch des ersten Bissens, den er in den Mund nahm, das Gift und spie denselben sofort wieder aus. Die Folgen der Vergiftung soll er sein ganzes Leben hindurch gefühlt haben. Bishr, welcher nur wenig ass, starb nach wenigen Stunden. Sicheren Nachrichten zufolge liess Muhammed die Zainab rufen und nach kurzem Befragen legte sie ein vollständiges Geständniss ab. Als er sie frug, was sie dazu bewogen, antwortete sie: „Du weisst, was du meinem Volke gethan und ich dachte bei mir: Ist

er ein König, so schaffe ich Ruhe vor ihm, ist er aber ein Prophet, so wird er (von Gott) benachrichtigt werden." Da verzieh ihr Muhammed.

Sofort nach der Einnahme von Chaibar wendete sich Muhammed gegen die ebenfalls von reichen Juden bewohnte, in der Nähe davon gelegene Burg Fadak, deren Bewohner es aber zu einem Kampfe nicht kommen liessen, sondern unter denselben Bedingungen capitulirten, wie die waren, welche man den Bewohnern von Chaibar zugestanden hatte. Da Fadak nicht durch Kampf gewonnen war, wurde es zum Eigenthum des Propheten erklärt, und die Bewohner blieben Pächter im Solde des Propheten, und später seiner Nachfolger bis auf ʿOmar, der als Chalîfe sie wie die Juden von Chaibar vertrieb.

Die Beute, welche man in den von den Juden bewohnten Ortschaften vorfand, überstieg an Menge und an Werth alle Vorstellungen, und niemals hatte man sich bisher solchen Reichthümern gegenüber befunden. Man fand dort nicht nur ungeheuere Massen von Ernteerträgnissen aller Art, sondern auch die grössten und schönsten Schaf-, Rinder- und Kameelheerden, und namentlich auch die reichsten Schätze an Gold- und Silberschmuck, Edelsteinen u. s. w. Bei der Vertheilung dieser Reichthümer dachte Muhammed sogleich an die im nächsten Jahre vorzunehmende allgemeine Pilgerfahrt nach Mekka und bestimmte von vornherein die eine Hälfte der Beute für diesen Zweck, während die andere in einer von den bisher befolgten Grundsätzen abweichenden Weise unter die Soldaten vertheilt wurde. Rücksichtlich der

Vertheilung des beweglichen Eigenthumes hatte man keinen Grund, von der bisherigen Art der Beutetheilung abzugehen. Nur durch die Eroberung der vielen liegenden Güter sah man sich genöthigt, bezüglich der Vertheilung derselben andere Normen zu befolgen.

Die Beute von Chaibar wurde unter alle diejenigen vertheilt, welche den Zug nach Hudaibija mitgemacht hatten, auch wenn sie bei Chaibar nicht zugegen waren. Die Mannschaften bestanden aus 1400 Mann, worunter sich 200 Reiter befanden. Jeder der Reiter erhielt drei Theile, die Fussgänger je einen. Es wurde die Beute demnach in 1800 Theile getheilt, nachdem von dem Ganzen die als das Fünftel für Gott, den Propheten, seine Verwandten, die Waisen und die Armen, ferner für den Unterhalt der Gattinnen des Muhammed und derjenigen, welche die Capitulation von Fadak vermittelt hatten, bestimmte Liegenschaft Katîba abgezogen worden war.

Die bisher ziemlich armen Muslims sahen sich auf einmal im Besitz grosser Reichthümer, welche durch die noch auf dem Rückzug nach Medîna erfolgende Einnahme der gleichfalls den Juden gehörigen, ausserordentlich fruchtbaren und an Ertrag sehr reichen Landschaften Wâdi'l-Kurá und Taimâ noch ansehnlich vermehrt wurden. Die dort ansässigen Juden capitulirten unter denselben Bedingungen, wie ihre Glaubensgenossen in Chaibar und da diese Gegenden nicht durch Kampf eingenommen worden waren, so hatten die Soldaten keinen Anspruch auf Beute, sondern Alles fiel dem Muhammed zu, welcher auf diese

Weise über ungemein grosse Reichthümer zu disponiren hatte, deren Einkünfte er theils auf die weitere Ausbildung seines Heeres, theils auf die Ausdehnung seiner politischen Macht verwendete. Das Letztere wurde ihm ziemlich leicht gemacht. Die habgierigen Häupter der kriegs- und beutelustigen Stämme waren nach solchen in die Augen fallenden, glänzenden materiellen Erfolgen gern geneigt, sich zu seiner Partei zu schlagen, zum Theil gewiss ohne tiefere Sympathie für die neue Lehre zu haben.

Nachdem Muhammed als reicher Mann mit einem reichen Heere nach Medîna zurückgekehrt war, gab er sich nicht dem behaglichen Genusse und einer faulen Ruhe hin, sondern unaufhaltsam strebte er weiter und weiter. Nicht nur seine politische Macht weiter auszudehnen ist er bestrebt, sondern er sucht auch die neue Lehre unter den Stämmen zu verbreiten. Freilich waren die für diesen Zweck gebrauchten Mittel schlecht gewählt. Es war dabei nicht von einer Bekehrung auf dem freilich langsam zum Ziele führenden Wege der Predigt und der Ueberzeugung, sondern immer nur von einem peremtorischen „Entweder“ ... „Oder“ die Rede. Der gottbegeisterte, nur im geistigen Verkehr mit Gott sein Glück findende Prophet war zum gewaltigen, sich seiner Macht und Herrschaft bewussten Herrscher geworden, der keinen Widerspruch mehr anerkennt. Das feine, geistige Mittel der Predigt, und der durch sie geweckten Ueberzeugung, muss dem groben Mittel der äusseren Gewalt weichen, welcher es nicht um die innere Annahme der Wahrheit, sondern nur um

das äussere mechanische Bekenntniss der Lippen zu thun ist. Das Beispiel, welches der Herr gab, wirkte ansteckend auf die Diener und die pfiffigen und spitzfindigen Beduinen, deren Herzen doch mehr an dem Abenteuer und der Beute, als an der Erfüllung religiöser Pflichten, mehr an dem lauten Kriegsruf in der freien unbegrenzten Wüste, als an dem stillen Gebet in der Moschee hingen, hielten es für vortheilhafter, die wenigen Worte des Glaubensbekenntnisses auszusprechen und damit eine sichere Anweisung auf neue Thaten und reiche Beute sich zu erkaufen, als der neuen Lehre und der neuen Macht eine gesinnungsvolle Opposition entgegen zu stellen. Sie glaubten weder an die alten Götter, noch an den Einen Gott. Was kümmerte sie der Gedanke an die Ewigkeit, sie, die höchstens für den kommenden Tag sorgten, über welchen ihr Blick nicht hinausreichte?

Derartige Elemente sind kein Gewinn für die religiöse Gemeinde, sondern höchstens nur für den dieselbe wie eine Schutzmauer umgebenden Staat, dem sie einen Zuwachs an Macht verleihen. Darum verachtete sie Muhammed nicht und gab sich sogar Mühe, sie an sich heranzuziehen, gewiss auch aus dem Grunde, weil er wusste, dass sie für die Handelskarawanen der Feinde sehr gefährlich werden könnten.

## ZWÖLFTES KAPITEL.

## Gesandtschaften an die Herrscher benachbarter Reiche. Wallfahrt nach Mekka (ʿUmrat-al-Kadhâ). Feldzüge nach Muta und Dsât-al-Salâsil.

Wir wissen nicht gewiss, ob Muhammed schon in jener Zeit den grossartigen Gedanken gefasst hatte, dass seine Religion dazu bestimmt sei, Weltreligion zu werden, aber es hat in der That den Anschein, als sei dies der Fall gewesen, denn in diese Zeit (Juni 628) fällt die Absendung von sechs Gesandtschaften an die Herrscher der benachbarten Reiche, nämlich an den Negûs (Fürsten) von Abessinien, an den ghassânitischen Fürsten al-Hârith bin Shimr in Syrien, an den Chosroen von Persien, an den Mukaukis der Kopten in Aegypten, an den byzantinischen Kaiser Heraklius und an Hauda, den Fürsten der centralarabischen Landschaft Jamâma.

Jedem der Gesandten wurde ein Schreiben „von Muhammed, dem Knecht Gottes und seinem Gesandten" an ...*) mit auf den Weg gegeben. Der Inhalt desselben (wahrscheinlich bei allen gleichlautend,) war folgender: Friede über den, welcher der rechten Leitung folgt. Ich rufe dich mit dem Rufe des Islâm. Werde Muslim und du bist gerettet — und Gott wird dir doppelten Lohn geben. Wenn du (dem wahren Glauben) den Rücken kehrst, so lastet auf dir die Schuld der Christen

*) Vgl. das Schreiben an Heraklius bei Buchârî I, S. 8.

(oder Magier, oder Kopten).*) O ihr Schriftbesitzer (d. h. Besitzer einer schriftlichen Offenbarung) kommet zu einem versöhnlichen Wort zwischen uns und zwischen euch: dass wir nur Allâh anbeten und ihm nichts beigesellen. Keiner von uns soll den anderen als Herrn über sich anerkennen, ausser Gott. Wenn sie (dem wahren Glauben) den Rücken kehren, so bekennet (wenigstens), dass wir die Muslims (d. h. die wahren Gläubigen) sind."

Die Freunde Muhammed's hatten diesen darauf aufmerksam gemacht, dass die fremden Herrscher ein ungesiegeltes Schreiben nicht annehmen würden und in Folge dessen liess er sich ein silbernes Petschaft anfertigen, welches dreizeilig die Inschrift: Muhammed Rasûl Allahî (Muhammed der Gesandte Gottes) trug.

Es konnte naiv erscheinen, dass der Emporkömmling in dem kaum gekannten Lande der Beduinen an die Repräsentanten so alter und so mächtiger Herrschergeschlechter, wie der Kaiser von Byzanz und der Chosru von Persien es waren, Gesandtschaften schickte und sich mit ihnen nicht nur auf gleiche Stufe, sondern sich noch weit, weit über sie stellte und sie von seinem göttlichen Berufe als Abgesandter Gottes in Kenntniss setzte, der ihnen, dem göttlichen Auftrage entsprechend, die Aufforderung zugehen liess, sich zu dem einen Gott zu bekennen, und ihnen, wenn sie dies thäten, Heil und Segen verhiess. In

*) Je nach der Verschiedenheit der Adresse steht ein verschiedenes Wort: Magier, Kopten u. s. w.

dem kurzen und prägnanten Schreiben herrscht ein hoher Ton. Es ist die entschiedene Sprache eines sich seiner Ziele sicher und klar bewussten Mannes, welcher ohne alle Umschweife, kurz und bündig sagt, was er will und es dem Urtheile des Lesers überlässt, wofür er sich entscheiden, ob er dem Rufe zum wahren Glauben für sich und seine Unterthanen folgen oder die schwere Verantwortung auf sich laden will, sie in der Nacht des Irrthums und der Lüge zu lassen.

Es ist, als bräche sich auf einmal in dem Mann, der früher mit der bittersten Noth und der schimpflichsten Verachtung und Verspottung gekämpft, der durch die schwerste Lebensschule hindurch gegangen war, die niedrigsten Dienste geleistet hatte, und nun auf einer von ihm ungeahnten Höhe menschlicher Macht und weltlichen Einflusses stand, das ganze Bewusstsein von seiner weltgeschichtlichen Bedeutung als Gesandter Gottes und Verkündiger seines Willens, Bahn. Er spricht nur von dem Glauben an den Einen Gott, nur von der Leitung auf den Weg des wahren Glaubens; er erwähnt nicht eine Sylbe von der Macht, die ihm zu Gebote steht, von den glücklichen Kriegen, welche er geführt, von den Erfolgen, welche er errungen hat. Er spricht nur als Prophet. Die ungemeine Einfachheit der Sprache hat in der That etwas Grossartiges und Vornehmes. Während sonst sein Styl so blumenreich und er eigentlich nie um Worte verlegen ist, enthält er sich hier jedes überflüssigen Redeschmuckes, von dem er nicht weiss, ob er nach dem Geschmack derjenigen ist, an welche er sich wendet. Er kennt die Macht und Grösse

dieser Herrscher, aber trotzdem stellt er sich, im Bewusstsein seines Amtes und Berufes, ihnen völlig gleich, und es ist als ahnte er die Zukunft seines Volkes und seiner Lehre, welche nur wenige Jahre später in unaufhaltsamem Siegeslauf sich die meisten der Länder unterthan machten, an deren Herrscher er jetzt schrieb.

Es war das nicht die Sprache des Wahnwitzigen, für die sie der stolze Beherrscher von Persien hielt, der das Schreiben, nachdem er nur die Ueberschrift gelesen, zerriss, sondern die klare und sichere Sprache eines Mannes, welchem das Gefühl einer grossen Bestimmung innewohnte, das durch die Ereignisse und die grossen, überraschenden, von ihm errungenen Erfolge bestätigt und erhöht worden war. In vornehmer und ruhiger Weise nahm der Herrscher von Byzanz das Schreiben auf, welches ihm durch den Präfecten von Bussra nach Emessa, wo er sich damals aufhielt, übermittelt wurde. Aber kühl und höflich ablehnend ignorirte er dasselbe, und es ist gewiss unrichtig, wenn die muslimischen Schriftsteller berichten, dass er persönlich geneigt gewesen, den Islâm anzunehmen, daran aber durch seine Unterthanen verhindert worden sei. Auch die anderen Machthaber verhielten sich ablehnend, wenngleich sie, möglicher Weise doch die aufsteigende Macht des unbekannten Mannes und seines Volkes ahnend, die Gesandten freundlich aufnahmen und zum Theil mit vielen Geschenken für Muhammed entliessen. Nur der ghassânidische Fürst al-Hâriṯh bin Abî Shammir war über die Anmassung entrüstet und wollte gegen ihn

marschiren, wurde aber durch Heraklius daran verhindert, ja er wurde sogar, der Sage nach, durch diesen so besänftigt, dass er den Gesandten des Muhammed, den Shudshâ ʿbin Wahb mit einem reichen Goldgeschenk entliess.

Der Erfolg der Gesandtschaften, deren Ausrüstung ohne Zweifel mancherlei Kosten verursacht hatte, zu deren Bestreitung Muhammed wohl erst nach der Eroberung von Chaibar die nöthigen Mittel besass, — dieser Erfolg war eigentlich vollständig illusorisch. Niemand war dem Rufe gefolgt, nur einige wenige, vielleicht neuen Ideen leicht zugängliche, vielleicht aber auch nur höfliche Hofcavaliere, hatten sich in höflicher Weise nach der neuen Lehre scheinbar angelegentlich und theilnehmend erkundigt und gemeint, dass das Alles nicht so uneben sein möge. Die des Hoftones und des Hoflebens natürlich ganz ungewohnten naturwüchsigen Söhne der Wüste hatten das gleich für baare Münze genommen und geglaubt, dass sie mit ihren Schilderungen des Islâm tiefen Eindruck an den betreffenden Stellen gemacht hätten. Allein, wenn man etwa einige in Abessinien erfolgte Bekehrungen ausnimmt, so hatten die an die fremden Höfe geschickten Missionen eben keinen anderen Erfolg als den, dass man in den Nachbarreichen Kenntniss von der Existenz einer neu entstehenden Macht bekam. Gab es an jenen Höfen Männer, welche genug staatsmännischen Blick hatten, um das Herannahen einer neuen Zeit heraus zu fühlen und zu ahnen, dass eine welthistorische Macht an die Thore ihrer Paläste klopfe? Was konnte für sie der unbekannte Sohn der Wüste

sein, welcher vorgab, in Gottes Auftrag und als sein Gesandter zu handeln? Hatten sie eine Ahnung von der, wenn sie expansiv auftritt, furchtbaren, unüberwindlichen Macht des Glaubens und der religiösen Ueberzeugung, welche die Araber befähigte, wenige Jahre darauf von Sieg zu Sieg zu schreiten?

Goethe sagt einmal sehr richtig: „Bei dem Glauben kommt Alles darauf an, dass man glaubt. Der Glaube ist ein grosses Gefühl von Sicherheit, entspringt aus dem Zutrauen auf ein übergrosses, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens kommt Alles an. Wie wir uns aber dieses Wesen denken, das hängt von unseren übrigen Fähigkeiten, ja von Umständen ab und ist ganz gleichgültig. Der Glaube ist ein heiliges Gefäss, in welches ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er es vermag, zu opfern bereit steht."

Besassen die Völker, an deren Fürsten Muhammed sich wendete, selbst so viel Tiefe der religiösen Ueberzeugung, so viel Anhänglichkeit an ihren Glauben, um sich siegreich dem Manne entgenstellen zu können, der mit wahrem Feuereifer für seine Lehre eintrat, und dessen Anhänger willig in den Tod gingen, um ihren Glauben zu verbreiten? Hatten sie das (wie Goethe sagt) mit dem religiösen Glauben verbundene grosse Gefühl der Sicherheit, welches ihnen die Kraft gab, in den Kämpfen, die ihnen bevorstanden, fest und sicher stehen zu können?

Die Absendung dieser Missionen ist in der That

ein sehr denkwürdiges Ereigniss. Dasselbe fällt mit der Aussendung von Missionaren an verschiedene arabische Stämme zusammen, welchen Muhammed den Auftrag gab, dieselben zum Bekenntniss des wahren Glaubens aufzufordern. Aber auch der Erfolg dieser Missionäre war ein sehr geringer.

Muhammed liess sich hierdurch nicht beirren. Allem Anschein hatte sich in ihm nach den immerhin bedeutenden politischen und materiellen Errungenschaften, welche ihm aus dem Friedensvertrag mit den Kuraishiten und der Eroberung der reichen Gegend von Chaibar erwachsen waren, das Gefühl einer sehr zuversichtlichen Siegesgewissheit bemächtigt. Dasselbe verleitete ihn aber auch jetzt wieder nicht zu träger Ruhe. Der religiöse Gedanke trat bei ihm wieder mehr in den Vordergrund und er wurde sich wieder deutlicher seiner Pflichten als Gottgesandter bewusst. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Hinblick auf die immer mehr sich herannahende Erfüllung seines Wunsches, nach so langer Trennung wieder einmal nach Mekka kommen und dort seinen religiösen Pflichten obliegen zu können, ihn zu tieferen Gedanken anregte. Dazu kam, dass die Erinnerungen an die schweren Zeiten der Vergangenheit, an die erlittenen Verfolgungen, gerade in jener Zeit wieder von Neuem in ihm wach gerufen wurden. Bei seiner Rückkehr von Chaibar hatte Muhammed eine Anzahl der bei der zweiten Auswanderung nach Abessinien Geflüchteten vorgefunden, welche in Folge seiner Einladung nach Medîna gekommen waren. Die armen Flüchtlinge, unter welchen sich manche, seinem Herzen

theuer gewordene alte Leidensgefährten befanden, kamen von allen Mittel entblösst aus der langjährigen Verbannung, welche sie wegen ihrer Anhänglichkeit an seine Person und seine Lehre muthig erduldet hatten. Wer Märtyrer für eine religiöse Idee wird und Jahre lang für sie zu dulden, ihretwegen mit Noth und Elend zu kämpfen hat, dessen ganzes Wesen kann sich, wenn er überhaupt ernst ist, wohl leicht vertiefen und er findet wohl auch den Frieden und das Glück, welches ihm die Gegenwart versagt, in dem Hinblick auf die Zukunft, in dem sich in ihm immer mehr befestigenden, immer mehr sich abklärenden Glauben. Der Anblick dieser treuen Dulder musste in Muhammed Gedanken eigner Art erwecken. Zu der Fülle des Reichthums, welche ihn umgab, stand die Armuth der alten Freunde, welche er doch für Glaubenshelden halten musste, im stärksten Contrast. Das zu empfinden war er feinfühlig genug. Treue Anhänglichkeit an alte Freunde war eine in ihm sehr ausgeprägte Charaktereigenschaft, die ihn befähigte, das alte Band der Liebe schnell wieder anzuknüpfen. Er konnte an ihrem Beispiel deutlich sehen, dass die Glaubenstreue unabhängig ist von äusserem Glück und Wohlbehagen, und die vertraulichen Gespräche mit den durch schwere Erfahrungen hindurchgegangenen und sehr ernst gewordenen Freunden, werden ihm die Erinnerungen an die Vergangenheit recht nahe gebracht haben, in welcher ihn selbst auch nur der Gedanke an Gott mitten in Elend und Angst aufrecht gehalten hatte. Er selbst hatte sie früher angeregt und war ihnen als unerreichtes Muster

erschienen, jetzt mochten sie ihn mannichfach anregen mit ihrem Ernst und ihrer Tiefe, und ihn an die Pflicht gemahnen, über dem berauschenden äusserlichen Glanz und Erfolg nicht die Idee, über der Form nicht den Inhalt zu vergessen und auch weiter strebend sich zu bemühen um die Ausbreitung der Idee Gottes. Er hatte in sich geistige Beweglichkeit und Empfänglichkeit genug, um solchen Einflüssen leicht zugänglich zu sein und sie auf sich einwirken zu lassen.

Es war gerade ein Jahr seit dem Zug nach Hudaibija (der ʿUmrat-al-Hudaibija) verflossen. Jetzt stand es ihm nach dem geschlossenen Vertrage frei, sich mit den Seinigen nach Mekka zu begeben. Am 1. Tage des Monates Dsû'l-kaʿda des 7. Jahres 2. März 629) erliess Muhammed den Befehl, dass alle, welche im vorigen Jahr ihn nach Hudaibija begleitet hatten, nun mit ihm die Pilgerfahrt, die sogenannte ʿUmrat-al-Kadhâ (Wallfahrt der Vollendung), nach Mekka machen sollten. Es war von langer Hand her Alles wohl vorbereitet. Gegen zwei Tausend folgten dem Ruf, obwohl der Zug durchaus keine Beute versprach. Die hundert Reiter, welche in der Zahl mit inbegriffen waren, eilten voraus. Durch sie erfuhren die Kuraishiten das Herannahen des Zuges. Sofort räumten sie die Stadt Mekka und zogen sich, für die vertragsmässig stipulirten drei Tage der Anwesenheit Muhammed's, auf die nahen Berge zurück. Nur Wenige blieben in der Stadt, um das ungewohnte Schauspiel mit anzusehen. Muhammed liess die für alle Fälle mitgebrachten Waffen in Batn Jâdshidsh, an

der Grenze des heiligen Gebietes und bei ihnen eine starke Wachmannschaft zurück. In der Nähe davon zog er mit seinen Begleitern das Pilgergewand an und in feierlichem Zuge begab sich die begeisterte Schaar in die menschenleere Stadt. Muhammed ritt sein Kameel Kuswa, welches von ʿAbd-allâh bin Ruwâha am Zügel geführt wurde; die Uebrigen waren zu Fuss und trugen das Schwert in der Scheide. Von dem Hügel Kadâ aus zog er in das Thor von Mekka ein, und ritt geraden Wegs zur Kaʿba. Auf dem Wege dahin, vor dem Rathhaus (Dâr al-nadwa), stieg er ab und begab sich von da zu Fuss zum Heiligthum. Als er den Platz um dasselbe betrat, warf er seinen Mantel auf die linke Schulter, sein rechter Arm trat hervor und er rief: „Gott sei gnädig einem Manne, der ihnen heute seine Stärke zeigt.“ Nachdem er den schwarzen Stein geküsst, wendete er sich nach dem nordöstlichen Winkel des Gebäudes, der Ecke von ʿIrâk (al-rukn al-ʿirâkî), dann nach dem nordwestlichen Winkel (al-rukn al-shâmî), der Ecke von Syrien, sodann nach der Ecke von Jemen (al-rukn al-jamanî) und wieder zurück zu der Ecke des schwarzen Steines. So umwandelte er zunächst drei Mal in hüpfendem Gange die Kaʿba und umschritt sie dann noch vier Mal in langsam feierlichem Schritt. Die Seinigen folgten in Allem seinem Beispiel.

Nach Vollendung dieser übrigens ganz dem altarabischen Heidenthum entlehnten Ceremonie, erhielt der Mu'addsin (Gebetausrufer) Bilâl den Befehl, von der Kaʿba aus zum Gebet zu rufen. Nachdem Mu-

hammed, von den Seinigen umgeben, auch dieser Pflicht genügt hatte, bestieg er wieder sein Kameel, um noch an demselben Tage siebenmal den Zwischenraum (Batn-al Wâdî genannt) zwischen den Hügeln Ssafâ und Marwa zu durchlaufen. (Es geschieht dies zum Andenken daran, dass Hagar der Sage nach dort umherlief, um nach Wasser für ihren Sohn Ismaël zu suchen.*) Den andern Tag begab er sich in das Thal von Miná, brachte daselbst seine Opfer dar, liess sich das Kopfhaar scheeren und legte sodann das Pilgerkleid ab. Die Seinigen folgten auch jetzt wieder in Allem seinem Beispiel. Sofort schickte Muhammed zweihundert Mann nach Batn Jâdshidsh, um die dort postirte Wachmannschaft abzulösen, damit auch diese sogleich nach Mekka kommen und ihre Pflichten erfüllen könne.

Kaum waren die drei den Muslims vertragsmässig für ihren Aufenthalt in Mekka zugestandenen Tage verstrichen, als auch schon eine Deputation der mekkanischen Grossen sich meldete, welche den Muhammed aufforderte, nun an die Rückkehr zu gehen. So gern Muhammed auch noch geblieben wäre, so musste er doch der Aufforderung folgen. Er verliess denn auch Mekka an demselben Tag und lagerte am Abend in Sharif, etwa acht Meilen von Mekka.

Trotz der Kürze seines Aufenthaltes in Mekka hatte Muhammed doch noch Zeit gefunden, sich daselbst mit der damals siebenunddreissigjährigen Wittwe

*) Dieser Lauf zwischen Ssafâ und Marwa wird al-Sa'j (Schnellschritt) genannt.

Maimuna, der Tochter des Hârith von dem Stamme der Banû Hilâl zu verehelichen. Sein Onkel ʿAbbâs, bei welchem er wahrscheinlich abgestiegen und dessen Schwägerin sie war, traute sie ihm an. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass politische Gründe ihn zu Schliessung der Ehe mit der doch schon ältlichen Frau veranlassten. Dieselbe hatte unter ihren nächsten Verwandten einige hervorragende Männer (so war z. B. der als Heerführer sehr bedeutende Châlid ihr Neffe), und Muhammed mochte glauben, dass er auf diese Weise mit ihnen in ein näheres Verhältniss treten könnte, worin er sich übrigens auch nicht täuschte. Ueberhaupt hatte Muhammed während seines Aufenthaltes in Mekka allerlei Verbindungen angeknüpft, welche sich sehr bald darauf als sehr folgenreich erwiesen und so zog er aus seiner Reise auch nach der politischen Seite hin sehr mannichfachen Nutzen.

Noch im Monat Dsû'l-hiddsha desselben Jahres (April 629) kehrte er nach Medîna zurück. Er hatte mit der Vollführung der Pilgerfahrt ein lang ersehntes Ziel erreicht. Die Männer der neuen Religion waren triumphirend in das Centralheiligthum eingezogen und Alles war ohne jegliche Störung glücklich vorübergegangen. Dieses Factum hatte in manchem Zweifelnden und Unentschlossenen den Entschluss gereift, sich dem neuen Glauben zuzuwenden, und so begreift es sich, dass kurz nachher (Juni 629) drei der bedeutendsten Mekkaner zu Muhammed nach Medîna kamen, um sich ihm anzuschliessen. Es waren dies Châlid bin Walîd, welcher in der Schlacht am Uhud so entscheidend zu Gunsten der Mekkaner ein-

gegriffen hatte, ʿAmr bin al-ʿÂssi, der berühmte Eroberer Aegyptens und ʿOthmân bin Talha, welcher damals das hochwichtige Amt eines Hüters der Kaʿbaschlüssel bekleidete. Sie legten vor Muhammed das Glaubensbekenntniss ab und dieser gewann in diesen drei Männern Kräfte von hervorragender Bedeutung, wenngleich es ausserordentlich zweifelhaft ist, dass ein wirklich religiöses Bedürfniss sie zu dem folgenreichen Schritte veranlasste. Nur bei ʿAmr bin al-ʿÂssi könnte man dies vielleicht annehmen, da er den Erzählungen nach sich vorher genauer mit Muhammed's Lehre bekannt zu machen gesucht hatte. Freilich war er ein sehr herrschsüchtiger Charakter, der im Dienste der siegreichen Partei möglicherweise besser seine Rechnung zu finden hoffte.

Es fand sich für diese früheren mekkanischen Helden sehr bald Gelegenheit, ihr Schwert in den Dienst der Sache des Islâm zu stellen. Ein Bote, welchen Muhammed an den Statthalter von Bussrá geschickt hatte, war auf dem Rückwege nach Medîna von dem ghassânitischen Fürsten Shurahbîl bin ʿAmr gefangen genommen und hingerichtet worden.

Muhammed konnte eine solche allen Gesetzen des Völkerrechtes Hohn sprechende Handlung nicht ungerächt lassen und rüstete so schnell als möglich ein Heer von 3000 Mann aus, welches er unter den Oberbefehl seines Lieblings des Zaid bin Hâritha stellte. Im Monat Dshumâdá I. des Jahres 8 (September 629) brach es auf. Muhammed hatte den Befehl gegeben, dass, wenn Zaid fiele, ihm Dshaʿfar bin Abî Tâlib, des Propheten Vetter, als Oberbefehlshaber folgen,

und dass, wenn auch dieser kampfuntüchtig würde, der Medînenser ʿAbd-allâh bin Ravâha den Oberbefehl übernehmen sollte. Das kleine Heer brach nach Norden hin auf, und kam bis in die Nähe des todten Meeres, nach Muta, wo man Halt machte. Man hatte erfahren, dass zwei grosse Heere, angeblich mehr als 100,000 Mann, sich ihnen entgegenstellten. Ein bedeutender Theil der Feinde bestand aus griechischen, vielleicht auch arabischen Christen, während die Anderen heidnische Araber waren. Man hielt dort Kriegsrath und die Mehrzahl der Stimmen war eigentlich dafür, einen Eilboten an Muhammed zu schicken und diesen um eine Verstärkung der Truppen zu bitten, oder wenigstens dessen weitere Befehle abzuwarten. Allein ʿAbd-allâh's muthiger Rath gab den Ausschlag. Er rief: „Sollen wir im Vertrauen auf unsere Zahl und Stärke, oder für den Glauben kämpfen, den Gott uns geschenkt und mit welchem er uns heilige Pflichten auferlegt hat? Rücken wir vor. Wir erkämpfen uns entweder den Sieg oder den Märtyrertod."

Sehr bald begann die blutige Schlacht, in welcher die Araber wie die Löwen kämpften. Ein Führer nach dem andern fiel, auf das Tapferste kämpfend, und das kleine Heer war in Gefahr, vollständig aufgerieben zu werden. Da stellte sich der tapfere Châlid, einstimmig von den Truppen zum Führer ausgerufen, an die Spitze und mit ruhigem Feldherrnblick die schwierige Lage erkennend, ordnete er die bereits in Unordnung gerathenen Schaaren wieder unter seine Fahne. Er sah, dass er dem an Zahl weit

überlegenen Feinde nicht lange mehr Stand halten könne, indessen gelang es ihm doch, das Schlachtfeld zu behaupten. Allein an eine Fortsetzung des Kampfes war nicht zu denken und er erkannte, dass er den Rückzug antreten müsse. Diesen leitete er aber mit solcher Klugheit und Ruhe, dass er die Trümmer des Heeres wohlbehalten nach Medîna zurückbrachte, wo freilich bei dem Empfang Spott und Hohn ihrer wartete, welcher solche Dimensionen annahm, dass Muhammed sich in das Mittel legen und denselben verbieten musste.

Die Nachricht von der Niederlage der Muslims hatte sich wieder schnell unter den Beduinen verbreitet. Mit schlecht verhohlener Schadenfreude hatten diese die Kunde begrüsst, denn sie gönnten dem Emporkömmlinge von ganzem Herzen alles Unglück und sobald sie den günstigen Augenblick gekommen glaubten, hofften sie seiner Suprematie wieder ein Ende machen zu können. Eine starke staatliche Organisation, welche dem von ihnen mit Vorliebe und reichem Gewinn betriebenen Räuberunwesen einen Damm entgegenzustellen im Stande war, konnte ihnen nur als ein unliebsames Hinderniss ihrer ungezügelten Freiheit erscheinen. Kaum hörte man, dass die Muslims geschlagen seien, so rotteten sich auch schon gleich die Kudhâ'a-Stämme, welche die nördliche Wüste für die ihnen ausschliesslich zugehörende Domäne hielten, zusammen, um den nicht gehörig benutzten Sieg des verbündeten byzantinisch-arabischen Heeres noch weiter auszubeuten. Sie meinten, die Muslims seien so geschwächt, dass sie nur sich zu nahen

brauchten, um einen völligen Sieg zu erringen. Allein ihre Hoffnung täuschte sie. Muhammed rüstete mit grösster Schnelligkeit ein kleines, nur aus 300 Mann bestehendes aber auserlesenes Heer aus, stellte dasselbe unter den Befehl des ʿAmr bin al-ʿÂssi, welcher, bei Nacht marschirend, die sehr zahlreichen Feinde überraschte und dieselben bei (Dsât)al-Salâsil, im Gebiete der Banû Dshudsâm vollständig in die Flucht schlug.

---

## DREIZEHNTES KAPITEL.

### Eroberung von Mekka. Schlacht von Hunain. Belagerung von Tâïf. Vertheilung der Beute in Dshiʿirrâna.

In Folge des allerdings entscheidenden Sieges, welcher von ʿAmr bin al-ʿÂssi im Norden über die Kudhâïten erfochten worden war, hatten die Muslims für längere Zeit von dieser Seite her nichts zu befürchten und Muhammed konnte nun mit ganz ungetheilter Aufmerksamkeit seinen Blick wieder nach Süden hin richten und die Mekkaner genauer im Auge behalten.

Zwar schien es, als ob der auf zehn Jahre mit den Mekkanern geschlossene Waffenstillstand die vollständige Ruhe doch mindestens für die nächsten Jahre sicher verbürge, allein die Mekkaner konnten es ebensowenig wie die nomadisirenden Beduinen, verwinden, dass das Ansehen ihrer verhassten Feinde so zusehends wuchs und dass die Macht derselben sich so sehr be-

festigte, wie es in der That geschah. Allerdings wagten sie es nicht, in offener Weise gegen sie aufzutreten und den Waffenstillstand zu verletzen, aber es gab ja so viele Mittel und Wege, um doch noch im Geheimen sich an den Muslims zu rächen. Sie konnten durch heimliche Waffenlieferungen, durch Vorstrecken von Hilfsgeldern, durch allerlei heimlich den Feinden der Muslims gewährte Vortheile, diesen letzteren, ohne offene Verletzung der Bedingungen des Vertrages, genug Schaden zufügen und Alles das wollte überwacht sein.

Die Mekkaner kannten Muhammed schlecht, wenn sie glaubten, dass er sich etwa unthätiger Ruhe und Sorglosigkeit hingebe und dass sie ihn hintergehen könnten. Er hatte überall seine Augen und seinem Scharfblick entging nichts. Allenthalben hatte er gute Kundschafter, welche ihm treu und in ausführlichster Weise berichteten und ihm von Allem in Kenntniss setzten, von dem sie glauben konnten, dass es für ihn von Interesse sei. So erfuhr er von den geheimsten Intriguen, welche man in Mekka zu spinnen suchte, und konnte aus Allem, was ihm zu Ohren kam, auf das Deutlichste ersehen, dass man auf Seiten der Feinde nur auf eine schickliche Gelegenheit warte, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen.

Muhammed hatte freilich nicht viel zu fürchten. Seine Macht war gerade in der letzten Zeit wieder dadurch sehr gewachsen, dass die mächtigen Beduinenstämme der Banû Sulaim, Banû Ghatafân, Banû ʿAbs und eine Anzahl kleinerer Stämme, welche zwar keine ausschlaggebende Rolle spielten aber doch mit einander vereint den Muslims vielen Nutzen gewähren

konnten, sich zum Islâm (wenn auch zum Theil gewiss nur sehr äusserlich) bekehrten. Die Truppen, welche er eventuell den Mekkanern entgegenstellen konnte, waren also diesen ohne allen Zweifel an Zahl weit überlegen.

Die Mekkaner waren nun selbst die Ersten, welche die Bedingungen des Friedensvertrages verletzten. In diesen war ausdrücklich festgesetzt worden, dass keine der beiden pactirenden Parteien einem arabischen Stamme hinderlich sein solle, wenn er sich zu der einen oder der anderen Partei schlagen wollte. Der Stamm der Banû Bekr bin ʿAbd-manât, ein Zweig des grossen Stammes der Kinâna, hatte sich den Kuraishiten, die Banû Chuzâʿa aber hatten sich den Muslims angeschlossen. Beide Stämme waren von Alters her verfeindet und die Banû Bekr griffen jetzt mitten im Frieden die keines Ueberfalles gewärtigen Chuzâʿa an, und wurden hierbei, gegen die Bedingungen des Friedensvertrages von den Kuraishiten durch Waffen und Mannschaften unterstützt.

Die Chuzâʿa erlitten bei dieser Gelegenheit eine furchtbare Niederlage und wandten sich sofort klagend an Muhammed. Dieser sagte ihnen sogleich die kräftigste Hilfe zu, bat sie aber, über ihr Bittgesuch strenges Schweigen zu beobachten. Es war kein Zweifel, dass die Feinde die Bedingungen des Friedensvertrages verletzt hatten. Hervorragende Kuraishiten hatten sich selbst an dem Kampf betheiligt und so glaubte sich Muhammed seinerseits nicht mehr an den Vertrag gebunden. Die Kuraishiten erhielten sofort von der ihnen drohenden Gefahr Kunde, und

schickten, um dieselbe abzuwenden, sogleich eine Deputation nach Medîna, an deren Spitze Abû-Sufjân stand. Eine Unterredung, welche er mit Muhammed hatte, verlief vollkommen resultatlos. Muhammed liess ihn ruhig reden und hüllte sich in eisiges Schweigen. Die hervorragendsten Freunde des Propheten, wie Abû-Bekr, ʿAlî, ʿOmar, an welche Abû-Sufjân sich wegen einer Vermittelung wendete, schlugen ihm dieselbe rund ab und, von banger Sorge erfüllt, musste er Medîna wieder verlassen.

Mit der allergrössten Schnelligkeit ordnete Muhammed an, dass ein zahlreiches Heer nach Mekka aufbräche. Es wurden zugleich alle Massregeln getroffen, um das Unternehmen geheim zu halten. Nur bei Wahrung des Geheimnisses konnte er auf Erfolg hoffen. Jetzt endlich bot sich ihm die Aussicht, das Ziel seiner lebhaftesten Wünsche zu erreichen, und Herr von Mekka zu werden, ja er konnte vielleicht sogar hoffen, dies ohne Schwertstreich und Blutvergiessen zu werden, wenn er im Stande war, die nichts ahnenden Mekkaner zu überraschen.

Am 10. des Monates Ramadhân des Jahres 8 d. Fl. (1. Januar 630) setzte sich das Heer unter Muhammed's Führung in Bewegung. Es war an Zahl grösser als alle die Heere, welche ihm bisher zu Gebote gestanden hatten. Alle ihm befreundeten Stämme stellten starke Contingente zu seiner Verfügung. Nach neuntägigem Marsch kamen die Truppen nach Marr-al Zhahrân (eine Tagereise von Mekka), wo sie ein Lager bezogen. Die Nachricht von dem Herannahen eines sehr grossen Heeres war wohl schon seit einigen

Tagen nach Mekka gedrungen, aber man hatte ihre Wahrheit wohl mehr oder weniger bezweifelt. ʿAbbâs, der Oheim des Propheten, ging, von mehreren seiner Verwandten begleitet, auf Kundschaft aus. Der Anblick der ungeahnten Anzahl von Lagerfeuern bewies ihnen deutlich die Grösse der Gefahr und bewog sie, sich zu Muhammed in das Lager zu begeben und das muhammedanische Glaubensbekenntniss abzulegen. ʿAbbâs hielt es aber doch für seine Pflicht, seine Landsleute, wenn irgend möglich, noch zu warnen. Noch in derselben Nacht verliess er das Lager in der Hoffnung, einigen derselben zu begegnen, und wirklich traf er den Abû-Sufjân, welcher mit mehreren seiner Bekannten nähere Nachrichten einzuholen suchte. Sofort nahm er ihn mit zu Muhammed, und unter dem Schutze des ʿAbbâs, gelangte der alte Feind der Muslims durch das Lager zu dem Zelte des Propheten, welcher nicht wenig erstaunt war, als er seiner ansichtig wurde. ʿOmar hatte ihn schon vorher gesehen und war empört über diese Frechheit des „Feindes Gottes", wie man ihn nannte, der es wage, sich in das Lager der Gläubigen einzuschleichen. Aber Muhammed wies ʿOmar in seine Schranken und befahl, dass man Abû-Sufjân ruhig im Lager übernachten lasse und dass er am folgenden Morgen sich wieder bei ihm einstelle.

Früh am andern Morgen begab sich ʿAbbâs mit Abû-Sufjân zu Muhammed. Als dieser ihn sah, rief er: „Wehe dir, Abû-Sufjân! Siehst du noch nicht ein, dass es keinen Gott giebt, ausser Allâh?" Dieser antwortete: „Du bist mir so theuer wie mein Vater und meine Mutter! Wie Schweres hast du getragen

und wie hat Gott dir geholfen dasselbe zu tragen, wie edel und freundlich bist du! Ich dachte, dass, wenn es neben Allâh noch einen anderen Gott gebe, er etwas nützen würde." Da sprach Muhammed wieder zu ihm: „Wehe dir, o Abû-Sufjân, ist bei dir noch nicht die Zeit gekommen, dass du erkennst, dass ich der Gesandte Gottes bin?" Dieser erwiderte: „Du bist mir so theuer, wie mein Vater und meine Mutter, aber was das betrifft, so zweifle ich noch daran." Da rief ʿAbbâs: „Wehe dir! Werde Muslim und bekenne, dass es keinen Gott giebt, ausser Allâh, und dass Muhammed sein Gesandter ist, bevor dir das Haupt abgeschlagen wird." Da legte er das Glaubensbekenntniss ab und wurde Muslim. Darauf sprach ʿAbbâs: „Abû-Sufjân ist ehrgeizig, gieb ihm etwas, was ihn befriedigt." Da sagte der Prophet: „Gut; wer (von den Mekkanern) sich in das Haus des Abû-Sufjân flüchtet, der soll (vor Verfolgung) sicher sein, und ebenso soll sicher sein, wer sich in seiner eignen Wohnung verschliesst oder in den Tempel geht."

Abû-Sufjân eilte sogleich nach Mekka zurück, um die Leute mit dem, was ihnen bevorstehe, bekannt zu machen. Als er in der Stadt ankam, rief er mit lauter Stimme: „O ihr Kuraishiten, Muhammed rückt heran und es ist kein Widerstand gegen ihn möglich. Wer in mein Haus sich flüchtet, oder in seiner Wohnung sich verschliesst, oder in den Tempel geht, ist sicher." Als die Mekkaner ihren alten, berühmten, thatkräftigen Führer so sprechen hörten, da erkannten sie die Grösse der Gefahr und ihr Muth wurde so gelähmt, dass sie nur an ihre persönliche Sicherheit

dachten und es unterliessen, die nothwendigen Massregeln zur Vertheidigung der Stadt zu treffen.

Muhammed rückte noch am frühen Morgen mit seinem Heere bis Dsû Tuwân vor. Von da aus erblickten sie zum ersten Male die Stadt. Muhammed erhob sich auf seinem Kameel, hüllte sich in einen Theil seines rothen gestreiften Mantels und neigte sein Haupt demüthig vor Gott, der ihm einen so grossen Sieg verliehen hatte.

Er war freilich wohl noch nicht ganz sicher, ob er nicht den Eintritt in die Stadt, das Ziel aller seiner Wünsche, sich erst noch erkämpfen müsse, und traf darum alle für einen etwaigen Kampf nothwendigen Massregeln. Er theilte das wohl aus zehntausend Mann bestehende Heer in vier Corps. Der linke Flügel sollte unter Führung des Zubair bin al-ʿAwwâm von Kudâ aus, der rechte Flügel unter Châlid bin al-Walîd von Westen her, Abû ʿUbaida mit dem Centrum von Norden und die vierte Abtheilung unter ʿAlî von Kadâ aus in die Stadt einrücken. Sämmtlichen Befehlshabern wurde auf das Strengste eingeschärft, dass sie, wenn es nur irgend anginge, jedes Blutvergiessen vermeiden sollten. Muhammed wollte von jeder strengen Massregel absehen.

Da die Mekkaner ganz unvorbereitet waren, waren keinerlei Anstalten zur Vertheidigung getroffen und so konnten denn drei Abtheilungen, ohne auf irgend welches Hinderniss zu stossen, durch die menschenleeren Strassen in die Stadt einziehen. Nur Châlid, der von Westen her kam, musste sich den Eintritt erkämpfen. Er traf auf eine jedenfalls nicht

sehr grosse und nicht sehr widerstandsfähige Truppenabtheilung, welche wahrscheinlich gar nicht die ernstliche Absicht hatte, ihm den Eintritt zu wehren, sondern aus der Stadt flüchten wollte. Châlid überwand das unvermuthete Hinderniss nach kurzem Kampfe, in welchem zwei Muslims und gegen dreissig Heiden fielen, und zerstreute die kleine Anzahl.

Im Centrum des Heeres befand sich Muhammed. An der Seite des Abû-Bekr und ʿUssaid zog er, umgeben von seinem Heer, in die Stadt ein, es war am Morgen des 11. Januar 630. Die Zügel seines Kameeles hielt sein Freund und Adoptivsohn Zaid.

Es war gewiss einer der feierlichsten und bedeutungsvollsten Tage in dem Leben Muhammed's, dieser 11. Januar, an welchem er als Sieger in die Stadt eintrat. Er hatte einen Erfolg errungen, der für das Schicksal der von ihm verkündigten Religion entscheidend war. Erst jetzt konnte er sich für den Beherrscher Arabiens halten, denn in wessen Händen das Centralheiligthum war, dem gehörte auch im Wesentlichen die Herrschaft über den wichtigsten Theil seines Vaterlandes. Muhammed war im Glück nie übermüthig geworden, er wurde es auch jetzt nicht. Sein gläubiger Sinn schrieb den ungeheuren Erfolg nicht dem eignen Verdienst und der eignen Kraft, sondern der Macht zu, in deren Hand die Geschicke Aller sind, und so begreift es sich, dass bei ihm sich mit diesem Gefühle des Dankes gegen Gott auch das Gefühl der Milde gegen die verband, welche jetzt in Folge einer wunderbaren Fügung der Geschicke sich ihm unterwerfen mussten. Nur siebzehn Personen,

welche seine Lehre mit bitterstem Spotte verfolgt hatten, nahm er von der allgemeinen Amnestie aus und befahl, das über sie ausgesprochene Todesurtheil an ihnen selbst dann zu vollziehen, wenn sie sich in den Vorhof der Kaʿba geflüchtet hätten.

Das erste, was Muhammed in Mekka unternahm, war der Besuch der Kaʿba, die er, auf seinem Kameele reitend, siebenmal umkreiste. Die Ecke des schwarzen Steines berührte er mit einem oben gekrümmten Stab (mihdshan). Nachdem er das heilige Haus siebenmal umkreist hatte, rief er ʿOthmân bin Talha, liess sich von ihm den Schlüssel zur Kaʿba geben, liess die Thüre öffnen und trat hinein. Er fand eine Taube aus Aloeholz darin, zerbrach sie und stellte sich dann an die geöffnete Thüre und sprach mit lauter, vernehmlicher Stimme zu den auf dem Vorplatz dicht gedrängten Schaaren: „Es giebt keinen Gott, ausser Allâh, dem Alleinigen, er hat keinen Genossen. Er hat sein Versprechen gehalten und seinem Knecht geholfen und allein die (feindlichen) Schaaren in die Flucht geschlagen. Wohlan, jedes von den Ahnen ererbte Vorrecht, jede Blutschuld und jede Geldforderung, welche jetzt noch geltend gemacht wird, trete ich unter diese meine beiden Füsse. Nur das Amt des Tempelhüters und dessen, der die Pilger (mit dem Wasser des Brunnens Zemzem) tränkt, behalte ich bei. Für einen, welcher nicht vorsätzlich getödtet worden ist, dessen Tödtung aber einem vorsätzlichen Morde gleicht, wie das Tödten mit einer Peitsche oder einem Stock, soll das schwere Sühngeld gezahlt werden: hundert Kameele, von denen vierzig trächtig sein

müssen. O ihr Männer von Kuraish, Gott hat den eitlen Ruhm des Heidenthumes und seinen Ahnenstolz von euch genommen. Die Menschen stammen (Alle) von Adam ab und Adam ist aus Staub geschaffen. Dann sprach er folgenden Korânvers: „O ihr Menschen, wir haben euch von einem Manne und einem Weibe geschaffen und euch in Völker und in Stämme eingetheilt, damit ihr euch in Liebe begegnet. Wahrlich, es nimmt der von euch die höchste Stufe bei Gott ein, der ihn am meisten fürchtet. Gott weiss und kennt Alles." Dann sagte er: „O ihr Leute von Kuraish, was glaubt ihr, dass ich mit euch thun werde?" Sie antworteten: „Gutes. Du bist ein edler Bruder, der Sohn eines edlen Bruders." Da sagte er: „Gehet, ihr seid frei."

Muhammed verlieh darauf (nach den Berichten ganz gegen den Wunsch des ʿAlî, welcher gern beide Aemter in seiner Hand vereinigt hätte) das Amt des Schlüsselbewahrers (oder Tempelhüters) dem ʿOthmân bin Talha, und dem ʿAbbâs das Amt des Pilgertränkers, welche Aemter von Beiden schon früher verwaltet worden waren.

Ein besonders feierlicher Act folgte unmittelbar darauf. Muhammed hatte den Bewohnern von Mekka verkündigen lassen, dass er noch an demselben Nachmittag sich zu dem Hügel Ssafá begeben und dort von ihnen den Eid der Huldigung und Treue entgegen nehmen werde. Er wollte aber nicht nur als weltlicher Machthaber, sondern als Prophet von ihnen anerkannt sein, und deshalb sollte der Eid zugleich das islâmische Glaubensbekenntniss enthalten.

Wollte er wirklich mit diesem Bekenntniss der Lippen sich begnügen, das doch hier in den bei weitem meisten Fällen mit dem inneren Ueberzeugtsein nicht das Mindeste zu thun hatte? Oder hoffte er, dass diesem Aeusseren im Laufe der Zeit ein Inneres mit einer gewissen Nothwendigkeit nachfolgen werde? Wir wissen allerdings, dass Muhammed ganz positiv behauptete, dass der Glaube nach Gottes Willen zunehmen oder abnehmen könne.*) Aber hoffte er in diesem Falle wirklich auf den Anfang und die Entwickelung dieses Glaubens in den Herzen der doch nur ganz äusserlich Neubekehrten?

Man findet bezüglich der Lehre vom Glauben in den ältesten Traditionssammlungen des Buchârî und Muslim allerdings so tiefe Aussprüche, welche zum Theil geradezu unsere Bewunderung herausfordern, dass man eigentlich nicht daran zweifeln kann, dass Muhammed in seinem Leben Momente des tiefsten Glaubenslebens gehabt hat. Allein das waren doch oft recht schnell vorübergehende Phasen seiner ganzen geistigen Entwickelung, welche vorzüglich in den Zeiten, in welchen der Gedanke an die weltliche Herrschaft bei ihm in den Vordergrund sich stellte, geradezu zu verschwinden scheinen. Ganz im Gegensatz gegen die ascetisch-strenge Erscheinung des Buddha, in dessen ganzem Wirken der religiöse Gedanke so durchaus der allein massgebende ist, macht sich in dem Leben des unruhigen Muhammed ein Auf- und Niederwogen des Ewigen und des Ver-

*) Vgl. Krehl, L., Beiträge zur Charakteristik der Lehre vom Glauben im Islâm. (Leipzig, 1877 S. 10.)

gänglichen, des Himmlischen und des Irdischen bemerkbar, welches die religiöse Durchbildung und das völlige Ergriffensein von dem Gedanken an Gott, mit einem Worte die wahre Gottinnigkeit, wenn auch durchaus nicht ganz und gar, aber doch zeitweilig vermissen lässt.

Das zeigte sich wieder bei diesem denkwürdigen Abschnitt seines Lebens, in welchem er sich am Ziele seines Strebens befand. Er hatte immer die feste Ueberzeugung gehabt, dass der von ihm verkündigte Glaube erst dann wirklich über das Heidenthum den Sieg davon tragen könne, wenn das Centralheiligthum dieses Heidenthumes in seiner Hand sei. Er wusste, dass in ihm dieser alte heidnische Glaube seine Hauptstätte hatte. Es waren also entschieden nicht blos politische Motive, welche ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach Mekka zogen. Man hätte nun wol erwarten können, dass er sich mit der Besitzergreifung dieses Centralpunktes begnügen und dass er es einer ruhigeren Zukunft überlassen würde, in seinen Arabern den Glauben an die von ihm verkündigte monotheistische Lehre nach und nach zur Entwickelung und Reife zu bringen. Zwar hatte er öfter in seinem Leben die Erfahrung gemacht, dass Einzelne ganz plötzlich wie durch eine göttliche Inspiration (Muhammed nennt es „Ilhâm") von der von ihm verkündigten Wahrheit so fest und innig überzeugt wurden, dass sie ohne alle Vorbereitung sich treu und innig zu ihr bekannten und aus bittersten Feinden die innigsten Freunde wurden. Aber Muhammed konnte doch unmöglich voraussetzen, dass auf sein Gebot

sich bei Allen, von denen er jetzt den Huldigungseid forderte, diese plötzliche innere Umwandlung vollziehen würde.

Man kann also nur annehmen, dass hauptsächlich politische Gründe ihn bewogen, den Eid der Treue gegen den weltlichen Herrscher zu fordern, welcher aber zugleich die Anerkennung seines Prophetenthumes mit in sich schloss, und kann es vom religiösen Standpunkt aus nur tadeln, dass er auch bei dieser Gelegenheit wieder Weltliches und Religiöses in ganz unprophetischer Weise mit einander vermengte, dass er meinte, den Glauben, diese feinste und edelste Blüthe des geistigen Lebens, durch einen Machtspruch erzwingen zu können.

Muhammed hatte an dem Tage seines Einzuges in Mekka noch eine andere Massregel getroffen, welche dem heidnischen Glauben den Todesstoss versetzen sollte. Er hatte bei Gelegenheit seines Besuches der Ka'ba die (angeblich dreihundert und sechszig) Götzenbilder, welche er in ihr vorfand, mit eigner Hand zerstört und den betroffenen Mekkanern laut zugerufen, dass von jetzt an nur der Eine, Allâh, in dem Heiligthume herrschen, dass nur der Eine darin angebetet werden solle. Es verstand sich diese Massregel eigentlich ganz von selbst. Die Existenz der Götzenbilder, an welche sich die abergläubische Verehrung der Heiden knüpfte, vertrug sich nun einmal nicht mit der monotheistischen Lehre, zu deren Verkündigung er sich berufen glaubte. Er musste auf diese Weise dem Heidenthum den Boden unter den Füssen wegziehen, ja er musste sogar fürchten, dass,

wenn er diese Götzen nicht zerstörte, die Heiden glauben würden, dass er dies wegen der vermeintlichen Macht derselben nicht zu thuen wage.

So brach er ihnen die Brücke, welche sie mit ihrer heidnischen Vergangenheit verband, völlig ab. Er nahm ihnen die Bilder, welche sie entweder selbst für Gottheiten, oder im günstigsten Falle für Sitze der Gottheit hielten und bahnte ihnen so allerdings den Weg zu dem neuen Glauben. Er errang in der That durch diesen kühnen Schritt einen grossen, von den wichtigsten Folgen begleiteten, Sieg, der augenblicklich allerdings nur negativer Art war, aber doch den Keim des Positiven in sich schloss, das seiner Natur nach nur sehr langsam einer gedeihlichen Entwickelung entgegen gehen konnte. Unter der scheinbar islâmischen und monotheistischen Oberfläche lebte das Heidenthum in Arabien noch lange fort und ist selbst heute noch nicht völlig ausgerottet. Es wäre nicht unmöglich, dass das noch immer die Folge jener gewaltsamen Forderung des äusseren Glaubensbekenntnisses ist.

Als Muhammed zu dem Hügel Ssafá gekommen war, liess er sich auf demselben nieder. Wie ein mächtiger Herrscher sass er auf einem thronartigen Sitz und an seiner Stelle empfing ʿOmar bin al-Chattâb die Huldigungen der in grossen Schaaren herbeigeströmten Mekkaner und in seinem Namen versprach ihnen ʿOmar, den Männern wie den Frauen, gnädigen Schutz und gerechte Herrschaft. Zuerst leisteten die Männer und dann die Frauen den Eid und versprachen feierlich, den Befehlen Muhammed's und den Geboten

des Korân unbedingt Folge zu leisten. Die Frauen insbesondere mussten das Wort geben, dass sie hinfort nur Allâh anbeten, keinen Ehebruch begehen, ihre Kinder nicht tödten, keine Lüge mehr sagen wollten. Es wurde sodann befohlen, in Mekka alle Hausgötter zu vernichten.

Muhammed blieb einen halben Monat in Mekka. Er hatte diese Zeit über vollauf zu thun. Es galt, die nun so veränderten Verhältnisse des theokratischen Staates nach allen Seiten hin zu ordnen und die letzten äusseren Spuren des Götzendienstes in den in der Nähe von Mekka liegenden Orten zu vernichten. So wurde z. B. Châlid nach Nachla geschickt, um das dort verehrte Bild der Göttin al-ʿUzzá zu zerstören. ʿAmr bin al-ʿÂssi zerstörte das Bild der Göttin Suwâʿ, welches bei den Hudsailiten in besonderem Ansehen stand, ein Anderer das Bild des Götzen Menât, welches in Kudaid verehrt wurde.

Mit verhaltener Wuth hatten die nun machtlos gewordenen Heiden die Zerstörung ihrer Götzen angesehen, an denen, wenn nicht Alles trügt, vorzüglich der weibliche Theil der Bevölkerung mit abgöttischer Verehrung gehangen hatte. Bei Zerstörung der Götzenbilder hatten sich in den meisten Fällen alte hässliche Priesterinnen, megärenartige Erscheinungen mit wild fliegenden Haaren, gezeigt, welche schonungslos niedergemacht wurden. Hier und da hatte man nicht unbedeutende Tempelschätze vorgefunden, aber überall war man auf widerliche Zerrbilder der religiösen Idee gestossen und die Heiden hatten sich jetzt von der völligen Machtlosigkeit ihrer Götter überzeugen müssen,

und dadurch war allerdings ihrem alten heidnischen Glauben ein tödtlicher Stoss versetzt worden.

Der Mensch bedarf aber nun einmal des Glaubens an eine höhere Macht, von der er sich abhängig weiss, zu der er sich in dem Kampfe und in der Noth des Lebens flüchtet, von welcher er für das Unglück, das ihn trifft, Abhilfe erhofft. Der Glaube an das unnahbare herzlose Schicksal, wie er in Arabien von Alters her weit verbreitet war, konnte das Herz nicht befriedigen. Man mag über den Eindruck, welchen Muhammed's Predigt gemacht hatte, urtheilen wie man will: das wird Niemand leugnen können, dass er den religiösen Gedanken in seinem Volke mächtig angeregt und trotz der religiösen Indifferenz der Masse, trotz der fast nur auf die Bedürfnisse des Augenblickes sich lenkenden Richtung der Geister das Volk einer geistigen Krisis entgegen geführt hat. Darin liegt seine welthistorische Bedeutung, welche Niemand bestreiten kann, selbst derjenige nicht, welcher in der Religion nur etwas Unnützes oder etwas Krankhaftes sieht, oder sie für das Machwerk eines egoistischen, herrschsüchtigen, an der Verdummung des Volkes sein Gefallen habenden, Priesterthumes erklärt.

Eine so niedrige Meinung von der Religion kann man freilich nur bei einer vollständigen Verkennung nicht nur der menschlichen Natur, sondern auch der grossartigen historischen Erscheinung der Religion haben. Ein muhammedanischer Schriftsteller (Ghazzâlî) hat Recht, wenn er sagt, dass der Mensch von Natur religiös ist. Er hat in sich das unabweis-

bare Bedürfniss nach der Lösung von Fragen, deren Beantwortung ausserhalb des Rahmens der sichtbaren Welt liegt, welche sich auf eine höhere, über dieser sichtbaren Welt liegende unsichtbare Welt beziehen. Diese Fragen beschäftigen ihn fortwährend und sind für ihn unabweisbar: Woher er stammt und wohin er geht? Wer seine Schicksale leitet? Wann und durch wen eine Ausgleichung zwischen dem den Unschuldigen treffenden Leiden und seinem inneren sittlichen Werthe erfolgt? Die Religion ist nicht etwa blos eine Sache des individuellen, vielfach schwankenden, dunklen und nach Objecten unsicher umhertastenden, nirgends dauernd haftenden Gefühles, sondern sie ist etwas viel höheres, das zugleich das Denken unaufhörlich beschäftigt. Sie ist eine Vereinigung nicht nur von sittlichen Vorschriften und Gesetzen, deren der Mensch im Zusammenleben mit Anderen nothwendig bedarf, sondern auch von ganz bestimmten Formen und Aeusserungen des religiösen Gefühles und endlich von Glaubensvorschriften, welche in mehr oder weniger vollständiger und befriedigender Weise über die, den denkenden Geist fortwährend beschäftigenden Fragen nach dem Grund und dem endlichen Zweck des menschlichen Daseins und nach der Zukunft des Menschen, Aufschluss zu geben suchen.

Insofern der Mensch das nie und nimmer zurückzudrängende Bedürfniss fühlt, sich mit der Lösung dieser Fragen zu beschäftigen, ist er eben religiöser Natur, und zu je reiferer geistiger Entwickelung ein Individuum gelangt, desto mehr wird es bestrebt sein, dies Bedürfniss zu befriedigen.

Dieses religiöse Bedürfniss wurde ohne Zweifel in manchen Kreisen der verschiedenen städtischen Bevölkerungen Arabiens tiefer gefühlt und die religiösen Bewegungen, welche namentlich auch in Mekka der Entstehung des Islâm vorausgegangen waren, sind ein Zeugniss dafür. Muhammed hat ihm durch seine Lehre neue Nahrung gegeben und es zum Theil wohl auch befriedigt. Wenigstens würde es, wenn man dies nicht annehmen wollte, kaum erklärlich sein, wie auch nach seinem Tode, also zu einer Zeit, wo der unstreitig sehr tief gehende Einfluss seiner mächtigen und energischen Persönlichkeit nicht mehr wirken konnte, und unter der Herrschaft des alternden Abû Bekr, die Anhänglichkeit an den Islâm hätte wachsen und sich vertiefen können, wenn nicht die Lehre selbst ihre Attractionskraft auf tiefere Geister geübt hätte. Diese kleine, aber glaubensstarke Gemeinde bildete den eigentlichen Kern der Anhänger des Islâm, zu dem sich zwar damals schon sehr Viele bekannten, aber dieses Bekenntniss war ein sehr oberflächliches, und wenn nicht die Macht und Grösse des neuen theokratischen Staates immer wieder ihren Einfluss geltend gemacht hätte, würde die Zahl der Bekenner doch wahrscheinlich eine geringere gewesen sein. Lag es auch in der Macht des Staates, das Aeussere des grossartigen Gebäudes zu vermehren, so war sie doch nicht im Stande, einen Einfluss auf den inneren, nur auf der Geistesarbeit ihrer Bekenner beruhenden Ausbau der Lehre auszuüben, wie er in der muhammedanischen Dogmatik vorliegt, deren Anfänge in eine relativ ziemlich frühe Zeit zurückgehen. Schon da be-

gegnen wir speculativ bedeutenden und sehr fruchtbaren religiösen Gedanken, welche von einer sehr lebendigen Erfassung des Glaubensinhaltes des Koráns Zeugniss ablegen.

Muhammed hatte, wie bereits erwähnt, trotz der unermüdlichen Angriffe, welche sich die Mekkaner fortwährend gegen ihn hatten zu Schulden kommen lassen, dennoch eine allgemeine Amnestie erlassen, von welcher nur elf Männer und vier Frauen ausgeschlossen wurden. Die Meisten derselben hatten entweder durch schwere Blutschuld oder durch die bittersten Spottgedichte auf Muhammed und seine Lehre den Zorn des Propheten erregt und er hielt sie Alle für des Todes schuldig. Dennoch liess er das Todesurtheil nur an drei Männern (ʿAbd-allâh bin Chatal, Huwairith bin Nufeil und Mikjas bin Ssubâba) und einer Frau (einer Sängerin, welche Fartanâ hiess) vollziehen, während die Anderen Alle zum Theil begnadigt wurden, zum Theil flohen. Die Scheu vor der Heiligkeit des Bodens, auf dem er sich befand, mochte wohl mit die Ursache davon sein, dass er so viel wie nur möglich alles Blutvergiessen zu vermeiden suchte.

Je mehr er von diesem Gefühle durchdrungen war, destomehr musste er empört sein, als er hörte, dass schon am zweiten Tage seiner Anwesenheit in Mekka eine hinterlistige Mordthat begangen sei, und zwar von einigen Leuten des mit ihm verbündeten Stammes der Chuzâʿa, welche einen Hudsailiten erschlagen hatten, um an ihm Blutrache zu nehmen. Die Stimmung der gesammten Bevölkerung war gewiss auf

allen Seiten zu erregt, als dass nicht Muhammed hätte fürchten müssen, dass es jeden Augenblick zu Verwickelungen der schlimmsten Art kommen könne, wenn er nicht die ganze Macht seines Ansehens für die Ruhe einsetzte, und es Allen zur strengsten Pflicht machte, jeden Conflict zu vermeiden.

Sobald er von der eben vorgefallenen Mordthat gehört hatte, begab er sich zur Ka'ba (er wusste, dass er dort immer eine grössere Anzahl von Andächtigen finden werde) und hielt eine feierliche Anrede an das daselbst versammelte Volk, in welcher er die Leute auf die Heiligkeit des Gebietes von Mekka in der eindringlichsten Weise aufmerksam machte. „Wer an Gott und den jüngsten Tag glaubt, darf hier kein Blut vergiessen und keinen Baum fällen. Es war dies Niemandem vor mir erlaubt und es wird auch keinem nach mir erlaubt sein, und selbst mir war es nur am Tage der Einnahme bis zum Nachmittagsgebete gestattet. Diese Stadt bleibt aber von nun an wieder so heilig, wie sie es ehedem war, dies verkündige der Anwesende von euch den Abwesenden." Um allen Weiterungen wegen des von den Chuzâiten begangenen Mordes aus dem Wege zu gehen, erklärte er feierlich sich bereit, die Blutsühne für den Erschlagenen zu bezahlen, drohte aber, dass er in Zukunft jeden Mörder den Verwandten des von ihm Ermordeten ausliefern werde.

Leider befolgten nicht Alle, welche Muhammed bei Absendung einzelner Truppenkörper zur Zerstörung der Götzenbilder oder zur Unterwerfung renitenter Stämme mit deren Führung betraut hatte, diese Maxi-

men, welche Muhammed als leitende Grundsätze verkündigte. Vorzüglich war dies bei dem rohen Châlid der Fall, welchem der Prophet auf einen Streifzug nach Tihâma geschickt hatte, um die dort wohnenden Stämme für den Islâm zu gewinnen. Mit unerhörter Grausamkeit hatte er Gefangene, welche noch dazu bereits zum Islâm sich bekannten, niedermetzeln lassen. So sehr dies Muhammed auch misbilligte, so wagte er doch nicht, den für ihn allerdings fast unentbehrlichen tüchtigen Soldaten zu bestrafen, sondern begnügte sich damit, ihm sein Misfallen in Worten auszusprechen.

Indessen waren derartige Vorfälle nicht gerade sehr geeignet, die heidnischen Stämme für den Islâm günstiger zu stimmen, im Gegentheil erwachte immer und immer wieder das Mistrauen und es begreift sich, dass man beständig von Neuem Versuche machte, der neu entstandenen und sich immer fühlbarer machenden Herrschaft feindlich entgegenzutreten. Noch war der Muth der Heiden nicht gebrochen, noch immer rechneten sie mit einer gewissen Sicherheit darauf, dass es ihnen doch endlich mit Hilfe der mit ihnen insgeheim noch sehr stark sympathisirenden Mekkaner gelingen werde, diese neue, verhasste Macht wieder zu stürzen. Einen dahin abzielenden Versuch machten im Verein mit den kriegerischen Banû Thakîf und den Hawâzin einige andere kleinen Stämme noch während der Zeit, in welcher Muhammed sich in Mekka befand. Aus der grossen Zahl des zwölftausend Mann betragenden Heeres, mit welchem Muhammed gegen sie zog, kann man auf die Grösse der Gefahr

schliessen, welche ihm drohte. Er mochte noch nie ein so glänzend ausgerüstetes und stattliches Heer um sich gehabt haben. Selbst heidnische Mekkaner, wie Ssafwân bin Umajja, hatten zur Ausrüstung beigetragen und Aller bemächtigte sich das Gefühl der Sicherheit und des unfehlbaren Vertrauens auf den Sieg. Muhammed selbst war von diesem Gefühl des Stolzes auf die menschliche Macht erfüllt und gestand kurz darauf selbst (Sûr. 9, 25), dass er dafür von Gott bestraft worden, dass ein solcher Stolz eitel und nichtig sei, da alles Heil und jeder Sieg nur allein von Gott kommen könne.

Das siegesgewisse Heer wendete sich zunächst nach dem zehn Meilen von Mekka in der Richtung von Tâif liegenden Thale von Hunain. Man wollte dasselbe eben durchschreiten, um nach Autâs vorzudringen, wo sich das Lager des Feindes befand. Schon war der Vortrab in das enge Thal eingetreten, als von allen Seiten her die Beduinen auf sie eindrangen. Dieser ganz unerwartete, plötzliche Angriff erschreckte das muslimische Heer so, dass die Vorderreihen sofort Kehrt machten und die Nachrückenden auf ihrer Flucht mit sich fortrissen. Selbst Muhammed, welcher sich, auf seinem weissen Maulthier „Duldul" reitend, am Eingang des Thales aufgestellt hatte, gelang es nicht, der wilden Flucht Einhalt zu thun. Das kleine Häuflein seiner Getreuen, welches ihn wie eine schützende Mauer umgab, kam selbst in die grösste Gefahr. Er sah, dass Alles auf dem Spiele stand. Eben wollte er dem immer heftigen andrängenden Feinde entgegengehen, als sein Onkel ʿAbbâs, dieser

Mann der Stentorstimme, noch einmal einen Versuch machte, durch lauten Zuruf die Leute zu bewegen, dass sie sich um den Propheten schaaren möchten. Der Ruf wird endlich gehört. Die Fliehenden sammeln sich um ihren Führer und die Nachrückenden greifen mit Macht an. Einer der Hauptanführer der Feinde, ein riesengrosser Beduine, welcher Wunder der Tapferkeit verrichtet, fällt unter dem wuchtigen Hiebe des ritterlichen ʿAlî. So kommt die fast schon verlorene Schlacht wieder in Gang und endigt mit dem vollständigen Sieg der Muslims. Nach allen Seiten hin entfliehen die geschlagenen Feinde, die Einen ziehen sich nach Tâïf zurück, die Anderen eilen zu dem Lager in Autâs, um dasselbe zu vertheidigen. Hier entspinnt sich ein neuer blutiger Kampf, aber alle von den Beduinen aufgewendete Tapferkeit vermag gegen den furchtbaren Angriff der Muslims nichts. Das Lager wird erstürmt und Alles, Weiber, Kinder und Heerden, fällt in die Gewalt der Sieger. Der für die Muslims so ruhmreiche Tag fiel auf den Dienstag, 31. Januar 630 (10. Shawwâl des Jahres 8). Die Beute war eine ganz unermesslich grosse. Der Führer der Beduinen, Mâlik bin ʿAuf, hatte nämlich die unglückliche Idee gehabt, seinen Leuten zu befehlen, dass sie alle ihre Habe, ihre Weiber und Kinder, mitnehmen sollten. Er meinte, sie würden dadurch nur umsomehr bewogen werden, tapfer und mit Aufwendung aller ihrer Kräfte zu kämpfen. Vergeblich hatte der alte kriegskundige und tapfere Haudegen Duraid bin al-Ssimma dagegen Einspruch gethan. Mâlik entkam mit genauer Noth nach Tâïf, Duraid fiel

durch die Hand des Rabî'a, eines Mannes vom Stamme Sulaim, dessen Mutter und beide Grossmütter er einst aus der Gefangenschaft befreit hatte.

Muhammed liess die reiche Beute nach Dshi'irrâna in der Nähe von Mekka bringen, wo sie vertheilt werden sollte, sobald er Tâïf, wohin er sich sofort aufmachte, eingenommen haben würde. Er kannte die feste Lage der kleinen Stadt und die Schwierigkeiten, welche sich ihrer Eroberung in den Weg stellen würden. Darum überwachte er mit der peinlichsten Sorgfalt alle Massregeln, welche ihm für die Sicherung eines glücklichen Erfolges nothwendig erschienen.

Tâïf, das wegen seiner gesunden Luft von den reichen Mekkanern jetzt gern zum Sommeraufenthalt gewählt wird, liegt auf einem hohen, schwer zugänglichen Bergplateau mit steil abfallenden Felswänden. Man musste, da an eine Einnahme durch Sturmangriff kaum zu denken war, sich auf eine längere Belagerung gefasst machen. Zu einer solchen haben aber die an schnellen Reiterkampf gewöhnten ungeduldigen Araber nicht eben viel Lust und Begabung. Indess, es galt einen Versuch, die rebellischen Einwohner unter allen Umständen zu unterwerfen.

Die Araber waren damals der Belagerungskunst noch viel zu wenig kundig, als dass sie im Stande gewesen wären, die sich ihnen entgegenstellenden grossen Schwierigkeiten zu überwinden. Eine mehr als zwanzig Tage dauernde Belagerung führte zu keinem Ziel, auch die von Muhammed angeordnete Verwüstung der den Tâïfiten gehörigen, im Thale

liegenden Anpflanzungen, durch welche er die nicht wankenden Bewohner der belagerten Stadt herauslocken zu können hoffte, machte nicht den mindesten Eindruck auf sie und so sah der Prophet sich genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Ein letzter Versuch, die Stadt durch Sturm zu nehmen, schlug fehl, und die Muslims mussten endlich unverrichteter Sache abziehen.

Muhammed begab sich mit dem Heer nach Dshi'irrâna, um daselbst die Beute zu vertheilen. Kaum war er dort angekommen, so liess sich bei ihm eine Gesandtschaft der bei Autâs besiegten Hawâzin melden, welche ihm ihre Unterwerfung und zugleich ihre Bekehrung zum Islâm anboten, wenn er die ihnen geraubte Beute zurückgeben wolle. Muhammed liess sie fragen, ob sie lieber ihre Güter oder ihre Familien zurück haben wollten. Sie wählten die letzteren. Muhammed und seine alten Anhänger verzichteten sämmtlich auf ihren Beuteantheil an den Gefangenen, nur die beduinischen Stämme der Tamîm und Fazâra bestanden auf ihrem Recht und Muhammed musste, um sie zu befriedigen, ihnen einen sechsfachen Antheil an den Gefangenen, welche in dem nächsten Kriege erbeutet würden, versprechen. Indess schienen die Muslims es doch bereut zu haben, dass sie auf den ihnen zukommenden Beuteantheil Verzicht geleistet hatten. Ihre Stimmung war eine sehr gereizte, sie warteten mit der grössten Ungeduld auf die Vertheilung der Güter, und als ihnen Muhammed nicht schnell genug zu machen schien, griffen sie ihn sogar an, dass er sich vor ihnen hinter einen Baum flüchten

musste, und ihm bei dieser Gelegenheit sogar der Mantel zerrissen wurde. Es bedurfte erst der ausdrücklichen Versicherung des Muhammed, dass er auch jetzt wieder bei der Beutevertheilung die strengste Gerechtigkeit üben werde, um die erregten Gemüther zu beruhigen. Er nahm den ihm zukommenden fünften Theil der Beute natürlich für sich, vertheilte ihn aber an eine Anzahl Kuraishiten, wie Abû-Sufjân, ʿUjaina u. A., welche erst vor Kurzen sich zu dem Islâm bekannt hatten und deren Herzen er nur um so fester an sich fesseln wollte. Auch das erregte nun wieder die Unzufriedenheit der alten treuen Gefährten, vorzüglich der Medînenser, im höchsten Grade. Sie schickten den Saʿd bin ʿUbâda zu Muhammed, um ihm seine Ungerechtigkeit vorzustellen. „Du hast", sagte ihm Saʿd, „die Beute unter deine Stammesgenossen vertheilt und auch den (beduinischen) Stämmen grosse Geschenke gemacht und die Hilfsgenossen haben nichts erhalten." Muhammed liess in Folge dessen die Hilfsgenossen versammeln und trat dann unter sie und sprach zu ihnen: „O ihr Hilfsgenossen, welche Reden habe ich von euch gehört und welcher Schmerz bewegt euer Herz? Bin ich nicht zu euch gekommen, als ihr noch im Irrthum befangen waret, und Gott hat euch auf den richtigen Weg geführt? Ihr waret damals arm und Gott hat euch reich gemacht. Ihr waret einander feindlich gesinnt und Gott hat eure Herzen vereinigt." Sie antworteten: „Ja, Gott und sein Gesandter haben uns reiche Gnade und Huld erwiesen." Darauf sagte er zu ihnen: „Ihr könntet mir darauf antworten (und ihr hättet voll-

kommen recht, wenn ihr dies thätet): Du bist zu uns gekommen und man zieh dich damals der Lüge, wir aber haben dir geglaubt. Du warst damals verlassen und wir haben dich geschützt, du warst vertrieben, und wir haben dir Zuflucht gewährt. Du warst hilfebedürftig, wir haben dir geholfen." „Und nun, o ihr Hilfsgenossen, fühlt ihr Schmerz wegen des dürftigen Welttandes, den ich einigen geschenkt habe, damit sie zum Islâm sich bekehren, während ich (ohne solche Lockspeise) auf euren Glauben vertraue. Zieht ihr es nicht vor, dass, während jene mit Schafen und Kameelen nach Hause zurückkommen, ihr mit dem Gesandten Gottes zurückkehrt? Bei dem (Gott), in dessen Hand Muhammed's Seele ist, ich möchte einer von den Hilfsgenossen sein, und wenn die Menschen nach verschiedenen Richtungen gingen, und die Hilfsgenossen gingen nach der einen, so würde ich die Hilfsgenossen begleiten. O Gott, erbarme dich der Hilfsgenossen und ihrer Kinder und Kindeskinder."

Die ausserordentlich geschickte Rede des Propheten, durch welche er ihnen ihre hohe Stellung im Islâm zu Gemüthe führte und sie auf den Vorzug ihres alten, schon so vielfach bewährten Glaubens vor dem schwachen Glauben des Neophyten, der zu seiner Stärkung vor der Hand noch irdischer Geschenke bedürfe, hinwies, machte einen beschämenden Eindruck auf sie, und es wird ausdrücklich hingefügt, dass sie, nachdem sie die Rede gehört, heftig geweint und ausgerufen hätten: „Wir sind zufrieden, o Gesandter Gottes, mit unserem Antheil und unserem Loos."

Im Wesentlichen schien mit dieser versöhnlichen

Scene der unangenehme Auftritt beendigt zu sein. Die Leute waren sich doch dessen bewusst geworden, dass sie eine höhere Aufgabe zu erfüllen und auf höhere Dinge ihre Blicke zu richten hätten.

Muhammed verliess kurz darauf Dshi'irrâna und begab sich zurück nach Mekka, wo er, nachdem er dort seine Gebete verrichtet hatte, den jugendlichen 'Attâb bin Usaid als Statthalter und den Mu'âds bin Dshabal als geistiges Oberhaupt einsetzte. Dann kehrte er, wie er es den Medînensern schon früher versprochen hatte, wieder nach Medîna zurück.

---

## VIERZEHNTES KAPITEL.

**Rückkehr Muhammed's nach Medîna. Geburt seines Sohnes Ibrâhîm. Deputationen der arabischen Stämme an Muhammed. Feldzug nach Tabûk. Tod des 'Abd-allâh bin Ubaij, des Führers der Heuchler. Feierliche Verkündigung der Bestimmung, dass die Heiden, Juden und Christen fortan von dem Besuche Mekka's ausgeschlossen sind. Tod von Muhammed's Sohn Ibrâhîm.**

Am vierundzwanzigsten Tage des Monates Dsû'l-Ka'da im Jahre 8 (15. März 630) zog Muhammed mit seinem glänzenden, siegreichen Heere wieder in Medîna ein.

Die Medînenser hatten gefürchtet, dass er nun in seiner Vaterstadt Mekka bleiben werde. Allein die Dankbarkeit gegen die Hilfsgenossen zog ihn wieder

nach Medîna. Das Band, welches ihn mit dieser Stadt und ihren Bewohnern verknüpfte, war durch die letzten Vorgänge nur noch inniger und fester geworden. Die Eifersucht, welche die alten Leidensgefährten bei der Beutetheilung in Dshi'irrâna so laut geäussert hatten, war gewiss nicht lediglich und allein ein Ausfluss gewöhnlicher Habsucht gewesen, sondern war hauptsächlich mit dadurch veranlasst worden, dass sie sich von dem Propheten, an welchem sie mit Liebe und Verehrung hingen, vernachlässigt glaubten. Sie konnten ja das stolze Bewusstsein haben, dass, während die jetzt mit Gnadenbezeugungen Ueberhäuften ihn bisher verfolgt, sie es waren, welche einst den hilflosen, von den Seinen geächteten Flüchtling bei sich aufgenommen, in ihrer Stadt ihm eine Zufluchtsstätte gewährt und seinem Prophetenworte Glauben geschenkt und so sich ganz unleugbar ein heiliges Anrecht auf seinen Dank erworben hatten. Und nun sollten sie, die alten Freunde, hinter den alten Feinden zurückstehen?

Muhammed hatte ihnen darauf in feierlichster Weise versichert, was er ihnen verdanke und wie er innerlich zu ihnen stehe, dass es sich um höhere Güter handle, als um diese vergänglichen Besitzthümer, dass das erhebende und beseligende Bewusstsein, dem Gesandten Gottes nahe zu stehen, unendlich hoch über dem Besitz irdischer Reichthümer erhaben sei, deren der wahre Gläubige nicht bedürfe. Er räumte ihnen so einen Vorrang ein, der auf geistigem und geistlichem Grunde beruhte und somit nicht den Wechselfällen des äusseren Geschickes unterworfen, sondern unzerstörbar sei, und ihnen ihr zeitliches und

ewiges Glück sichere. So lenkte er ihren Blick über die engen Schranken des Endlichen hinaus und zeigte ihnen, dass das Reich, welches er gründen wollte, ein höheres, geistiges sei.

Sind die Berichte der Wahrheit entsprechend, so verstanden die alten Hilfsgenossen ihren Propheten vollkommen. So musste sich auch ihr religiöses Bewusstsein heben und von den vielen irdischen Schlacken läutern, welche ihm noch anhafteten, aber das Band, welches sie mit Muhammed verband, musste auch ein viel innigeres und edleres werden, weil es auf geistiger Uebereinstimmung*) beruhte.

Kurze Zeit nachdem Muhammed nach Medîna zurückgekehrt war, hatte er die Freude, dass seine koptische Sklavin Mâria, die ihm der Mukaukis von Egypten ein Jahr vorher geschenkt hatte, ihm einen Sohn gebar. Das Glück des fast sechzigjährigen Mannes, welcher alle seine Söhne verloren hatte, war unbeschreiblich gross. Er gab dem Sohne den Namen „Ibrâhîm" und feierte seine Geburt mit einem grossen Fest, wobei er der Mutter des Kindes die Freiheit schenkte. Allein die Freude war nur von kurzer Dauer; das Kind starb, als es ein und ein halbes Jahr alt war. Die widerwärtigsten Scenen mit den auf die schöne Sklavin eifersüchtigen und klatschhaften Frauen des Propheten mochten manchen bitteren Tropfen in den Becher

*) Mit welcher Liebe Muhammed an den Hilfsgenossen (Medînensern) hing, davon legen die letzten Worte, welche er auf der Kanzel in Medîna kurz vor seinem Tode sprach, deutliches Zeugniss ab. Vgl. Ibn-Hishâm a. a. O. S. 1007.

seiner Vaterfreuden gebracht haben. Diese Seite seines Lebens ist nicht die erfreulichste, sondern durchwoben von höchst unangenehmen und unserer Lebensanschauung zuwider laufenden Zügen einer sehr starken geschlechtlichen Sinnlichkeit, die, wie es scheint, selbst den in dieser Beziehung an Starkes gewöhnten Arabern unangenehm auffiel. Aber bei der Beurtheilung solcher Zustände darf man doch eben, wenn man gerecht sein will, nie aus dem Auge lassen, dass man es hier mit dem Manne eines Volkes zu thun hat, das unter klimatischen Verhältnissen lebt, welche die Sinnlichkeit ungemein stark erregen.

Hätten sich die unangenehmen und geradezu anstössigen Scenen, welche auf das Leben des Muhammed tiefe Schlagschatten warfen und an denen seine starke Sinnlichkeit Schuld trug, nur innerhalb der Mauern des Harems abgespielt, so wären sie vielleicht bald vergessen worden. Aber die Stellung dieses Mannes war jetzt eine zu hohe und zu bedeutsame, als dass nicht die Kunde von Allem, was ihn betraf, schnell wie ein Lauffeuer die ganze Stadt durcheilt und einen Theil der Bevölkerung in grössere Bewegung versetzt hätte. Scheinbar aller Prophetenwürde entsagend, gab er vor, zu seiner Rechtfertigung Offenbarungen Gottes anführen zu können, die ihm angeblich von der Pflicht, eingegangene Verpflichtungen und Versprechen seinen Frauen zu halten, entbanden. Endlich, nachdem Abû-Bekr und ʿOmar für ihre mit Muhammed verheiratheten Töchter (ʿÂïsha und Hafssa) vermittelnd eingetreten waren, machte eine Offenbarung (Sûr. 66, 4. 5.: „Wenn ihr euch dem

Propheten widersetzt, wisset, dass Gott auf seiner Seite ist. Es stünde in seiner Macht, sich von euch Allen zu trennen und Gott würde ihm bessere Frauen geben, als ihr es seid, gläubige, fromme, demüthige und sich hingebende Musliminen") dem häuslichen Zwist ein Ende.

Unbegreiflicherweise hat man später ohne alle Kritik alle diese auf die momentansten und intimsten Verhältnisse seines häuslichen Lebens sich beziehenden Aussprüche des Propheten in den Korân mit aufgenommen und so das Andenken an diese wenig erbaulichen und nicht sehr heiligen Ereignisse verewigt, und so ist denn dieses merkwürdige Buch eine Sammlung von den verschiedenartigsten, sehr tiefe Ideen, aber auch sehr alltägliche Bemerkungen enthaltenden Aussprüchen geworden. Daran aber, dass man eine solche Kritik unterliess, ist Muhammed selbst schuldig gewesen, da er alle diese Aussprüche für Offenbarungen Gottes erklärte. Man wird zugestehen müssen, dass hier die Grenzen zwischen unbewusstem Irrthum und bewusster Schuld ohne Zweifel fliessende sind, und dass in vielen Fällen wirkliche Schuld vorliegt, dass er oft unter dem Einflusse göttlicher Eingebung zu sprechen vorgab, und zwar ganz wissentlich, wo es sich allein nur um sophistische Beschönigung völlig egoistischer Gesinnungen handelte. Man weiss in solchen Fällen in der That oft nicht, wo der gottbegeisterte Prophet aufhört und der egoistische, nur an Irdisches denkende und im irdischen Dunstkreis befangene Mensch anfängt. Ferner wird man sagen müssen, dass in Muhammed's Umgebung wenig oder

nichts von dem „ewig Weiblichen, das uns hinan zieht", zu finden war, und dass ihm die Eigenschaften abgingen, welche ihn befähigt hätten, auf seine weibliche Umgebung einen veredelnden Einfluss auszuüben. Wenn man auch im Korân ausser dem rohen Ausspruch (Sûr. II, 223.): „Die Frauen sind euer Acker, kommet in eueren Acker, auf welche Weise ihr wollt", eigentlich keinen findet, aus welchen sich mit deutlicher Bestimmtheit herauslesen liesse, dass Muhammed's Ansicht über die Frauen eine niedrige gewesen sei, wenn da ausdrücklich ausgesprochen wird, dass die Frauen ebensogut wie die Männer, in das Paradies kommen werden, wenn sie geglaubt und gut gehandelt haben (vgl. Sûr. 4, 123. 9, 71. 13, 23. 16, 99.), so wird man doch trotz alledem nicht in Abrede stellen können, dass nach Muhammed's Lebenspraxis zu urtheilen er die Frauen nicht hoch stellte.

Das neunte Jahr der Flucht (20. April 630 bis 8. April 631), in welches Muhammed bald nachher eintrat, wird das Jahr der Gesandtschaften (Sanat al-wufûd) genannt. Es verdankt diesen Beinamen dem Umstande, dass in der That während desselben von allen Seiten an Muhammed Deputationen geschickt wurden, durch welche die verschiedenen arabischen Stämme ihm entweder ihre Unterwerfung ankündigten oder ihn um Eingehung von Bündnissen baten.

Die Eroberung Mekka's hatte augenscheinlich in ganz Arabien den tiefsten Eindruck gemacht und es war damit im Wesentlichen der Sieg der Sache Muhammed's entschieden. Nicht, dass nun auf einmal der monotheistische Glaube sich der Herzen Aller

bemächtigt hätte — sondern die weltliche Macht Muhammed's gelangte zu allgemeinerer Anerkennung Gern verstanden sich die von der Hand in den Mund lebenden, an ein freies und ungebundenes Leben gewöhnten Söhne der Wüste nicht zu solchen entgegenkommenden Schritten, und die Berichte über das Auftreten dieser naturwüchsigen Abgesandten sind voll von höchst charakteristischen Zügen ihrer stolzen und unabhängigen Gesinnung. Da ist nichts von Unterwürfigkeit oder Furchtsamkeit zu bemerken. Polternd und ruhmredig treten sie auf und verhandeln oft recht täppisch mit dem mächtigen Mann, wie mit ihres Gleichen, und sie geben sich mitunter geradezu das Ansehen, als thäten sie ihm einen Gefallen, wenn sie mit ihm verhandelten. Muhammed behandelt sie meistens sehr mild, sogar entgegenkommend, und nirgends zeigt er den Stolz des mächtigen Herrschers, sondern immer nur die Urbanität des überlegenen, aber doch ungemein gutmüthigen Mannes. Nur einmal beklagte er sich über das zu laute, vordringliche Schreien (Sûr. 49, 2—5), das ihm unangenehm und seiner Meinung nach kein Zeichen von innerer Kraft und Festigkeit ist, und er hatte recht, wenn er sich dies Schreien und ohnmächtige Prahlen und Pochen auf die Tugenden des Stammes, verbat. Diesen Standpunkt der socialen Bildung hatte er längst überwunden und diese engen Anschauungen, diese hohlen Wortfechtereien, wie sie bei den schreiigen Beduinen gewöhnlich waren, lagen doch zu weit hinter ihm zurück, als dass er an ihnen noch hätte Gefallen finden können. Dabei ist aber für Muhammed's ganze

Lebensanschauung das sehr charakteristisch, dass er diesen einfachen Wüstensöhnen, auf welche äusserer Glanz ohne Zweifel sehr grossen Eindruck gemacht haben würde, niemals durch Macht- und Glanzentfaltung zu imponiren suchte. Trotz der grossen Reichthümer, welche ihm von allen Seiten zuflossen, blieb er arm und äusserst einfach. Was er bekam, verschenkte er in der freigiebigsten Weise, ohne an sich und die Seinigen zu denken. Leutselig und freundlich, wie er war, aber immer höchst einfach, kam er auch den, in den meisten Fällen einen prächtigen und pompösen reichen Hofstaat erwartenden Gesandten, entgegen, und selbst als der wegen seines fürstlichen Reichthums in ganz Arabien bekannte Tajjite ʿAdîj bin Hâtim ihn besuchte, um ihn kennen zu lernen, empfing er ihn mit stolzer Einfachheit in seinem fast ganz leeren Hause. In seinem Zimmer war nur ein mit Palmenfasern ausgestopftes Polster, dieses bot er dem Gaste an, während er selbst sich auf die nackte Erde setzte. ʿAdîj war mit anderen Vorstellungen von der Grösse und Pracht eines weltlichen Herrschers nach Medîna gekommen und war sehr enttäuscht. Er fand dies Alles gar nicht „königlich". Muhammed bemerkte dies. Seine wiederholte Aufforderung, den Islâm anzunehmen, hatte ʿAdîj immer wieder abgelehnt, da sagte Muhammed zu ihm: „Du willst wohl unseren Glauben nicht annehmen, weil diese Leute zu arm sind? Aber, bei Gott, die Zeit ist nicht fern, in welcher das Geld so im Ueberfluss vorhanden sein wird, dass sich Niemand mehr finden wird, um es zu nehmen. Oder schreckt dich vielleicht die grosse Zahl

ihrer Feinde und ihre eigne geringe Zahl ab? Aber, bei Gott, bald wirst du hören, dass eine Frau ohne Furcht auf ihrem Kameel von Kâdesîja abreisen und hierher kommen wird, um den Tempel zu besuchen. Oder willst du unseren Glauben nicht annehmen, weil Königreich und Macht bei Anderen sind? Aber, bei Gott, du wirst bald hören, dass die weissen Schlösser in Babylonien sich uns geöffnet haben." ʿAdîj bekannte sich darauf zum Islâm und versicherte später, dass er die Erfüllung der beiden letzten Prophezeiungen selbst noch erlebt habe.

Unter den verschiedenen Deputationen, welche sich bei Muhammed aus allen Gegenden Arabiens einfanden, sind die der Fürsten von Mahra und ʿOmân, der Banû ʿAbd-al-Kais, der Banû Bakr bin Wâïl, der Hanîfa in Jemâma, der Banû Fazâra, namentlich aber auch der Banû Thakîf zu erwähnen. Die letzteren, in Tâïf ansässig, sahen sich zu dem Schritte veranlasst, weil sie es kaum mehr wagen konnten, ihre Stadt zu verlassen, ohne von den rings herum wohnenden Muslims angegriffen zu werden. Der fast komischen Bitte, trotz ihrer Bekehrung zum Islâm noch einige Zeit ihre Götzen Lât und ʿUzzá beibehalten zu dürfen, entsprach Muhammed natürlich nicht, sondern liess dieselben durch al-Mughîra, freilich unter dem heftigsten Widerspruch der heidnischen Frauen, zerstören.

Noch kurz vor der gänzlichen Unterwerfung der Bewohner von Tâïf sah sich Muhammed zu grösseren Kriegsrüstungen veranlasst. Es war ihm wiederholt durch Reisende, welche die Marktplätze von Syrien

besucht hatten, Kunde von grösseren Truppenansammlungen an der syrischen Grenze zugekommen. Diesen Nachrichten zufolge beabsichtigte der Beherrscher des byzantinischen Reiches in Verbindung mit den an den Grenzen wohnenden christlich-arabischen Stämmen einen grösseren Kriegszug gegen die Muslims zu unternehmen. Die Nachricht schien vollkommen glaublich und es galt, mit raschem Entschluss der allerdings sehr grossen Gefahr kräftig entgegenzutreten. Der Sommer des Jahres war ein ungemein heisser, die Ernte war misrathen und Alles, Menschen und Thiere, litten unter den ungünstigen Verhältnissen. Dennoch glaubte Muhammed nicht zurückschrecken zu dürfen. In Medîna selbst widerrieth man ihm, die Rüstungen zu beschleunigen, und bat ihn, wenigstens die Dattelernte erst abzuwarten. Allein er blieb fest. Sofort sendete er Eilboten nach Mekka und an alle befreundeten Stämme, um sie zum schleunigsten Zuzug aufzufordern, mit der Grösse der Gefahr die nothwendige Eile rechtfertigend. Es war der erste grössere Krieg gegen einen auswärtigen, wahrscheinlich von Allen gefürchteten, Feind, welcher im Falle eines Sieges, die Freiheit und Selbständigkeit des ganzen Volkes in der schlimmsten Weise bedrohte. Das fühlten Alle heraus und so ist es denn erklärlich, dass trotz der hemmenden Ungunst der Temperaturverhältnisse, trotz der allgemeinen Abneigung gegen einen Krieg in solcher Zeit der bittersten Noth, an welcher Alle litten, doch in der unglaublich kurzen Zeit von kaum einem Monat ein fast dreissigtausend Mann zählendes Heer sich in der Umgegend von Medîna

sammelte. Die alten Freunde Muhammed's wetteiferten an Opferfreudigkeit. Abû-Bèkr gab sein ganzes Vermögen her, ʿOthmân allein rüstete angeblich zehntausend Mann aus. Muhammed besiegte mit der ihm eigenen Energie jeden Widerstand, und in den ersten Tagen des Monates Radshab des Jahres 9 (beginnt 14. Oct. 630) setzte sich das Heer unter des Propheten Führung in Marsch. ʿAlî blieb als Statthalter in Medîna zurück. Das zweideutige Benehmen der Partei der Heuchler machte eine solche Massregel nothwendig.

Nach vierzehn, durch die furchtbare Hitze äusserst beschwerlichen Tagemärschen, kam das Heer nach Tabûk, an der Grenze von Syrien gelegen. Die an Wasser, grünen Weiden und schattigen Baumanpflanzungen reiche und ungemein fruchtbare Gegend, in welcher Muhammed Halt zu machen beschloss, entschädigte das Heer in der besten Weise für die zahllosen Entbehrungen, welche es auf dem Marsch hatte erdulden müssen. Zu seinem grössten Erstaunen erfuhr hier Muhammed, dass die Nachrichten von byzantinischen Truppenansammlungen in Syrien vollkommen erfunden seien. Unter diesen Umständen hatte es den Anschein, als ob der mit so vielen Opfern in das Werk gesetzte Feldzug vollkommen zwecklos verlaufen sollte. Allein das war doch nicht der Fall. Das Erscheinen der mit solcher Macht auftretenden Muslims in diesen Gegenden, in welchen man noch wenig von ihnen wusste, machte ein ungemein grosses Aufsehen und verbreitete allgemeinen Schrecken.

Mehrere kleine, aber wohlhabende Städte, wie Dsharba und Adsruh erkannten Muhammed's Oberhoheit an und verpflichteten sich ebenso, wie der (christliche) Fürst von Aila,*) Juhanna bin Ruba, zur Zahlung eines jährlichen Tributes, Dûmat aldshandal wurde genommen und sein (ebenfalls christlicher) Beherrscher Ukaidir bin ʿAbd-al-malik zur Tributzahlung verpflichtet. Kurz, ganz erfolglos blieb der Feldzug denn doch nicht. Im Gegentheil. Die Verbindungen, welche Muhammed dort anknüpfte, waren von der nachhaltigsten Wirkung für die Zukunft und wenn man von Seiten der Byzantiner auch nicht den leisesten Versuch machte, sich dem eindringenden Feind, welcher drei Wochen in Tabûk blieb, entgegenzustellen, so war das ein deutliches Symptom der grossen Schwäche ihrer Herrschaft und ihres Reiches und konnte dies das Ansehen der Muslims nur erhöhen. Schon der Umstand, dass sie im Reiche ihres mächtigsten und gefürchtetsten Feindes Fuss gefasst hatten, war von unberechenbaren Folgen und von dem allergrössten Vortheil auch für das Ansehen Muhammed's in Arabien selbst.

Dass dies Ansehen von Tag zu Tag immer mehr wuchs, dafür sprechen die immer mehr sich häufenden Gesandtschaften, welche von allen Seiten zu Muham-

---

*) Juhanna war wahrscheinlich nur ein Statthalter des byzantinischen Kaisers (vgl. Quatremère, Mémoire sur les Nabatéens im Journal asiatique 1835. T. XV, S. 47.), in Aila am rothen Meer, am Golf von Akaba Aila, dessen Gebiet zu dem byzantinischen Reiche gehörte. Dem Namen nach zu urtheilen, war er syrischer Abkunft.

med kamen, um mit ihm freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen. Aus dem geächteten Flüchtling war im Laufe von nur neun Jahren ein viel umworbener, mächtiger Herrscher geworden, dessen Gunst und Freundschaft man zu erwerben suchte. Trat in diesen Unterhandlungen ohne allen Zweifel das religiöse Moment auch mehr oder weniger zurück, und handelte es sich hier auch viel mehr um politische Machtfragen, so kam doch am letzten Ende der Hauptvortheil dem Islâm zu Gute. Muhammed stellte das Glaubensbekenntniss immer wieder in den Vordergrund und in seinem Privatleben wie in dem Verkehr mit den Andern behielt er jene selbstlose Einfachheit und jene unermüdliche Leutseligkeit bei, durch die er sich immer wieder die Herzen derer gewann, welche mit ihm in Berührung kamen. Da bemerkt man durchaus nichts von eitler Grossmannssucht und Prahlerei, oder von egoistischer Herrschsucht, und in seinen guten Stunden, wo sein tiefes Gottesbewusstsein so recht wieder an Intensität gewann, sprach er auch wahrhaft fromme und von reifer Lebensansicht zeugende Gedanken aus, wie z. B. wenn er sagt: „die schönste Unterhaltung ist das Buch Gottes, der beste Reichthum ist der des Herzens, der schönste Vorrath ist der an frommen Handlungen, die höchste Weisheit ist Gottesfurcht.“ Es muss eben in ihm ein sittliches Etwas gewesen sein, das die Leute immer wieder anzog und ihm die dauernden Sympathien der Seinen erwarb, welche trotz vieler Charakterverschiedenheiten mit der grössten Treue an

ihm hingen und jeden Augenblick bereit waren, für ihn Gut und Blut zu opfern.

Das hatten sie wieder von Neuem bewiesen, als er sie in der unfruchtbarsten Zeit zu dem Feldzug gegen die Byzantiner aufforderte. Freilich hatten sich damals manche laute Stimmen gegen das Unternehmen vernehmbar gemacht, aber diese gehörten doch eben nur der in Medîna noch immer sehr starken Partei der „Heuchler" an. Das sah Muhammed wohl ein, dass er gegen diese nichts mit Güte und Nachsicht ausrichten könne. Sie hatten damals, als es galt, mit sicherem Schlage die vermeintlich geplanten Angriffe der Byzantiner zu vernichten, feig und theilnahmlos sich zurückgezogen.

Als Muhammed nach Medîna zurückkehrte, kamen ihm viele von den Heuchlern entgegen, um sich bei ihm wegen ihres Zurückbleibens zu entschuldigen. Er verzieh ihnen, aber drei gläubigen Muslims,*) welche unter nichtigen Vorwänden sich der heiligen Pflicht des Kampfes gegen die Ungläubigen (Dshihâd)**) entzogen hatten, verzieh er nicht, sondern untersagte allen Muslims den Umgang mit ihnen. Fünfzig Tage brachten sie in ihrer traurigen Lage zu, bis Muhammed sie endlich in Folge einer göttlichen Offenbarung aus

*) Ihre Namen werden ausdrücklich genannt. Es waren Ka'b bin Mâlik, Murâra bin al-Rabî' und Hilâl bin Umajja. Vgl. über sie Ibn-Hishâm, herausg. v. Wüstenfeld S. 907.

**) Der Dshihâd (Kampf gegen die Ungläubigen) gehört ebenso wie die Pilgerreise nach Mekka (al-haddsh) wie das Fasten (al-ssaum), das Gebet (al-ssalât) und das Almosen (al-zakât) zu den kanonischen Pflichten.

derselben wieder erlöste und ihnen die göttliche Verzeihung ankündigte. Auch hier zeigte Muhammed wieder die ihm eigene unbeugsame Energie, mit welcher er eine ganz bestimmte Sittenzucht unter den Seinigen übte und dieselben immer wieder auf die Heiligkeit der Religionspflichten aufmerksam machte, auf deren genaue Erfüllung er mit eiserner Consequenz drang. Mag aus dieser genauen Erfüllung der religiösen Formen und Gebräuche im Laufe der Zeit auch etwas sehr Mechanisches und Aeusserliches geworden sein, dessen legale Erfüllung eine bequem, Selbstbefriedigung und das trügerische Bewusstsein wie die eingebildete und falsche Sicherheit eines religiösen und scheinbar ganz nach den göttlichen Vorschriften eingerichteten Lebens gewährt — im Beginn des Islâm war das anders. Da war das religiöse Leben ein tieferes und ideenreicheres. „Der sittliche Werth der Handlungen besteht in den Absichten, welche der Handelnde bei der Ausübung derselben verfolgt", sagt Muhammed. Mit der Anerkennung dieser Wahrheit ist zugleich das Urtheil über die subjective und objective Verdienstlosigkeit aller nur äusserlichen Werke gesprochen, welche nicht aus dem Gedanken an Gott hervorgehen.

Noch in demselben Jahre (9 d. Fl.) trat ein Ereigniss ein, welches der Partei der „Heuchler" in Medîna und ihrem Treiben ein ziemlich schnelles Ende bereitete, nämlich der Tod des Anführers derselben, des ʿAbd-allâh bin ʿUbajj. Dieser Mann hatte während seines ganzen Lebens seinen grossen Einfluss immer in einer für den Islâm sehr schädlichen

Weise geltend gemacht, und kein Mittel war ihm zu schlecht, um seinen Zweck zu erreichen. Am Schlusse seines ränkevollen Lebens scheint aber doch die Reue über ihn gekommen zu sein. Es wird ausdrücklich berichtet, dass er kurz vor seinem Tode zu Muhammed geschickt habe, um diesen bitten zu lassen, dass er ihm die letzte Ehre erweisen und für ihn das Todtengebet sprechen möchte.

Muhammed glaubte, trotz des heftigen Widerspruches von Seiten des ʿOmar, doch die letzte Bitte eines Sterbenden erfüllen zu sollen. ʿOmar hatte ihn wohl an die Korânstelle (Sûr. 9, 81. 85) erinnert, wo dem Propheten gesagt war, dass wenn er auch siebzigmal (für die Heuchler) um Verzeihung bitten sollte, dieselben doch keine Verzeihung erlangen würden, und wo ihm ausdrücklich verboten wird, wenn einer von ihnen stürbe, für ihn zu beten und an seinem Grabe zu stehen. Muhammed erwiderte ihm*): „Lass mich ʿOmar, mir ist von Gott die Wahl gelassen worden, ob ich für ihn beten will oder nicht und ich habe das Erstere gewählt. Es ist mir (von Gott) gesagt worden: „Wenn du auch siebzigmal für sie betest, so verzeiht ihnen Gott doch nicht.“ Wenn ich aber wüsste, dass Gott ihm verzeihen würde, wenn ich mehr als siebzigmal für ihn betete, so würde ich es doch thun. So betete denn Muhammed für ihn, folgte dem Leichenzuge und blieb an seinem Grabe stehen, bis Alles vorüber war.

Gegen das Ende des 9. Jahres der Flucht (März 631,)

*) Vgl. die ganze Erzählung bei Ibn-Hishâm a. a. O. S. 927.

noch im Monat Dsû'l-Ka'da, zogen gegen dreihundert Gläubige unter der Anführung des Abû-Bekr, welchen Muhammed zum Amîr el-haddsh (Anführer der Wallfahrt) erwählt hatte, aus, um die Wallfahrt nach Mekka zu verrichten. Muhammed nahm nicht daran Theil, weil er mit den Heiden keine Gemeinschaft mehr haben wollte, denen es ja zur Zeit noch gestattet war, zum Pilgerfest nach Mekka zu kommen. Es war das aber ein Zustand, welcher Muhammed auf die Länge unerträglich war und welchem er Abhilfe schaffen musste. Zu dem Zwecke beauftragte er den muthigen 'Ali, die Pilgerkarawane zu begleiten und den versammelten Arabern die ersten Verse der 9. Sûre vorzulesen, in welchen den Heiden ausdrücklich verkündigt wird, dass Gott und sein Gesandter sich von allem Verkehr mit den Heiden lossagen, dass es demnach nach Ablauf von vier Monaten keinem Heiden mehr gestattet sei, die heilige Stadt zu besuchen, und dass man nach Ablauf dieser Zeit dieselben, wo man sie träfe, verfolgen und vernichten würde.

Wenn man bedenkt, zu welchen Uebelständen dieses gleichzeitige Pilgern der Heiden und der Muslims Veranlassung gab, erklärt man sich die Nothwendigkeit einer solchen Massregel. Gerade damals waren die Heiden ziemlich zahlreich in Mekka vertreten. An den althergebrachten Ceremonien hatte Muhammed im Wesentlichen gar nichts geändert, und so war es möglich, dass die Heiden zu gleicher Zeit mit den Muslims die verschiedenen Gebräuche ausübten. Aber in die Ausrufe des Bekenntnisses des

Einen Gottes mischten sich die Anrufungen der heidnischen Götter, und die Heiden liessen es sich angelegen sein, sich gerade recht an die Muslims heranzudrängen und ihre Stimmen zu übertönen. Unter solchen Verhältnissen war selbstverständlich von Andacht und innerer Sammlung nicht die Rede und jeden Augenblick konnte ein erbitterter Kampf zwischen den beiden Religionsparteien ausbrechen.

Einer solchen Eventualität musste Muhammed unter allen Umständen vorzubeugen suchen, und das sollte eben durch die Verkündigung dieser Proclamation geschehen.

ʿAlî entledigte sich am 20. März 631 (10. des Monates Dsû'l-hiddscha des Jahres 9 d. Fl.), an dem Tage der grossen Opfer im Thale von Miná des ihm gewordenen Auftrages und verlas die in grossem, ruhigem Style abgefasste Proclamation den dort versammelten Wallfahrern, und verkündigte zugleich, dass von nun an Niemand mehr zur feierlichen Umwandlung (tawâf) der Kâʿba zugelassen werden solle, der nicht vollkommen gekleidet wäre. Mit den Heiden wurden zugleich die Juden und die Christen von dem Besuche der heiligen Stadt ausgeschlossen. Es wurde ferner durch die neunte Sûre, welche diese Proclamation enthält, der Krieg gegen die Ungläubigen auch während der vier heiligen Monate (Muharram, Radshab, Dsû'l-Kaʿda und Dsû'l-hiddsha) nicht nur gestattet, sondern auch geboten (Sûr. 9, 36).

Muhammed erklärte die Heiden für unrein und verbot jede Gemeinschaft mit den Unreinen, die nur allenfalls als in einem Abhängigkeitsverhältniss zu den

Muslims stehend geduldet werden, in keiner Weise aber auf eine Gleichberechtigung mit diesen Anspruch machen dürften.

Die Verkündigung dieser grossen, nach Inhalt und Form gleich bedeutenden, streng durchgearbeiteten Sûre machte augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf die, welche ihre Verlesung mit anhörten.

Muhammed nahm in diesem hoch bedeutsamen Schriftstück — vielleicht dem besten und klarsten, welches er geschrieben — Stellung nach rechts und nach links, gegen die Heiden wie gegen die Juden und die Christen, und drückt das Alles mit einer so ruhigen Bestimmtheit und Sicherheit aus, dass Niemand nach den mit ihm schon oft gemachten Erfahrungen daran zweifeln konnte, dass er und die Seinigen auch das von ihm Gebotene sicher und consequent durchführen würden. Diese neunte Sûre war eine deutliche Kriegserklärung gegen Alles, was dem Islâm fremd ist, zugleich eine sehr bestimmt gehaltene Kriegserklärung gegen den irdischen Sinn der christlichen Mönche, welche Schätze aufhäufen, statt sie für edle Zwecke zu verwenden und so von fremdem Gute zehren, denn diese Schätze gehören nicht denen*), welche sie scheinbar besitzen, sondern den Armen. Es ist das Alles geborgtes Gut, das einst von ihnen zurückgefordert werden soll und worüber sie am Tage des grossen Gerichtes zur Verantwortung gezogen werden. Auch hier findet man zwar die falschen Vorstellungen

*) Muhammed hatte augenscheinlich keine Ahnung davon, dass die Schätze der Klöster nicht Privateigenthum der Mönche, sondern Eigenthum der Kirche sind.

von dem Glauben der Juden und der Christen, aber wenn man von diesen Irrthümern absieht, erscheint einem doch diese Sûre wie ein gewaltiges, tiefen sittlichen Ernst athmendes Wort, getragen zugleich von einem so sicheren Siegesbewusstsein, wie wenige andere Theile des Korân.

Der inneren Kraft der Worte, welche Muhammed durch die Vermittelung seines Schwiegersohnes den in Mekka versammelten Arabern verkündigen liess, entsprach die Wirkung, welche dieselben allenthalben hervorbrachten. Von allen Seiten, sogar von den äussersten Grenzen Südarabiens, kamen die Gesandtschaften der Stämme, welche dem Propheten ihre Unterwerfung erklärten. Alles wendete sich der neu erstandenen Macht zu und Muhammed unterliess nichts, um die Leute auch über den Glaubensinhalt seiner Lehre aufzuklären. Er wollte sich nicht blos mit der äusseren Macht begnügen. Immer und immer wieder kommt er auf den Gedanken zurück, dass die seinem Scepter Unterworfenen den im Korân gegebenen Vorschriften nachleben sollen, dass die Schlüssel des Paradieses in dem Glaubensbekenntniss: „es giebt nur Einen Gott, der keinen Genossen hat" bestehen, und dass die Freuden und Genüsse dieser Welt nichts seien im Vergleich mit dem ewigen Leben (Sûr. 9, 38).

Mitten in dem vielen Glück, das ihm von allen Seiten zuströmte, trafen ihn noch am Ende des neunten, und im Beginn des nächstfolgenden Jahres zwei schwere Schläge, die augenscheinlich seinem Herzen sehr nahe gingen, nämlich der Tod seiner Tochter

Umm Kulthûm, der Frau des Othmân, und seines kleinen Sohnes Ibrâhîm. Es wird erzählt, dass, als er (im 1. oder 2. Rabîʿ des Jahres 10 = Juni oder Juli 631) an dem Sterbebette des etwa anderthalbjährigen Kindes stand, er in lautes Weinen ausbrach. Die Umstehenden versuchten ihn zu trösten und erinnerten ihn daran, dass er ja selbst verboten habe, über einen Todten zu weinen. „Nein", antwortete er, „ich habe nur das laute Weheschreien und das übertriebene Lob eines Gestorbenen verboten. Was ihr sehet, ist nur eine Folge des tiefen Schmerzes, der mein Herz bewegt. O Ibrâhîm, Ibrâhîm, könnten wir nicht sicher auf die Auferweckung der Todten rechnen, müssten diesen Weg nicht Alle gehen, um dort sich wieder zu finden, so würde ich noch viel, viel tiefer trauern."

Als er an dem Grabe des Kindes stand, rief er: Mein Sohn, sprich: Gott ist mein Herr, der Gesandte Gottes war mein Vater und der Islâm mein Glaube.

---

## FÜNFZEHNTES KAPITEL.

### Weitere Deputationen heidnischer Stämme an Muhammed, welche sich ihm unterwerfen. Verunglückter Mordanschlag auf den Propheten. Der Dichter Labîd bekehrt sich zum Islâm. Letzte Pilgerfahrt Muhammed's nach Mekka.

Auch im zehnten Jahre der Flucht (beginnt am 9. April 631) kamen zu Muhammed nach Medîna von

allen Gegenden Deputationen der noch heidnischen Stämme, wie der Banû Murâd und der Banû Zubaid, der Badshîla und der Kinda in Hadhramaut. Sie alle legten das Glaubensbekenntniss ab und erklärten damit ihre Unterwerfung unter Muhammed, welcher zu mehreren derselben Missionäre schickte, welche ausser der Pflicht der Missionsthätigkeit zugleich die Pflicht hatten, für die Eintreibung der Tributgelder zu sorgen.

Aber trotz dieser fast allgemeinen Zustimmung fanden sich doch immer noch beduinische Stämme, welche hartnäckig bei ihrem heidnischen Glauben beharrten. Der Grund von diesem Antagonismus gegen die neue Lehre und ihren Propheten lag, wie bereits bemerkt, weniger in einer wirklichen Anhänglichkeit an ihre alten Götter, als vielmehr in der wohlberechtigten Furcht, dass sie ihrer alten freien Unabhängigkeit verlustig gehen würden, wenn sie sich dem neuen Herrscher unterwürfen. Es gab unter den Häuptern dieser Stämme manchen ehrgeizigen und auf seine Unabhängigkeit eifersüchtigen und stolzen Mann, dem der Gedanke, sich einer Macht zu beugen, geradezu unerträglich schien. Von diesen Leuten glaubten noch immer Manche an die Möglichkeit, diese Herrschaft zu stürzen, während Andere daran verzweifelnd, es für das Gerathenste hielten, zum hinterlistigen Mord ihre Zuflucht zu nehmen und auf diese Weise den Mann zu beseitigen, den sie für die Wurzel alles Uebels hielten. Aber selbst wenn ihre Anschläge geglückt wären, würde das nicht viel geändert haben. In dieser Zeit stand die Macht des Islâm nicht mehr

blos auf zwei Augen. Damals hatte sich bereits ein so fester, unzerstörbarer Kern von treuen, der neuen Religion durchaus ergebenen Anhängern gebildet, dass der Tod des Propheten nichts oder nur sehr wenig geändert hätte.

Indess, so weit dachten die in den Tag hineinlebenden und nur von den Eindrücken des Augenblickes abhängigen Beduinen, welche von der unwiderstehlichen Macht einer Idee auch nicht die leiseste Ahnung hatten, nicht, und so darf es einen nicht wundern, wenn man liest, dass wirklich in jener Zeit einige Beduinen sich nach Medîna wagten, um dort den Propheten zu ermorden.*) Sie gehörten dem Stamme der Banû ʿÂmir bin Ssaʿssaʿa an. Das Haupt des Stammes ʿÂmir bin al-tufail begab sich mit Arbad bin Kais (einem Bruder des berühmten Dichters Labîd) und einigen Anderen nach Medîna. Arbad sollte, während ʿÂmir mit Muhammed redete, diesem den Dolch in das Herz stossen. Sie trafen mit Muhammed zusammen und dieser gewährte ihnen eine Unterredung, in welcher ʿÂmir den Muhammed um ein Freundschaftsbündniss bat. Vergeblich erwartete er, dass Arbad die That vollbringen werde. ʿÂmir suchte indess die Unterredung zu verlängern, um seinem Mitverschworenen Zeit zu lassen. Aber nichts erfolgte. Wüthend verliess ʿÂmir die Stadt, seinen Gefährten der Feigheit zeihend. Beide starben unterwegs, noch ehe sie die Wohnsitze ihres Stammes

*) Vgl. die ausführliche Erzählung in der Bulaker Ausgabe des Kitâb al-aghânî, Bd. 15, S. 137 ff.

erreichten, der Eine, Arbad, vom Blitz erschlagen, der Andere, ʿÂmir, an einer Beulenkrankheit in der ärmlichen Hütte einer Beduinenfrau vom Stamme Salûl. Die Kunde von ihrem Tode verbreitete sich bald in den zerstreuten Niederlassungen der Banû ʿÂmir, welche (der muslimischen Erzählung nach) das für sie so überaus traurige Ereigniss als eine Strafe Gottes ansahen und sich in Folge dessen zum Islâm bekehrten. Durch eine feierliche Deputation, bei der sich auch Arbad's Bruder, der Dichter Labîd befand, setzten sie den Propheten von ihrer Bekehrung in Kenntniss. Labîd kehrte angeblich zu den Seinigen nicht zurück, sondern blieb in Medîna, von wo er später nach Kûfa ging, wo er hochbetagt starb.

Muhammed konnte jetzt das Reich des Islâm als fest begründet ansehen. Ganz Arabien war ihm, mit einziger Ausnahme einiger wenigen in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden wohnenden Stämme, unterworfen. Der Korân, dessen einzelne Bestandtheile in dem langen Zeitraume von mehr als fünfzehn Jahren nach und nach von ihm verkündigt worden waren, war höchst wahrscheinlich, wenigstens theilweise, von den Schreibern*) des Muhammed zwar aufgeschrieben, aber diese Bruchstücke waren wohl noch nicht gesammelt und chronologisch zusammen-

*) In einer Tradition bei Buchârî III, p. 10 und 11 nennt Muhammed ausdrücklich vier Männer (nämlich Ibn-Masʿûd, Sâlim, den Freigelassenen des Abû Hudsaifa, Ubajj bin Kaʿb und Muʿâds bin Dshabal), nach deren Text der Korân gelesen werden soll.

gestellt worden. Desto tiefer mochte sich der Wortlaut dem Gedächtniss der Leute eingeprägt haben. Jedenfalls kannte man seine Lehren genau, und betrachtete die Aussprüche als göttliche, welche über das Verhältniss des Menschen zu Gott und über die Pflichten desselben klare Auskunft gaben. Selbst für die Entscheidung einfacherer Rechtsfragen, wie sie wohl bei einem noch in einfacheren Verhältnissen sich bewegenden Volke entstehen können, konnte der Gläubige sich hier Rath erholen und so war denn in dem Korân selbst ein vollständiger Codex der Glaubens- und Sittenlehre wie des auf Grund derselben sich aufbauenden Rechtes gegeben. Es waren ferner die Grundlagen für alle Einrichtungen eines grösseren Staatswesens gelegt, für den Unterricht, für die Rechtspflege, für das Heerwesen, für die Finanzen, für die sorgsamste Armenpflege: Alles sich aufbauend auf dem Glauben an den Einen Gott, in dessen Hand die Geschicke aller Menschen sind, auf der Anschauung, dass Alle diejenigen, welche zu diesem Glauben halten, Brüder sind und auf die Unterstützung der grossen Familie der Bekenner des Islâm mit Sicherheit rechnen dürfen, dass sie aber die heilige Pflicht haben, diesen Glauben mit allen Mitteln zu verbreiten und zum Gemeingut der Menschheit zu machen.

Muhammed stand damals im einundsechszigsten Jahre seines Lebens. Trotz der grossen Anstrengungen, welche er durchgemacht hatte, schien seine körperliche Kraft ungebrochen. Man findet nirgends auch nur die leiseste Andeutung, dass er sich ange-

griffen und ermüdet gefühlt hätte. Nur in den verschiedenen Reden, welche er kurz darauf während der letzten Pilgerfahrt nach Mekka hielt, bricht die Ahnung eines baldigen Todes wiederholt durch.

Muhammed wollte noch vor dem Ende des zehnten Jahres, im Monat Dsû'l-Hiddsha (beg. 23. Febr. 632) die Pilgerfahrt nach Mekka in feierlicher Weise vollziehen. Zu einer besonders feierlichen Begehung des Festes*), das ja auch für Muhammed ein heiliges war, lag für ihn um so mehr Grund vor, als er und die Seinigen es in diesem Jahre das erste Mal ohne die lästige Gegenwart von Heiden feiern konnten. Waren im vorigen Jahr die Muslims durch die letzteren, welche sich in ungehörigster Weise immer wieder an sie herandrängten und sie verhöhnten, in ihrer An-

*) Diese Wallfahrt des Propheten wird, weil sie seine letzte Wallfahrt war, gewöhnlich „haddshat-al-wadâ" (Abschiedspilgerfahrt) genannt, während Andere sie „haddshat-al-islâm" oder „haddshat-al-balâgh" (Wallfahrt der Belehrung) oder auch „haddshat-al-tamâm" (Wallfahrt der Vollendung) nennen, weil sie die erste nur von Muslims und mit Ausschluss aller Heiden ausgeführte Wallfahrt gewesen ist. Dass die Muslims, welche von Medîna kommen, in Dsû'l-Hulaifa den Ihrâm anlegen, ist ausdrückliche Vorschrift. Vgl. Buchârî a. a. O. I, 387, wo ausdrücklich gesagt wird, dass die von Medîna kommenden Pilger in Dsû'l-Hulaifa, die von Syrien kommenden in al-Dshuhfa, die von Nadshd kommenden in Karn-al-manâzil, die von Jemen kommenden aber in Jalamlam den Ihrâm anlegen sollen. Diese Bestimmungen gelten noch heute. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Muhammed bei Gelegenheit dieser letzten Wallfahrt diese endgültigen Bestimmungen getroffen hat.

dacht beständig gestört worden, so war das jetzt in keiner Weise mehr zu befürchten.

So liess denn Muhammed noch vor Beginn des heiligen Monates (des Dsû'l-Hiddsha) sein Vorhaben verkündigen und die Seinigen zur Begleitung auffordern. Der Ruf fand allenthalben den freudigsten Anklang. Es wird erzählt, dass der Prophet an der Spitze von mehr als achtzig Tausend Gläubigen am 25. des Monates Dsû'l-Ka'da (22. Februar 632) Medîna verlassen habe. In seiner Begleitung befanden sich seine sämmtlichen Frauen, welche in ihren Sänften den Blicken entzogen waren. Eine grosse Zahl festlich geschmückter, für die Opfer bestimmter Kameele wurde im Zuge mitgeführt. Das erste Nachtlager wurde in Dsû'l-Hulaifa (6 Meilen von Medîna entfernt) gemacht, wo Muhammed und seine Begleiter, seinem Beispiele folgend, das Pilgerkleid (Ihrâm) anzogen.

Am 4. des Monates Dsû'l-Hiddsha (3. März 632) betrat Muhammed die heilige Stadt. Sein erster Gang war zur Ka'ba, welche er feierlich sieben Mal (die ersten drei Male im Schnellschritt, die anderen Male langsam) umwandelte, nachdem er den schwarzen Stein geküsst. Von da begab er sich nach dem Hügel von Ssafá, wo er ein Gebet verrichtete, und durchlief sodann im Laufschritt (Sa'j) den Raum zwischen Ssafá und Marwa. Die sämmtlichen von Muhammed bei dieser Gelegenheit beobachteten Ceremonien, welche im Wesentlichen alle dem alten Heidenthum entlehnt waren, sind bis auf den heutigen Tag als die allein mustergiltigen angesehen worden und

so wird denn die Wallfahrt nach Mekka noch jetzt, nach 1250 Jahren, genau in derselben Weise wie zu Muhammed's Zeit gefeiert.

Wenige Tage nach des Propheten Ankunft traf auch ʿAlî von Jemen in Mekka ein. Auch er wollte mit Muhammed an der Wallfahrt Theil nehmen und wie dieser seine Opfer darbringen. Am 8. des Monates Dsû'l-Hiddsha, dem sogenannten „jaum-al-tarwija", begab sich der Prophet mit einer ungeheuren Zahl von Pilgern in das Thal von Miná, verrichtete daselbst unter einem für ihn aufgeschlagenen Zelt seine Gebete und ritt erst am andern Morgen zu dem Berge ʿArafa, wo er eine feierliche Ansprache an das Volk hielt und sodann nach al-Muzdalifa, wo er sein Abendgebet verrichtete und die Nacht blieb.

Am darauf folgenden Morgen (also am 10. Dsû'l-Hiddsha) kehrte er in das Thal von Miná zurück. Hier soll sich, nach einer alten Legende, dem Abraham, als er von ʿArafa zurückgekehrt war, am Eingang des Thales der Teufel entgegengestellt haben, um ihm den Eingang in dasselbe zu wehren. Der Engel Gabriel soll darauf dem Abraham geheissen haben, Steine nach dem Bösen zu werfen, und nachdem er dies sieben Mal gethan, sei der Teufel gewichen. Als dann Abraham die Mitte des Thales erreicht, sei der Teufel wieder erschienen und zum letzten Mal am westlichen Ausgang, aber beide Male durch eine gleiche Anzahl von Steinwürfen zurückgewiesen worden. Angeblich zum Andenken an diese Sage pflegten nun die heidnischen Araber in diesem Thal, wenn sie von ʿArafa zurückkehrten, sieben Mal

Steine zu werfen. Muhammed behielt den Gebrauch bei und warf wie seine heidnischen Vorfahren sieben Mal Steine gegen die Orte, wo der Teufel sich gezeigt haben sollte, und auch hierin folgen die Muslims noch heute seinem Beispiel.*)

Erst nach Verrichtung dieser Ceremonie schlachtete Muhammed die von ihm mitgebrachten dreiundsechszig Kameele mit eigner Hand, zog dann das Pilgerkleid aus und legte den „Ihlâl" an.

Es erscheint auf den ersten Anblick sehr räthselhaft und schwer erklärlich, wie es möglich war, dass Muhammed alle diese scheinbar doch jedes inneren Gehaltes entbehrenden Ceremonien der alten heidnischen Zeit mit in den Islâm aufnahm. Man wird dies kaum anders erklären können, als wenn man annimmt, dass Muhammed wirklich an die Wahrheit der Legenden glaubte, welche den von ihm so hoch gestellten Abraham mit den Oertlichkeiten Mekka's und seinen Umgebungen und mit den von ihm angeblich eingesetzten Ceremonien in Verbindung brachten. Abraham galt ihm als der eigentliche Vertreter seines eignen monotheistischen Glaubens, der dîn Ibrâhim (die Religion Abraham's) als die eigentliche Urreligion, welche seiner Ansicht nach von Alters her Besitzthum der Araber gewesen war und nur im Laufe der Zeit sich depravirt hatte, und so behielt er, indem er diese Gebräuche beibehielt, das bei, was ihm selbst von

*) Eine ganz eigenthümliche Erklärung dieses in der That sehr räthselhaften Gebrauches des „Steinwerfens" giebt R. Dozy in seiner Schrift: „Die Israeliten in Mekka" S. 118.

Jugend auf hochheilig gewesen war und was auch seine Vorfahren als etwas Heiliges angesehen hatten.

Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass die Araber schon lange vor der Zeit des Muhammed eine Kunde von Abraham hatten und dass sie mit ihm nicht nur den Bau des mekkanischen Heiligthumes, der Ka'ba, sondern auch die Einführung der verschiedenen Gebräuche, welche sich an die Verehrung derselben knüpften, in Verbindung brachten.*) Dass diese letzteren sehr alte waren, und dass sie im Wesentlichen immer dieselben geblieben sind, kann man wohl ebensogut voraussetzen, wie das, dass der Sinn dieser Gebräuche den Arabern, oder den Meisten derselben, unverständlich war. Gewiss aber darf man nicht glauben, dass der ganze Cultus, dessen Mittelpunkt der schwarze Stein bildete, ein blosser Fetischismus war, sondern dass nach der Annahme der Araber selbst der Stein der Wohnort der Gottheit war, ein Beth-Êl, also etwas Symbolisches, das man tiefer ausdeuten konnte. Giebt man diese Möglichkeit zu, so wird man wohl annehmen können, dass auch Muhammed, der mit unleugbarer Pietät an dem von den Vätern Ueberlieferten hing, alle diese Gebräuche für Ueberreste einer besseren Religion, eben der Re-

*) Ewald hat (Geschichte des Volkes Israël I, S. 482. an die im Commentar zur Hamâsa (S. 125, Z. 3 f.) mitgetheilten, wie es scheint von einem vorislâmischen Dichter herrührenden Verse erinnert, aus welchen, wenn sie der vorislâmischen Zeit angehören, allerdings hervorginge, dass man Abraham schon in vorislâmischer Zeit mit der Ka'ba in enge Verbindung brachte.

ligion Abraham's hielt, die er ja in ihrer alten Reinheit wieder herstellen wollte.

Was Muhammed vorfand, erschien ihm selbst als der Ehrfurcht werth, weil er es von Jugend auf geübt und vielleicht zu der Zeit, als ein tieferes monotheistisches Bewusstsein in ihm bereits erwacht war, sich selbst tiefer auszudeuten gesucht hatte, und so trug er kein Bedenken, dieses Alte mit in die neue Religion aufzunehmen.

Man hat wohl öfters behauptet, dass erfahrungsmässig sich eine neue Religion nur durch eine kluge und geschickte Transaction mit der in einem Volke bereits bestehenden bei demselben einführen lasse, und dass Muhammed sich, als er die heidnischen Ceremonien beibehielt, den alten Vorstellungen accommodirt habe. Es würde das jedoch entschieden dem Charakter Muhammed's widersprechen, und als er diese letzte Wallfahrt feierte, war er überdies so mächtig, dass er einer solchen Accommodation, einer solchen Klugheitsmassregel entschieden nicht mehr bedurfte. Hätte er diese alten Ceremonien nur für etwas Heidnisches gehalten, das dem von ihm gepredigten Monotheismus innerlich widersprach, so würde er es sicher abgeschafft haben und er hätte auch die Macht besessen, dies zu thun.

Aus allen Berichten über diese letzte Wallfahrt des Propheten geht auf das deutlichste hervor, dass Muhammed sich der ganzen Bedeutung des Lebensabschnittes, in welchem er stand, klar und voll bewusst war. Das Ziel seines ganzen unter den schwersten und bittersten Kämpfen, unter Entbehrungen und

Verfolgungen jeder Art mit einer merkwürdigen Consequenz durchgeführten Wirkens war erreicht. Das Heidenthum war aus seiner festen Burg vertrieben, die neue Lehre hatte gesiegt und die allgemeine Anerkennung gefunden, wenigstens äusserlich hatten sich die Leute dazu bekannt. Aber Muhammed war doch zu ernst und zu aufrichtig, um sich mit diesem Aeusseren zu begnügen. Er war von der Wahrheit dessen, was er verkündet hatte, zu tief überzeugt, als dass er es nicht für seine Pflicht hätte halten müssen, in diesem wichtigen Momente diejenigen, welche sich zu ihm bekannt hatten, noch einmal mit allem Ernste darauf aufmerksam zu machen, dass dem äusseren Bekenntniss die innere Ueberzeugung und die ganze Lebensführung zu entsprechen habe.

So erfahren wir denn, dass er allenthalben an das um ihn in grossen Schaaren versammelte Volk Ansprachen voll der fruchtbarsten Gedanken hielt, deren Durchführung in der That geeignet war, das ganze sittliche und intellectuelle Leben dieses reich begabten Volkes neu zu gestalten. Während dasselbe bisher seine besten Kräfte in den unaufhörlichen, blutigen aber völlig ideenlosen und um geringfügige Kleinigkeiten geführten Kämpfen der wilden Stämme aufgezehrt und sich umsonst verblutet hatte, war es jetzt geeint. Aber diese Einigung wäre nur eine sehr momentane gewesen, wenn sich in den Arabern nicht die Ueberzeugung befestigt hätte, dass sie eine innerliche sein müsse. „Ein Muslim ist der Bruder des andern", ruft ihnen Muhammed zu. „Hütet euch, nach meinem Tode wieder zum Heidenthum zurück-

zukehren und euer Blut zu vergiessen. Wie der Boden, auf welchem ihr steht, und der Monat, in welchem ihr euch befindet, heilig und unverletzlich ist, so ist auch das Gut und das Leben des Bruders heilig und unverletzlich."

Wie er sich gegen die Blutrache, welche an dem Marke seines Volkes zehrt, ausspricht, so eifert er auch gegen den Wucher, welcher an dem wirthschaftlichen Leben desselben wie ein Krebsschaden nagt und die Herzen der Reichen allen höheren Ideen abwendig macht und sie verhärtet. Er legt ferner den Seinigen das Schicksal der Frauen an das Herz, welche sie gut behandeln, von denen sie sich nicht ohne Noth scheiden sollen. Er giebt Verordnungen über das Erbrecht, trifft endgültige Bestimmungen über die heiligen Zeiten, indem er verordnet, dass der erste, siebente, elfte und zwölfte Monat des aus zwölf Monaten (zu je dreissig Tagen) bestehenden Mondjahres als heilige und unverletzliche angesehen werden sollen.

Es ist, als hätte er dem grossen, von ihm aufgeführten Gebäude, noch die letzten Steine einfügen wollen.

---

## SECHSZEHNTES KAPITEL.

## Muhammed's Ende.

Muhammed verliess wenige Tage nach Beendigung der Wallfahrt Mekka und kehrte in den letzten Tagen des 10. Jahres der Flucht nach Medîna zurück.

Anscheinend kam er ganz wohl und gesund da-

selbst an. Die grossen Anstrengungen, denen er sich in Mekka unterzogen hatte, hatten ihm augenscheinlich nicht geschadet und in Medîna konnte er sich von denselben ruhig erholen. Allein Muhammed war viel zu thätig und an strenge Arbeit gewöhnt, als dass er es über sich vermocht hätte, sich selbst diese ruhige Erholung zu gönnen. Wie Grosses von ihm auch geleistet worden war, in dem ganzen Staate war doch noch so viel Unfertiges und einer Nachbesserung dringend Bedürftiges, dass er noch vollauf Arbeit vor sich sah. In dem Centrum Arabiens war wohl seine Macht gut begründet. Dort lebten die alten treuen und verlässlichen Gefährten, welche mit ihm durch alle Prüfungen hindurchgegangen und, dafern nöthig, willig und fähig waren, ihn auch fernerhin zu unterstützen. Bedeutend anders standen die Verhältnisse in der Peripherie, in den entfernten Provinzen Arabiens, in welchen seine Lehre erst vor ganz kurzer Zeit Eingang gefunden hatte. Hier lagen nur die ersten Anfänge einer staatlichen Organisation und des Unterrichtes in der neuen Lehre vor. Hier war für ihn und die Seinen noch Alles zu thun.

Muhammed richtete sofort sein Augenmerk auf diese Gegenden, namentlich auf Jemen, schickte zuverlässige Leute dorthin, um die bestehenden Mängel, soweit dies damals überhaupt möglich war, zu beseitigen, um dem Unterricht aufzuhelfen, eine geordnete Rechtspflege einzuführen, der Regierungsgewalt eine festere Stütze zu geben. Das letztere konnte nur dadurch geschehen, dass die Staatsverwaltung in den Händen eines vollkommen zuverlässigen Statt-

halters lag, welcher nicht nur energisch und gerecht, sondern auch im Stande war, durch leutseliges Wesen und durch sein eignes Beispiel der neuen Lehre bei den Eingeborenen des Landes Freunde zu erwerben. Jemen war bis zum Jahre 6 d. Fl. persische Provinz gewesen und war bis zu dem in dieses Jahr fallenden Tod des Chosru von Bâdsân verwaltet worden. Nach dem Tode seines persischen Herrn schloss sich Bâdsân Muhammed an und regierte als dessen Statthalter, wie es scheint, mit grosser Umsicht und Thatkraft. Kurze Zeit nun nach seiner Rückkehr nach Medîna erhielt Muhammed die Nachricht vom Tode des Bâdsân. Er sah sich dadurch genöthigt, sofort Massregeln zu treffen, um den für ihn allerdings sehr empfindlichen Verlust zu ersetzen. Da die Provinz eine sehr grosse Ausdehnung hatte, theilte er dieselbe in verschiedene Statthalterschaften, beliess aber den Sohn des Bâdsân, Namens Schahr als Statthalter in Ssanʿâ, der Hauptstadt von Jemen, während Muʿâds bin Dshabal, welchen er schon früher als Missionär nach Jemen geschickt hatte, dort als solcher verblieb.

Auch in den anderen mehr an der Grenze liegenden Provinzen, wie in al-Bahrain, in Hadhramaut, in den Gebieten grösserer Stämme setzte er Statthalter ein, welche theils für die Rechtspflege, theils für die Finanzen, d. h. für die Eintreibung der Steuern Sorge zu tragen hatten. Die Abgabe der letzteren mochte freilich vielen Stämmen, denen jede geregelte Ordnung eines Staatswesens völlig fremd war, als eine schwere und unerträgliche Last erscheinen, zu deren Tragung sie sich nur sehr widerwillig verstanden.

Dadurch waren hier und da manche Anlässe zur Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge in Arabien gegeben. Beschränkte dieses Unbehagen und diese Unzufriedenheit sich meistens auch auf die üblichen Raisonnements der Unzufriedenen, so waren doch die Zustände innerlich keineswegs so, wie sie auf der Oberfläche erschienen. Wir wissen nicht, von wem die Gerüchte, dass Muhammed schwer krank sei und seinem nahen Ende schnell entgegengehe, verbreitet wurden, aber sie wurden geglaubt und Manche mochten mit grösster Bestimmtheit darauf rechnen, dass der gehoffte Moment bald eintreten werde. Sie hatten ja zum grössten Theil keine Ahnung von der inneren Macht der neuen Religion und glaubten, dass es sich hier nur um die Herrschergelüste eines den Gesetzen der Sterblichkeit unterworfenen, zur Zeit vom Glück begünstigten Individuums handle. Andre wollten das Eintreten des Todes dieses Glückskindes nicht erst abwarten, sondern traten, ungeduldig, wie sie nun einmal waren, schnell mit ihrem Anspruch auf Macht und Geltung hervor, und behaupteten, wie Muhammed, Propheten zu sein. Von dem Wesen des Prophetismus hatten sie natürlich keine Vorstellung. Sie meinten, es sei einer ein Prophet, wenn er viel und geläufig reden und dann und wann von seiner innigen Verbindung mit der höheren Geisterwelt einen in die Augen springenden Beweis geben könne. Dazu genüge, meinten sie, in den Augen der naiven Menge eine scheinbar wunderbare That, ein selteneres Taschenspielerstückchen, das man nicht gleich zu begreifen vermöge. So gelang es wirklich ein Paar dreisten

Schwätzern, sich einen kleinen Anhang zu verschaffen und um sich einen gewissen prophetischen Nimbus zu verbreiten, so dem Tulaiha bin Chuwailid und dem Musailima. Allein ihre Herrschaft war eine ganz ephemere und ihr Auftreten hatte jedenfalls die Folge, dass ernstere Geister durch den Anblick solcher Prophetencarricaturen sich des Unterschiedes zwischen dem Original und der Nachahmung deutlicher bewusst wurden und einsehen lernten, dass hinter Muhammed denn doch eine andere geistige Macht stand, als hinter jenen oberflächlichen und völlig unschöpferischen und unfruchtbaren Geistern, welche keine Ahnung davon hatten, dass nur tiefe Gedanken zu dauernder Herrschaft gelangen können, dass aber ein Gedanke nur in dem Masse tief ist, in dem er zu Gott hinstrebt.

Etwas ernster war das Auftreten eines dritten Gegenpropheten, des al-Aswad bin Ka'b, eines reichen und vornehmen Mannes von dem Stamme Ans, welcher mit der Gabe einer hinreissenden Beredtsamkeit eine grosse Lebenserfahrung und Lebensklugheit verband. Er ragte durch Geist und Vermögen weit über seine Stammesgenossen hinaus, die ihn bewunderten und, weil er vorgab, Wunder thun zu können, für einen mit höheren Mächten im Bunde stehenden Mann hielten. Bald hatte der ehrgeizige Mann sich einen grossen Anhang verschafft, und erklärte den Anhängern Muhammed's den Krieg, befahl ihnen das Land zu verlassen und bedrohte in der ernstesten Weise die den Muslims unterworfenen benachbarten Provinzen. Siegreich schritt er gegen Ssan'â vor, setzte sich in den Besitz von ganz Jemen

gewann Boden in Nadshd und Jamâma. Die Gefahr wuchs zusehends und Muhammed fasste ernstliche Besorgniss. Er machte alle Anstrengungen, der sehr drohenden Gefahr zu begegnen. Er schickte Boten und Briefe nach allen Seiten, um die Seinigen zu tapferem Ausharren und tapferer Gegenwehr zu ermahnen. Wabr, ein geschickter und muthiger Mann von dem Stamme Chuzâ'a musste sich nach Ssan'â selbst, dem Regierungssitze des al-Aswad begeben, um einen Aufstand gegen ihn zu erregen. Mit seltenem Muthe und grosser Geschicklichkeit entledigte er sich des gefährlichen Auftrages. Er fand in Ssan'â eine dem al-Aswad nicht sehr günstige Stimmung vor. Von innerer Sympathie für den durch seine raschen Erfolge übermüthig gewordenen Helden war keine Rede; man beugte sich nur widerwillig vor dem siegreichen Abenteurer, der alle Welt vor den Kopf stiess, zu dem man kein Vertrauen, vor dem man keine sittliche Achtung hatte. Wabr, welcher heimlich nach Ssan'â gekommen war, setzte sich schnell und geschickt mit einigen Unzufriedenen in Verbindung und wenige Tage nach seiner Ankunft fiel al-Aswad als das Opfer einer Verschwörung von wenigen Leuten (zwei Tage vor dem Tode des Propheten) in seinem eignen Palast, und von den Zinnen dieses selben Palastes ertönte am unmittelbar der Blutthat folgenden Morgen zum grössten Erstaunen der Bevölkerung der islâmische Aufruf zum Morgengebet, welchem von den zahlreichen Muslims in der Stadt sogleich Folge geleistet wurde. Der Kampf mit den Anhängern des al-Aswad dauerte nur wenige Stunden. Südarabien

war dadurch dem Islâm wieder neu erobert — ein Ereigniss von unberechenbarer Tragweite wegen der ganzen Culturstellung und der geographischen Lage dieses Landes, welches schon früh blühende Städte und eine sehr gebildete ansässige Bevölkerung gehabt hatte.

Der Aufstand in Jemen war Muhammed wohl nicht ganz unerwartet gekommen. Er wusste zu gut, dass unendlich viele der Bekehrungen ganz oberflächliche waren und dass darin eine fortwährende Gefahr liege. Das einzige Mittel zur Beseitigung derselben lag in dem gründlichen und mit nachhaltigem Eifer fortgesetzten Unterricht in der neuen Lehre, und Muhammed gab sich alle Mühe, dieses Mittel in der gehörigen Weise anzuwenden und anwenden zu lassen, nur konnte dasselbe nicht schnell genug wirken.

Muhammed war damals ohne allen Zweifel schon ziemlich krank, aber trotz seiner körperlichen Leiden war er doch geistig noch so frisch, dass er allen Angelegenheiten des neuen Religionsstaates seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuwendete und auch auf die Ereignisse, welche sich an den Grenzen desselben abspielten, ein wachsames Auge hatte. Hier wohnten namentlich nach Norden und nach Osten zu Stämme arabischer Abkunft, zum Theil den Byzantinern unterworfen. Muhammed war zu ausgeprägt national gesinnt und geartet, als dass er nicht die Zugehörigkeit auch dieser Araber zu seinem Reich als etwas ganz Nothwendiges hätte empfinden müssen. An das ganze Volk der Araber, dieses auserwählte Volk, sollte seine Botschaft ergehen, das ganze Volk, welches seine

Sprache, „die vollkommenste Sprache der Welt", sprach, wollte er zu einem Volke von Brüdern vereinigen. Jene grossen Stämme fehlten noch und auch sie sollten natürlich der für alle Araber bestimmten Botschaft theilhaftig werden. So lange dies nicht der Fall war, stand sein Werk noch unvollendet da, es fehlte seinem Reich ein sehr bedeutender Bestandtheil.

Ob Erwägungen solcher Art den Muhammed bestimmten, dass er noch in den letzten Monaten seines thatenreichen Lebens einen Kriegszug nach Syrien beschloss, oder ob er nur die Byzantiner dabei im Auge hatte, wissen wir nicht. Aber dass er noch gegen Ende Mai des Jahres 632 — also etwa vierzehn Tage vor seinem Tode — die Aufforderung zu diesem Kriegszug erliess und den zwanzigjährigen Usâma, den Sohn seines einstigen Sklaven Zaid, zum Befehlshaber ernannte, das ist gewiss. Die Wahl des sehr jungen Mannes erregte grosse Unzufriedenheit, allein Muhammed suchte die Leute zu beruhigen, was ihm freilich, wie es scheint, nur sehr schwer gelang. Da der Prophet kurze Zeit darauf starb, wurde der Abmarsch der bereits versammelten Truppen verschoben und die Expedition wurde erst unter dem Chalifat des Abû-Bekr ausgeführt.

Die ersten Symptome der Krankheit, an welcher der Prophet starb, zeigten sich etwa vierzehn Tage vor seinem Tode. Es bemächtigte sich seiner eine rastlose Unruhe, die ihn nicht schlafen liess. Mitten in der Nacht stand er auf und begab sich auf den Friedhof von Bakîᶜ (in Medîna), wo seine vor ihm hingegangenen Gefährten ruhten, um Gottes Segen

über sie zu erflehen. Darauf kehrte er zur ʿÂïsha zurück, besuchte seine Frauen der Reihe nach und brachte den letzten Theil der Nacht bei seiner Frau Maimûna zu. Am Morgen ging er zur Moschee, um den Usâma als Anführer der Expedition nach Syrien einzusetzen. Die Anordnung begegnete dem heftigsten Widerspruch seitens der Muslims und Muhammed wurde dadurch so aufgeregt, dass er ganz entschieden dadurch kränker wurde. Sein Zustand wurde immer bedenklicher. Er hatte sich von seinen Frauen, bei denen er immer abwechselnd die Nächte zubrachte, ausgebeten, während seiner Krankheit in der Wohnung der ʿÂïsha bleiben zu dürfen. Hier wendete man vergeblich kalte Bäder und Uebergiessungen mit kaltem Wasser an, um die Fieberhitze zu hindern. Die Hitze war so arg, dass man sie durch die Decken fühlen konnte. Er litt furchtbar. Von Schmerzen gepeinigt warf er sich laut schreiend und jammernd auf dem Lager hin und her. Dennoch kam er noch wiederholt zur Moschee, um mit den Seinen zu beten. ʿAlî und Fadhl bin ʿAbbâs führten den todtkranken Mann, der seine durch das beständige Fieber und das Gefühl einer unüberwindlichen Schwäche bedingten Leiden standhaft und muthig zu bekämpfen suchte. Eines Tages bestieg er noch selbst die Kanzel, lobte Gott und sagte zu den Seinigen: „Ihr Muslims. Es ist besser in dieser Welt zu erröthen, als in der zukünftigen. Wenn unter euch einer ist, welchen ich geschlagen habe, so biete ich ihm meinen Rücken, dass er mich wieder schlage. Habe ich einen von euch beleidigt, so mag er mir

Gleiches mit Gleichem vergelten. Habe ich einen seines Gutes beraubt, so nehme er sich, was ich ihm schuldig bin, ich stelle ihm Alles, was ich besitze, zur Verfügung. Fürchte Niemand, dass ich ihn deshalb hasse. Ich kenne keinen Hass. Ehret und achtet die treuen Helfer,*) die einst den vertriebenen Flüchtling bei sich aufgenommen und durch ihren Beistand den Erfolg seiner Sache gesichert haben." Zuletzt war er nicht mehr im Stande, sich in die unmittelbar an sein Haus stossende Moschee zu begeben, um daselbst vorzubeten und Abû-Bekr musste an seiner Stelle als Vorbeter eintreten. Das Fieber zehrte immer mehr an seinen Kräften und er wurde von Tag zu Tag schwächer. Dennoch liess er, so oft er nur konnte, seine Freunde und Schüler zu sich, um ihnen noch Instructionen zu geben. Immer und immer wieder prägte er ihnen ein, die Medînenser (Helfer) zu ehren. „Die Zahl der Gläubigen wird zunehmen, aber die Hilfsgenossen bleiben wie sie sind und nehmen nicht zu. Sie waren meine Familie, bei der ich meine Heimath fand. Thut denen wohl, die ihnen wohl thuen, und bestrafet diejenigen, welche ihnen unfreundlich begegnen. Noch drei Gebote gebe ich euch: Vertreibet aus Arabien diejenigen, welche sich nicht zum Islâm bekennen. Gewähret Allen, welche sich zu dem Islâm bekennen, gleiche Rechte mit den eurigen und ehret sie. Betet ohne Unterlass."

Am letzten Tage seines Lebens, einem Montag, ging der auf den Tod matte Muhammed noch heraus

*) D. h. die Medînenser.

zum Morgengebet. Man hob den Vorhang in die Höhe und öffnete die Thür zur Moschee. Er blieb an der Thüre der Wohnung der ʿÂïsha stehen. „Die Muslims, sagt ein Augenzeuge, waren nahe daran ihr Gebet zu unterbrechen, so freuten sie sich über Muhammmed's Erscheinen. Muhammed winkte ihnen, dass sie bei dem Gebete bleiben sollten und lächelte vor Freude, sie beim Gebet zu sehen und wahrlich, Muhammed ist mir nie schöner erschien, als damals."

Ja Muhammed soll sogar noch nach dem Schluss des Gebetes eine Anrede an die in dem Tempel versammelte Gemeinde gehalten haben. Nach diesen Berichten sprach er folgende Worte zu der Versammlung: „O ihr Muslims, harte Prüfungen stehen euch bevor, sie werden wie Sturmeswolken über euch hereinbrechen. Der Korân sei eure Leitung, der ihr folgen sollt. Thut, was er euch vorschreibt und was er euch gestattet; meidet, was er euch verbietet."

Allen erschien der Zustand des geliebten Propheten so gut, dass sie auf baldige Besserung hoffen zu dürfen glaubten. So gingen denn die Meisten ihren Geschäften nach, Abû-Bekr begab sich sogar in eine entferntere Vorstadt Sunh, wo seine Frau wohnte. Niemand hatte auch nur die leiseste Ahnung von dem, was so nahe bevorstand.

Muhammed war in ʿÂïsha's Wohnung zurückgegangen. Er hatte sich über seine Kräfte angestrengt. Matt und auf das Aeusserste erschöpft begab er sich auf sein Lager. Nur ʿÂïsha war bei ihm, die ihn treu pflegte. Sein Kopf lag auf ihren Knieen, sie fühlte, wie er von Moment zu Moment schwerer wurde.

Nur abgebrochene Worte sprach er noch: „Ja . . . der oberste Gefährte . . . im Paradies! Plötzlich wurde sein Blick starr. Er war verschieden. Es war Montag, den 8. Juni 632*) kurz nach Mittag.

*) Die Araber geben einstimmig an, dass Muhammed am Montag gestorben sei, weichen aber in der Angabe des Monatstages von einander ab, indem die Einen (und zwar die Meisten) den 12., Andere den 13. des Monats Rabî' al-awwal als Todestag angeben. Da nun aber der 12. Rabî' I. (7. Juni) im Jahre 632 auf einen Sonntag fiel, wird man den 13. Rabî' I., welcher Montag den 8. Juni Abends begann und Dienstag, den 9. Juni Abends endigte, als den Todestag ansehen müssen. Da Muhammed am Montag nach Mittag starb, ist er, nach unserer Art zu rechnen, Montag, den 8. Juni gestorben. „Der erste Wochentag nimmt mit dem Untergang der Sonne am Sabbat seinen Anfang und dauert bis zu ihrem Untergang am folgenden Tage und ebenso die übrigen Wochentage" sagt al-Fargânî (Elementa astronomica, hrsg. von Golius S. 2).

## Berichtigungen und Zusätze.

S. 7. Z. 5 v. u. l. Obgleich. — S. 30. Z. 9 v. u. l. den Muhammed st. dem. — S. 33. Z. 3. l. viel st. vie. — S. 52. Z. 13. l. in Hirâ. — S. 55 ist die Anmerkung ausgefallen: „Vgl. Nöldeke, Das Leben Muhammed's S. 20 ff. — S. 60. Z. 15. l. für Muhammed st. bei Muhammed. — S. 64. Z. 6. l. desselben st. derselben. — S. 84. Z. 3. l. 'Abd-allâh. — S. 125. Z. 7. l. ihrerseits st. hrerseits. — S. 143 Z. 17. l. Banû'l-Aus st. Banû'l-'Aus. — S. 180. Z. 7. v. u. l. einer Schuld zu zeihen st. zu desavouiren. — S. 209. Z. 2. l. Ende des März st. Ende des Februar. — S. 213. Z. 17. l. 'Uraidh st. Uraidh. — S. 255. Z. 10. v. u. l. Wâdî'l-Kurà st. Wâdî'b-kurà. — S. 318. Z. 5. l. die Heranziehenden st. sie. — S. 319. letzte Z. l. fünfzehn st. siebzehn. — S. 332. Z. 3. l. welchen st. welchem — S. 349. Z. 14. l nicht sehr weit von der Grenze von Syrien gelegen.

# INHALT.


1. Kapitel. Seite

Von Muhammed's Geburt bis zu seiner ersten Verheirathung . . . . . 1

2. Kapitel.

Religiöse Zustände der Araber zur Zeit Muhammed's 13

3. Kapitel.

Muhammed's Verheirathung mit Chadîdsha . . . . 28

4. Kapitel.

Die ersten Offenbarungen . . . . . 45

5. Kapitel.

Muhammed's Auftreten als Prophet. Erste Auswanderung nach Abessinien. Bekehrung des ʿOthmân und des Hamza. Zweite Auswanderung nach Abessinien. Bekehrung einer Anzahl Medînenser. Eidesleistung von ʿAkaba und Wahl der zwölf Nakîb . . . . 62

6. Kapitel.

Die Flucht des Propheten von Mekka nach Medîna . 131

7. Kapitel.

Erste Einrichtungen Muhammed's in Medîna. Schutz- und Trutzbündniss mit den Medînensern. Verheirathung Muhammed's mit der ʿÂïsha. Verheirathung ʿAlî's mit Fâtima. Vorbereitungen auf die ersten Kämpfe . . . . . 138

8. Kapitel.

Die Zeit der ersten Kämpfe. Schlacht von Bedr . . 173

9. Kapitel.

Die weiteren Kämpfe . . . . . 197

10. Kapitel. Seite

Die Niederlage am Berge Uhud. Weitere Kämpfe gegen den jüdischen Stamm der Banû Nadhîr und Vertreibung desselben. Zug nach Dûmat-al-dshandal 216

11. Kapitel.

Belagerung von Medîna. Kampf gegen die Banû Kuraizha und die Banû Musstalik. Abenteuer der ʿÂïsha. Zug nach al-Hudaibija. Eroberung von Chaibar. Versuch den Muhammed zu vergiften. Einnahme von Fadak, Wadî' l-Kurá und Taimâ . . . . . 255

12. Kapitel.

Gesandtschaften an die Herrscher benachbarter Reiche. Wallfahrt nach Mekka. (ʿUmrat-al-Kadhâ). Feldzüge nach Muta und Dsât-al-Salâsil . . . . . 297

13. Kapitel.

Eroberung von Mekka. Schlacht von Hunain. Belagerung von Tâïf. Vertheilung der Beute in Dshiʿirrâna. 312

14. Kapitel.

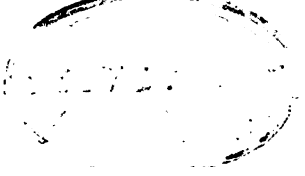
Rückkehr Muhammed's nach Medîna. Geburt seines Sohnes Ibrâhîm. Deputationen der arabischen Stämme an Muhammed. Feldzug nach Tabûk. Tod des ʿAbdallâh bin Ubajj, des Führers der Heuchler. Feierliche Verkündigung der Bestimmung, dass die Heiden, Juden und Christen fortan von dem Besuche Mekka's ausgeschlossen sind. Tod von Muhammed's Sohn Ibrâhîm . . . . . 339

15. Kapitel.

Weitere Deputationen heidnischer Stämme an Muhammed. Verunglückter Mordanschlag auf den Propheten. Der Dichter Labîd bekehrt sich zum Islâm. Letzte Pilgerfahrt Muhammed's nach Mekka . . . . . 359

16. Kapitel.

Muhammed's Ende . . . . . 371



Sei
ıpfe
ınd
dal 2[illegible]

Ku-
na.
er-
on
. 255

e.
ge
. 297

. 312

339

59

1

YB 71
BP
75-
K7
68677